RECAP

ANNEX-LIB
Library of
Princeton University.

Presents

Digitized by Google

Seek Virtue. and of that
possest, To providence resign
the rest. yon Scherr mit Thess.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE RIGHT HON.BLE WILLIAM WINDHAM
BORN MAY 3.RD 1750 DIED JUNE 4.TH 1810

Berlinische Monatsschrift.

19

Herausgegeben

von

J. E. Biester.

Neunzehnter Band.

Januar bis Junius, 1792.

Gedruckt zu Jena 1792.

Im Verlag der Haude- und Spenerschen Buchhandlung

in Berlin.

Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des neunzehnten Bandes.

Januar.

1. Horaz, Buch II, Ode 14: Eine Neujahrsbetrachtung von Hrn. Professor Ramler Seite 1
2. Friedrich Wilhelm der Gesetzgeber. Einige wichtige Stellen aus dem Neuen Preussischen Gesetzbuch 8
3. Ein Vereinigungsplan aus dem Anfang des Jahrhunderts. Auszug aus Winkler's Arkanum Regium, 1703. 30
4. Ueber die Kalmarische Union der drei Nordischen Reiche 1397. 36
5. Eine Schatzgräbergeschichte aus Pommern, 1788. 68
6. Antwortschreiben des Königs von Polen an die Akademie der Wissenschaften in Berlin, November 1791 76
7. Ideen über Staatsverfassung, veranlaßt durch die neue Französische Konstituzion 84
8. Berlinische Geburts- und Sterbelisten:
   I. Von dem 4ten Quartal des Kirchenjahres 1790 — 1791. 99
   II. Rekapitulazion des ganzen Kirchenjahrs 100
   III. Tabelle der Gestorbenen nach den Krankheiten 101
   IV. Einige Anmerkungen über diese Listen 104

Mit dem Bildniß des Herrn von Rohdich, Kön. Preuss. General-Lieutenants, Staats- und Kriegsministers, Präsidenten des Oberkriegskollegiums u. s. w. Von Henne gestochen.

d 807

496490

Digitized by Google

Februar.

1. Dem Herrn Staatsminister Grafen von Herzberg, als dem Biographen Friederichs, gesungen. Von Frau von Bandemer, geb. v. Franklin Seite 105

2. Ursprung der Begriffe von Unsterblichkeit und Seelenwanderung. Von Hrn. Prof. Bardili 106

3. Bemerkungen (auf einer Reise in England) über Devonshire und die Insel Londy. Von Hrn. Prof. Stäudlin 129

4. Ueber des Herrn Geh. Justizrath Möser Behauptungen im Novbr. 1791 Nr. 2 142

5. Entdeckung des wahrscheinlich schlechtesten Buches unter der Sonne 155

6. Ueber die Kolonieen der Griechen 170

7. Das Tamulische Sittenbuch, Pottia malei, auf Palmblättern geschrieben 195

8. An Herrn Prediger Schulze in Döbritz, von Hrn. Feldprediger Schmidt 201

9. Von der Darstellung der Rede durch Schrift, oder allgemeine Grundsätze der Orthographie. Von Hrn. Richter, Kandidat der Rechte 203

10. Tabelle der im J. 1791 aus Elbing versandten Waaren 216

Digitized by Google

März.

1. Der Erste März: Horaz, Buch III, Ode 8. Von Hrn. Prof. Kamler Seite 217

2. In welchem Sinn ist die Preussische Monarchie ein Militarischer Staat? Von Hrn. Geh. und Kammergerichtsrath Goßler. (Aus Dessen öffentlichen Vorlesungen über das Allgemeine Gesetzbuch.) 223

3. Patriotische Nacheiferungsgesellschaft in Neuenburg (Neufchatel). Gestiftet von dem Herrn Gesandten am Turiner Hofe, Freiherrn von Chambrier; vom Könige bestätigt den 6ten Jun. 1791 244

4. Patriotische Gesellschaft der Kriegskunstverehrer in Wesel, gestiftet von dem Kön. Generallieutenant und Guvernör Herrn von Schlieffen. Dessen Entwurf der Gesellschaft; und Dessen Rede bei ihrer Eröfnung, d. 1 Jänner 1792 251

5. Betrachtungen über den Einfluß der Deutschen Staatsverfassung auf das Nazionalglück der Deutschen; in Beziehung auf zwei Aufsätze von Mirabeau und von Wieland 268

6. Mösers fünfzigjährige Amtsjubelfeier, d. 17 Jan. 1792. Von Hrn. D. Kleuker 300

7. Anmeldung der Jesuiten in Brabant, während der Unruhen, 1790 318

8. Patriotische Oekonomische Gesellschaft in der Mark Brandenburg, zu Potsdam. Preisaufgabe derselben, von Hrn. von Rochow auf Rekahne 319

April.

1. Angebinde am Ersten April Seite 321

2. Ueber das radikale Böse in der menschlichen Natur. Von Hrn. Prof. Kant 323

3. An meinen Bruder, den Geh. Finanzrath und Accise-Regisser F. E. G. von Beyer. Von Hrn. Geh. Finanzrath und Präsidenten J. A. von Beyer 385

4. Ueber die Salzwerke in Wielitschka, im Januar 1792. Von Hrn. Grafen von Lepel, Königl. Kammerherrn, und des Johanniterordens Ritter 387

5. Anrede an den Kronprinzen von Preussen, im Kammergericht zu Berlin, d. 6 März 1792. Von Herrn Geheimenrath und Kammergerichtsdirektor Kircheisen 401

Mai.

1. Die Ruhe: Horaz, Buch II, Ode 16. Von Hrn. Prof. Kamler Seite 417

2. Ueber die Verschiedenheit des Vermögens und des Standes. Von Hrn. Geheimen und Kammergerichtsrath Goßler; aus der Einleitung zu seinen Vorlesungen über das Allgemeine Gesetzbuch 424

3. Ueber die Pflicht der Ergebung in Zeiten, wann die Wahrheit verfolgt wird. Eine Predigt (über 2 Tim. IV, 17), gehalten in England unter K. Jakob II 438

4. Vom Herkommen und langen Besitz, als Grundsätzen des Naturrechts 456

5. Nostradamus. Eine Prophezeihung von ihm auf das Jahr, 1792 464

6. Klage über den April. Von Hrn. Geh. Finanzrath J. A. von Beyer 473

7. Bourbon-Crequi; ein Französischer Abenteurer in Glogau und Stettin, von 1781—1791. Aus den Akten erzählt 474

8. Berichtigung (zu März, N. 8), die Kurmärkische Oekonomische Gesellschaft zu Potsdam betreffend 511

9. Berlinische Geburts- und Sterbelisten: Vom 1sten Quartal des Kirchenjahres 1791—1792 518

Junius.

1. Der Gebrauch der Freiheit. Eine Fabel von Hrn. Hofrath Pfeffel Seite 513

2. Wie und wann mag eine Nazion ihre Konstituzion verändern? (Man ſ. Novbr 1791, Nr. 2). Ueber des Hrn. K*** Einwendungen dagegen, im Februar Nr. 4. Von Herrn Geh. Juſtizrath Möſer 514

3. Kleine Beiträge zur Deutſchen Sittengeſchichte im Mittelalter 528

4. Ein katholiſches Vaterunſer in Verſen, aus Baiern 536

5. Beſchreibung des neuen, von H. Bernhard Rode gemalten, Vorhanges vor dem Kgl. Nazionaltheater zu Berlin 540

6. Die Proſelytinn des Pythagoras. An Herrn Prof. Ramler 543

7. Briefe über Polen, im Sommer 1791. (fortgeſetzt.)

V. Weg von Poſen nach Warſchau, und von Warſchau bis Thorn 545

VI. Warſchau: die Stadt im Allgemeinen 552

VII. Schloß, Bibliotheken, Sächſiſcher Pallaſt, u. ſ. w. 558

VIII. Gegend umher. Thierhetze 569

IX. Reichstag. Neue Verfaſſung. Der König. 576

X. Lebensart, Charakter 590

8. Auguſt von Kotzebue, und Heinrich Matthias Marcard 604

9. Nachtrag zur Klage über den April 1792. (man ſ. Mai. Nr. 6.); in die Seele des Verfaſſers gedichtet 632

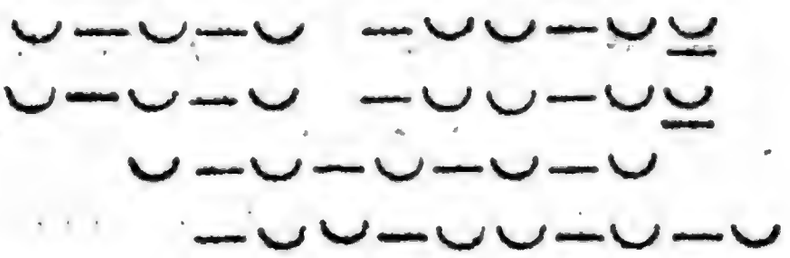
Berlinische Monatsschrift

1792. Januar.

I.

An den Postumus.

Horazens vierzehnte Ode des zweiten Buchs.



Ach! allzubald, mein Postumus, allzubald
Entfliehn die Jahre. Frömmigkeit hält umsonst
Das Alter, das die Schläfe furchet,
Hält den unbändigen Tod umsonst auf.

Und brächtest du zur Sühnung gleich jeden Tag
Dreyhundert Opferstiere dem Höllengott,
Der, durch kein Flehn gerührt, den dreyfach
Mächtigen Geryon und die Stärke

Des ungeheuren Tityos durch den Strom
Im Zaum hält, den wir, die wir der Erde Frucht
Genießen, Fürstenkinder oder
Dürftige Pflüger, befahren müssen.

Vergebens, Freund, entgehn wir der Wuth des Mars,
Dem Sturz der Wellenberge des Adriae,
Vergebens sichern wir im Herbstmond
Uns vor den schädlichen Mittagswinden:

Wir müssen doch den schwarzen Kocytus sehn
In krummen Ufern schleichen, des Danaus
Verruchte Brut, den Aeoliden
Sisyphus, ewig verdammt zur Arbeit.

Verlassen mußt du Hufen und Haus, und ach!
Dein süßes Weib; der Bäume, von dir gepflegt,
Wird keiner seinem kurzen Eigner,
Als die verhaßte Cypresse, folgen.

Ein klügrer Erbe leert den Fundaner aus,
Den hundert Schlösser hüten, und tüncht mit Most,
Den edler nicht der Oberprieſter
Tafel gewähret, den Marmorästrich.

Anmerkungen.

Der Inhalt dieser Ode ist: Genieße das Leben, denn du mußt es bald verlassen. Wenn man die übrigen Oden ansieht, in welchen der Dichter einen gleichen Stoff bearbeitet hat, so muß man sich wundern, wie geschickt er Gedanken und Ausdrücke abzuändern und besondere Nebenumstände mit einzuflechten weiß.

V. 7, 8. **Den dreyfach mächtigen Geryon)** Man hat dem Geryon drey Köpfe, sechs Arme und sechs Füße zugeschrieben. Einige glauben, er sey König von drey spanischen Inseln gewesen, oder er habe zwey mächtige Brüder gehabt, und sey deswegen der dreyfache genannt worden.

V. 8, 9. **Die Stärke des ungeheuren Tityos)** Der Riese Tityus wollte der Latona Gewalt anthun, und

und ward von ihren Kindern erlegt. In der Unterwelt bedeckt er mit seinem Körper neun Morgen Landes, und ein großer Geyer zernagt ihm die immer wiederwachsende Leber, welche die Alten für den Sitz der Wollust hielten.

V. 9—12. **Durch den Strom im Zaum hält, den wir — befahren müssen)** Eine Beschreibung des Styx, über dessen Wasser man nicht zurückkommen kann, wenn man einmahl davon eingeschlossen ist. Virgil sagt, er winde sich neunmahl um den Aufenthalt der Schatten.

V. 15, 16. **Vergebens sichern wir im Herbstmond uns vor den schädlichen Mittagswinden)** An einem andern Ort sagt Horaz:

- - Nec me perdit — plumbeus auster
Autumnusve gravis, Libitina quaestus acerbae.

Nach unsers Wielands Uebersetzung:

— — — Frey zu seyn — — — —
Vom bleyernen Mittagswind' und vom schweren Druck
Des Herbstes, der zu Rom er Leichengöttinn wuchert.

Sat. II. 6.

V. 17, 18. **Den schwarzen Kocytus sehn in krummen Ufern schleichen)** Von diesem Höllenflusse sagt auch Virgil, er führe schwarzen Schlamm, und träge fließe die Fluth dieses scheußlichen Sumpfes. Landbau, IV. 478, 479.

V. 18, 19. **Des Danaus verruchte Brut)** Die Danaiden, die das Blut ihrer Vermählten vergossen hatten, waren in der Hölle verdammt, Wasser in durchlöcherte Gefäße zu gießen, und wurden von den Furien gegeißelt, wenn sie diese Arbeit unterließen.

V. 19, 20. **Den Aeoliden Sisyphus, ewig verdammt zur Arbeit.)** Sisyphus, ein Sohn des Aeolus und der Enarete, erdrückte die Reisenden mit einem großen Stein, den er ihnen auf den Leib legte. In der Unterwelt ward er wegen dieses und anderer Bubenstücke verurtheilt einen schweren Stein auf einen Berg zu wälzen,

zen, und weil der Stein immer wieder herunterrollte, diese Arbeit unaufhörlich zu wiederhohlen.

V. 21. **Verlassen müßt du Hufen und Haus)** Nicht Erdboden und Haus, sondern Landgut und Haus. Tellus im Lateinischen kann hier eine tellus Tuscula, oder Sabina, oder ein anderes Gut seyn.

V. 23. **Seinem kurzen Eigner)** Ein kurzer Besitzer, anstatt ein Besitzer auf kurze Zeit, oder ein kurz lebender Besitzer, ist eine von den Kühnheiten der lyrischen Poesie, deren sich der Dichter hier und an zwey andern Orten bedient.

Das Wort Eigner, statt Eigenthümer, aus unsrer alten Sprache entlehnt, ist noch jetzt in Oberdeutschland gebräuchlich. S. Adelungs Wörterb. unter Eigener.

V. 22—24. **Der Bäume — — keiner — — als die verhaßte Cypresse,)** Die Cypressen, diese Trauerbäume, die dem Pluto geweiht und aus dem Leichnam des Cyparissus entstanden waren, setzte man an die Scheiterhaufen und an die Häuser, in welchen Todte lagen.

V. 25. **Ein klügrer Erbe leert den Fundaner aus)** Der Fundanerwein führt den Namen von der Stadt Fundi in Kampanien (jetzt Fondi in Napoli), auf dem Cäkubischen Acker gelegen, einem Acker, der seines Weines wegen berühmt war. Plinius sagt, daß man die Fundanischen Weine den Albanischen, Surrentinischen, Massischen, und den Sataninischen aus der Nachbarschaft des Falernerackers vorzuziehen pflege. Naturgesch. XIV, 6. (8.)

V. 26, 28. **Und tüncht mit Most — den Marmorästrich)** Man goß etwas Wein den Göttern zum Opfer auf den Boden. — Einige sagen: das Aestrich, Andre der Aestrich; das letztere Scheller in seinem Deutsch-Lateinischen Wörterbuch, und viele Andere im gemeinen Leben.

„Aesterich bedeutet: 1. Ein jedes von Steinen verfertigtes Pflaster, oder einen gepflasterten Weg. 2. „Einen von viereckigen und andern Steinen gepflasterten „Fußboden eines Zimmers. — In dieser Bedeutung „sagt schon Notker, Ps. CXVIII, 25: Demo Asteriche „hafteta

„hafteta zuo min Sela: adhaesit pavimento anima „mea. — In weiterer Bedeutung wird auch ein mit „Gyps oder Kalk, und zerstoßenen Mauersteinen über„zogener Fußboden so genannt, welchen man zum Un„terschiede von dem vorigen ein gegossenes Aestrich zu „nennen pflegt. — Astragus, Astracum, Astrecum, und „Astreca bedeuteten in dem mittlern Lateine den gepfla„sterten Fußboden eines Zimmers. — In dem Bremisch„Niedersächsischen Wörterbuch wird versichert, daß „Astrak in und um Bremen von einer gewissen Art Bruch„steine, womit man pflastert, gebraucht werde.“ Ade lung im Wörterbuche. — Einen mit Numidischen Marmor gepflasterten Aestrich nannte man, wie Festus schreibt, pavimentum Poenicum, einen Punischen Aestrich.

So viel zur Erklärung des Wortes Marmoraestrich: damit es die nicht für einen Widerspruch halten, welche ihre Gypsästriche schlechtweg Aestriche nennen.

V. 27, 28. Den edler nicht der Oberpriester Tafel gewähret) Wenn man in Rom einen köstlichen Schmaus bezeichnen wollte, so nannte man ihn ein Pontifexmahl, oder ein Banket der Saliarischen Priester. Die Mahlzeit, womit Metellus, als Pontifex Maximus, seine Amtsbrüder und einige Vestalische Jungfrauen bewirthet hatte, erzählt Makrobius; und nennt die mannichfaltigen Schalthiere, Fische, Vögel und vierfüßigen Thiere, die bey der Mahlzeit aufgetragen worden sind. Saturnalien, II, 9. Ramler.

2.

Friedrich Wilhelm der Gesetzgeber.

Wie majestätisch-edel die Gerechtigkeit *), mit offenen hellforschenden Augen, dasitzt, und scharf

*) Auf dem schönen Titelkupfer, vor dem Ersten Bande des allgemeinen Gesetzbuchs für die Preussischen Staa-

und fest auf die richtenden Schale blickt, worin sie Pflugschaar und Hirtenstab gegen Krone und Zepter gleichschwebend erhält. Neben dem Haupte der hohen Göttin, an den felsenfesten Mauren ihres ewigen Tempels, hängt, von vaterländischem Eichenlaube umwunden, des Königs Brustbild, mit der Umschrift: Friedrich Wilhelm der Gesetzgeber. — Der Gesetzgeber! Einer der ehrwürdigsten, heiligsten Beinamen, welchen der Regent eines Volkes führen kann! welchen in andern Zeiten so wenig Fürsten zu erwerben gestrebt haben, und welchen noch kein Monarch auf Erden so edel verdiente!

Friedrich der Große faßte zuerst den wahrhaftköniglichen Gedanken: Seinem Volke, dem Er so vieles war, auch Gesetzgeber seyn zu wollen. Mit der ihm so eigenen glücklichen Wahl berief Er Herrn von Carmer zu diesem Geschäfte; aber Er erlebte dessen Ausführung nicht. — Kaum bestieg Friedrich Wilhelm den Thron, so erließ Er *) an den Großkanzler hierüber den weisesten bestimmtesten Befehl,

voll

Staaten; von B. Rode gezeichnet, und D. Berger gestochen.

*) Den 27 August 1786. Die Kabinetsordre steht unter andern gedruckt als Beilage in Engels Rede am Geburtstage des Königs, 1786, S. 55.

voll Milde und Gerechtigkeitsliebe, voll Achtung für die Freyheit der Einwohner und die Stimme der einsichtsvollen Wahrheit. — Das Werk ist geendet: *ist unter d. 20. März 1791* vom Könige publiziret worden; es steht itzt zur Bewunderung von Welt und Nachwelt da, und zur stolzesten patriotischten Freude aller Preussen.

Es ist das erste Gesetzbuch, welches so sorgfältig ausgearbeitet, so öffentlich den Einwohnern und den Ausländern zur Prüfung dargelegt ward. Als der Entwurf des Gesetzbuches erschienen war, wurden unter Allerhöchster Autorität die Stände der Provinzen, das Generaldirektorium, die Domänenkammern, die Landes-Justizkollegien, aufgefordert, ihre Bemerkungen aufzusetzen und einzusenden. Auch jeder Privatmann, welcher Lust dazu hatte, jeder inländische und auswärtige Gelehrte ward berechtiget, ja durch ansehnliche Preise eingeladen, seine Erinnerungen freymüthig bekannt zu machen. Wie häufig das letzte geschehen ist, haben die mehrmaligen Nachrichten von den Preisschriften gezeigt (z. B. Berl. Monatsschr. 1788 August S. 179). Wie gewissenhaft man von allen Erinnerungen und Bemerkungen Gebrauch gemacht, wie aufmerksam prüfend man bei der Um-

arbeitung des Entwurfs zum wirklichen Gesetzbuche verfahren hat, kann hier nicht auseinander gesetzt werden *); aber der Augenschein lehrt dies.

Es ist das erste Gesetzbuch, welches jedem denkenden Menschen als lesbares, als belehrendes, ja auch als unterhaltendes Buch in die Hände gegeben werden kann. Die Schreibart ist nie schwerfällig noch verworren; der Ausdruck immer edel, einfach und angemessen; höchst glücklich sind die deutschen Wörter für Dinge, welche man sonst nur im barbarischen Latein zu benennen pflegte. Jeder Abschnitt fängt mit einer philosophischen Bestimmung des Begriffes von der Sache oder dem Geschäfte an; und Alles wird daraus so bündig abgeleitet, Alles folgt in so lichtvoller Deutlichkeit, daß auch der, welchem das Preussische Gesetz als Gesetz gleichgültig sein kann, es zu Rathe ziehen wird, wenn er sich über solche Gegenstände unterrichten will.

Es ist endlich das erste Gesetzbuch, worin der Gesetzgeber mit der Denkungsart und den Begriffen seines Zeitalters Schritt hält. Der menschliche Geist hat sich mehr entwickelt, eine sanftere milde

*) Man s. davon Kleins Annalen der Gesetzgebung Bd. 8, S. XIII, f.

milde Philoſophie des Lebens iſt allgemeiner geworden. Und aus dem ganzen Geſetzbuche leuchtet nichts heller, als dieſer Geiſt der Milde und der Billigkeit hervor.

Wie treffend die ſtreitigen Rechtsfragen entſchieden, wie glücklich das Schwankende beſtimmt und den Spitzfindigkeiten vorgebaut iſt, wie richtig die freyen und oft neuen Hauptpunkte der Rechtsmaterien in ihren Grundſätzen gefaßt ſind: dieſe Unterſuchung wäre für dieſe Blätter zu fremd. Aber, was dem Menſchen, was dem vernünftigen Weſen, was dem freyen denkenden Geiſte, was dem Staatsbürger heilig ſein muß, und deſſen Sicherſtellung er dieſem Neuen Geſetzbuche verdankt: davon darf die Monatsſchrift, welche ſo gerne patriotiſche Geſinnungen weckt, nicht ſchweigen: Bürgerliche und religiöſe Freiheit, das ſind die beiGrundpfeiler unſers Erdenglücks. Und noch nie hat ein Geſetzgeber ſo laut und ſtark ſeine Achtung für dieſelben erklärt; nie ſo ſehr ſeine Abneigung gegen alle Willkühr; ſeine Entfernung von Vorurtheilen in den wichtigſten Angelegenheiten des Menſchengeſchlechts; ſein Beſtreben, die bürgerliche Freiheit mit dem Gehorſam gegen den Staat und deſſen nothwendige Vorſchriften in jene glück-

liche Harmonie zu bringen, ohne welche der wahre Wohlstand in der bürgerlichen Gesellschaft nicht Statt findet, — als unser Friedrich Wilhelm in den von Ihm sankzirten Gesetzbuche. Wie sehr verdient Er, auch schon in dieser Rücksicht den heiligen Namen: Der Gesetzgeber! Wie müssen Seine seguenden Unterthanen nicht mit Liebe und Treue gegen Ihn erfüllt werden! — Ein Staat kann, wie jede menschliche Einrichtung, nicht ganz ohne Mängel sein; aber wie sehr kömmt nicht der Staat der höchsten Vollkommenheit nahe, wo dieser Charakter in der Denkungsart der Regierung vorherrscht, wo diese Grundsätze die allgemeingeltenden sind, wo sie von dem Oberhaupte nicht nur anerkannt, sondern in Gesetzeskraft öffentlich von Ihm bekannt gemacht werden!

Da nicht allen Lesern der Monatsschrift die hieher gehörigen Stellen des vortreflichen Neuen Gesetzbuches so bekannt seyn werden, als sie es allgemein zu sein verdienen; so glaube ich auf einigen Dank Anspruch machen zu können, wenn ich mehrere derselben, aus welchen der Geist dieser Grundsätze hervorleuchtete, hier unter die angegebenen zwey Hauptrubriken zusammenfasse.

I.

Menschen- und Bürger-Freiheit.

Th. II. Tit. V, §. 196. Sklaverei soll in den königlichen Staaten nicht geduldet werden.

§. 197. Kein Königlicher Unterthan kann und darf sich zur Sklaverei verpflichten.

§. 200. Wenn dergleichen Fremde (mit mitgebrachten Sklaven) sich in Königlichen Landen niederlassen; oder auch, wenn Königliche Unterthanen auswärts erkaufte Sklaven in hiesige Lande bringen: so höret die Sklaverei auf.

§. 201. Der Herr hat also kein persönliches Eigenthum über den gewesenen Sklaven.

§. 202. Doch muß letzterer von solcher Zeit an dem Herrn ohne Lohn so lange dienen, bis er denselben dadurch für die auf seinen Ankauf etwa verwendeten Kosten entschädiget hat. §. 204. Während der unentgeldlichen Dienstzeit muß dem gewesenen Sklaven nothdürftige Kleidung und Kost, gleich dem Gesinde, gereicht werden.

Tit. VII, §. 147. Unterthanen (unterthänige Bauren) werden, außer der Beziehung auf das Gut, zu welchem sie geschlagen sind, in ihren Geschäften und Verhandlungen als freie Bürger des Staats angesehn.

§. 148.

§. 148. Es findet daher die ehemalige Leibeigenschaft, als eine Art der persönlichen Sklaverei, auch in Ansehung der unterthänigen Bewohner des platten Landes, nicht Statt.

§. 149. Sie sind fähig, Eigenthum und Rechte zu erwerben, und dieselben gegen Jedermann, auch gerichtlich, zu vertheidigen. u. s. w.

Einleit. §. 89. Die Rechte des Menschen entstehen durch seine Geburt, durch seinen Stand, und durch Handlungen oder Begebenheiten, mit welchen die Gesetze eine bestimmte Wirkung verbunden haben.

§. 90. Die allgemeinen Rechte des Menschen gründen sich auf die natürliche Freiheit: sein eigenes Wohl, ohne Kränkung der Rechte eines Andern, suchen und befördern zu können.

§. 77. Das Wohl des Staats überhaupt, und seiner Einwohner insbesondere, ist der Zweck der bürgerlichen Vereinigung, und das allgemeine Ziel der Gesetze.

§. 78. Das Oberhaupt des Staats, welchem die Pflichten zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls obliegen, ist, die äußern Handlungen aller Einwohner diesem Zweck gemäß zu leiten und zu bestimmen, berechtigt.

§. 79.

§. 79. Die Gesetze und Verordnungen des Staats dürfen die natürliche Freiheit und Rechte der Bürger nicht weiter einschränken, als es der gemeinschaftliche Endzweck erfordert.

Th. II, Tit. XIV, §. 77. Besondere Vorrechte des Staats bei gewissen Angelegenheiten und Geschäften müssen durch ausdrückliche Gesetze bestimmt sein.

Tit. XVII, §. 1. Der Staat ist für die Sicherheit seiner Unterthanen, in Ansehung ihrer Personen, ihrer Ehre, ihrer Rechte, und ihres Vermögens zu sorgen verpflichtet.

§. 2. Die Pflicht des Staats, für die Sicherheit seiner Einwohner, ihrer Personen und ihres Vermögens zu sorgen, ist der Grund, der demselben zukommenden allgemeinen und obersten Gerichtsbarkeit.

Tit. XIII. §. 1. Alle Rechte und Pflichten des Staats gegen seine Bürger und Schutzverwandten vereinigen sich in dem Oberhaupte desselben.

§. 2. Die vorzüglichste Pflicht des Oberhaupts im Staate ist: sowohl die äußere als innere Ruhe und Sicherheit zu erhalten, und einen

Je-

Jeden bei dem Seinigen gegen Gewalt und Störungen zu schützen.

§. 3. Ihm kömmt es zu, für Anstalten zu sorgen, wodurch den Einwohnern Mittel und Gelegenheiten verschaft werden, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden, und dieselben zur Beförderung ihres Wohlstandes anzuwenden.

§. 4. Damit das Oberhaupt des Staats die ihm obliegenden Pflichten erfüllen, und die dazu erforderlichen Kosten bestreiten könne, sind ihm gewisse Einkünfte und nutzbare Rechte beigelegt.

Einleit. §. 5. Die von dem Landesherrn in einzelnen Fällen, oder in Ansehung einzelner Gegenstände, getroffenen Verordnungen können in andern Fällen, oder bei andern Gegenständen als Gesetze nicht angesehen werden.

§. 6. Machtsprüche, oder solche Verfügungen der obern Gewalt, welche in streitigen Fällen ohne rechtliches Erkenntniß ertheilet worden sind, bewirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten.

§. 9. Besondere landesherrliche Begünstigungen, Privilegien und Ausnahmen von gesetzlichen Vorschriften, sind nur in so weit gültig, als dadurch das besondere Recht eines Dritten nicht beeinträchtiget wird

§. 10.

§. 10. Ein jeder Entwurf zu einer neuen Verfügung, durch welche die besondern Rechte und Pflichten der Bürger bestimmt, oder die gemeinen Rechte abgeändert, ergänzt, oder erklärt werden sollen, muß, vor der Vollziehung, der Gesetzkommission zur Prüfung vorgelegt werden; §. 11. Die Gesetzkommission muß, außer der Rücksicht auf die bereits vorhandenen Gesetze und Rechte, ihr Gutachten zugleich auf die Billigkeit und Nutzbarkeit der vorgeschlagenen Verordnung richten. §. 12. Ein ohne dergleichen Prüfung bekannt gemachtes Gesetz ist, in Ansehung des dadurch beeinträchtigten Staatsbürgers, unverbindlich und ohne Wirkung. §. 13. Die Vorgesetzten eines jeden Departements im Staatsrathe müssen dafür haften, daß dieser Anordnung in keinem Falle entgegen gehandelt werde.

§. 26. Die Gesetze des Staats verbinden alle Mitglieder desselben, ohne Unterschied des Standes, Ranges und Geschlechts.

§. 87. Auch Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Oberhaupt des Staats und seinen Unterthanen sollen bei den ordentlichen Gerichten, nach den Vorschriften der Gesetze, erörtert und entschieden werden.

Th. II, Tit. XIV, §. 76. Bei dem Gebrauche der Benutzung und Verwaltung der Domänen und Regalien, kommen dem Staate, der Regel nach, nur eben die Rechte zu, wie einem jeden Privateigenthümer.

§. 81. Alle Streitigkeiten zwischen dem Fiskus und Privatpersonen über Befugnisse und Obliegenheiten, welche nicht auf solchen allgemeinen Anlagen (wozu alle Einwohner des Staats verpflichtet sind) beruhen, sollen im ordentlichen Wege Rechtens nach den Gesetzen des Staats erörtert und entschieden werden.

§. 85. Wenn Diener des Staats, oder fiskalische Beamte, andre Privatpersonen mit ungegründeten fiskalischen Prozessen vorsätzlich beunruhigen, so müssen sie denselben die dadurch verursachten Kosten aus eigenen Mitteln ersetzen.

Tit. XVII, §. 15. Eigentliche fiskalische Prozesse und Untersuchungen gehören nicht zur Polizeigerichtsbarkeit.

Tit. XX, §. 460. Polizeibediente, welche ihr Amt zu Erpressungen und Befriedigung ihrer Privatleidenschaften mißbrauchen; ohne hinlänglichen Grund zur Verhaftnehmung schreiten; oder dabei die den Justizbedienten §. 381. seq. gegebenen Vor-

Vorschriften verletzen: haben die §. 360, 361, 371, imgleichen die §. 381 seq., und im Falle einer bloßen Fahrlässigkeit die §. 372 festgesetzte Strafe verwirkt.

Tit. XVII, §. 75. Wer (welcher Gerichtsherr) seine eigene Gerichtsbarkeit durch sich selbst ausübt, kann in seinen eigenen Sachen niemals Richter sein, sondern muß solche Rechtsstreitigkeiten, bei welchen er selbst oder Personen aus seiner Familie ein Interesse haben, der Untersuchung und Entscheidung des Obergerichts der Provinz überlassen.

§. 76. Wer seine Gerichtsbarkeit nicht selbst verwalten kann oder will, muß einen vom Staate zu dergleichen richterlichem Amte geprüften und tüchtig befundenen Gerichtshalter bestellen. §. 77. Einem solchen Gerichtshalter muß die Verwaltung der Jurisdiktion überhaupt durch eine ordentliche Bestallung aufgetragen, und er nicht bloß in vorkommenden einzelnen Fällen gegen Diäten zugezogen werden.

§. 85. Wer seine Gerichtsbarkeit zum Druck der Gerichtsgesessenen mißbraucht, soll, außer der sonst verwirkten Strafe, derselben für seine Person auf immer verlustig erklärt werden.

Tit. X, §. 95. Die (gesuchte) Entlassung (vom Amte) soll nur alsdann, wenn daraus ein erheblicher Nachtheil für das gemeine Beste zu besorgen ist, versagt werden. §. 96. Doch hat auch in diesem Falle der Beamte, welchem durch die Versagung des Abschiedes eine sichere Gelegenheit zu seiner erlaubten Verbesserung entgeht, billige Entschädigung dafür vom Staate zu erwarten.

§. 98. Kein Vorgesetzter oder Departementschef kann einen Civilbedienten, wider seinen Willen, einseitig entsetzen oder verabschieden. §. 99. Vielmehr muß er, wenn die Verabschiedung nöthig befunden wird, den Beamten mit seiner Erklärung oder Verantwortung darüber ordnungsmäßig hören, und die Sache zum Vortrage im versammelten Staatsrathe befördern. §. 100. Was dieser durch die Mehrheit der Stimmen beschließt, dabei hat es lediglich sein Bewenden.

Tit. XVII, §. 133. Denjenigen, die sich den Wissenschaften und freien Künsten gewidmet haben, sollen, wenn sie auch sonst einer besondern Erlaubniß zum Auswandern bedürfen, die Gelegenheiten, sich durch ein auswärtiges Unterkommen zu verbessern, durch Versagung dieser Erlaubniß nicht benommen werden.

Ein-

Einleit. §. 58. Privilegien und verliehene Freiheiten müssen, in zweifelhaften Fällen, so erklärt werden, wie sie am wenigsten zum Nachtheil des Dritten gereichen. §. 61. Außerdem sind alle dergleichen besondere Gesetze und Verordnungen so zu erklären, wie sie mit den Vorschriften des gemeinen Rechts und dem Hauptendzweck des Staats am nächsten übereinstimmen.

Th. I, Tit. XXIII, §. 11. Daraus daß der Staat zur Unterstützung einer gewissen Handlung oder Fabrik die Einführung fremder Waaren verboten hat, folgt noch nicht ein Recht für den Begünstigten, andere Landeseinwohner von gleichen Handels- oder Fabrikenunternehmungen auszuschließen.

Tit. VIII, §. 29. Der Staat kann das Privateigenthum seiner Bürger nur alsdann einschränken, wenn dadurch ein erheblicher Schaden von Andern, oder vom Staate selbst, abgewendet, oder ihnen ein beträchtlicher Vortheil verschaft werden, beides aber ohne allen Nachtheil des Eigenthümers geschehen kann.

§. 30. Ferner alsdann, wenn der abzuwendende Schaden, oder der zu verschaffende Vortheil, des Staats selbst oder anderer Bürger desselben,

den aus der Einschränkung für den Eigenthümer entstehenden Nachtheil beträchtlich überwiegt. §. 31. Doch muß in diesem letztern Falle der Staat zugleich dafür sorgen, daß der einzuschränkende Eigenthümer für den dadurch erlittenen Verlust vollständig schadlos gehalten werde.

§. 32. In allen Fällen aber können Einschränkungen des Eigenthums, welche nicht aus besondern wohlerworbenen Rechten eines Andern entspringen, nur durch Gesetze, nicht aber durch Machtsprüche, begründet werden.

Tit. XVII, §. 311. Die von mehrern Dorfseinwohnern oder benachbarten Gutsbesitzern bisher auf irgend eine Art gemeinschaftlich ausgeübte Benutzung der Grundstücke soll, zum Besten der allgemeinen Landeskultur, soviel als möglich (§. 337) aufgehoben werden. §. 313. In allen Fällen findet jedoch dergleichen Auseinandersetzung nur in so weit Statt, als dadurch die Landeskultur im Ganzen befördert und verbessert wird.

Tit. IX, §. 81. Ist der Eigenthümer des (gefundenen) Schatzes nicht auszumitteln, so gehört der Schatz, insofern derselbe aus Sachen besteht, die vom gemeinen Verkehr nicht ausgenommen sind,

sind, demjenigen*) welcher ihn auf seinem eigenen Grunde gefunden hat. §. 82. Hat Jemand einen Schatz auf fremden Grunde, jedoch ohne besonderes Nachsuchen, gefunden; so gehört die eine Hälfte dem Finder, und die andere dem Eigenthümer des Grundes.

§. 86. Wer zur Nachsuchung von Schätzen vermeintlicher Zaubermittel, durch Geisterbannen, Citiren der Verstorbenen, oder anderer dergleichen Gaukeleien, es sei aus Betrug oder Aberglauben, sich bedient; der verliert, außer der sonst schon verwirkten Strafe, sein Anrecht auf einen etwa zufälligerweise wirklich gefundenen Schatz.

II.

Denk- und Gewissens-Freiheit.

Th. II, Tit. XI, §. 1. Die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glauben und der innere Gottesdienst, können kein Gegenstand von Zwanggesetzen sein.

*) Also nicht, wie mehrere alte und neue Rechtslehrer behaupteten, entweder ganz oder doch zur Hälfte dem Fiskus.

§. 2. Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet werden.

§. 3. Niemand ist schuldig, über seine Privatmeinungen in Religionssachen Vorschriften vom Staate anzunehmen.

§. 4. Niemand soll wegen seiner Religionsmeinungen beunruhigt, zur Rechenschaft gezogen, verspottet, oder gar verfolgt werden.

§. 5. Auch der Staat kann von einem einzelnen Unterthan die Angabe: zu welcher Religionspartei sich derselbe bekenne? nur alsdann fordern, wenn die Kraft und Gültigkeit gewisser bürgerlichen Handlungen davon abhängt. §. 6. Aber selbst in diesem Falle, können mit dem Geständnisse abweichender Meinungen nur diejenigen nachtheiligen Folgen für den Gestehenden verbunden werden, welche aus seiner dadurch, vermöge der Gesetze, begründeten Unfähigkeit zu gewissen bürgerlichen Handlungen oder Rechten, von selbst fließen.

§. 7. Jeder Hausvater kann seinen häuslichen Gottesdienst nach Gutfinden anordnen.

§. 13. Jede Kirchengesellschaft ist verpflichtet, ihren Mitgliedern Ehrfurcht gegen die Gottheit,

heit, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat, und sittlich gute Gesinnungen gegen ihre Mitbürger, einzuflößen. §. 14. Religionsgrundsätze, welche diesem zuwider sind, sollen im Staate nicht gelehrt, und weder mündlich noch in Volksschriften ausgebreitet werden. §. 15. Nur der Staat hat das Recht, dergleichen Grundsätze, nach angestellter Prüfung, zu verwerfen, und deren Ausbreitung zu untersagen.

§. 16. Privatmeinungen einzelner Mitglieder machen eine Religionsgesellschaft nicht verwerflich.

§. 40. Jedem Bürger des Staats, welchen die Gesetze fähig erkennen für sich selbst zu urtheilen, soll die Religionspartei, zu welcher er sich halten will, freistehn.

§. 45. Keine Kirchengesellschaft ist befugt, ihren Mitgliedern Glaubensgesetze wider ihre Ueberzeugung aufzudringen. §. 55. Wegen bloßer von dem gemeinen Glaubensbekenntnisse abweichender Meinungen kann kein Mitglied ausgeschlossen werden.

§. 73. In ihren Amtsvorträgen und bei dem öffentlichen Unterrichte, müssen sie (die Geistlichen), zum Anstoß der Gemeine, nichts einmischen, was den Grundbegriffen ihrer Reli-

gionspartei widerspricht. §. 74. In wiefern sie, bei innerer Ueberzeugung von der Unrichtigkeit dieser Begriffe, ihr Amt dennoch fortsetzen können, bleibt ihrem Gewissen überlassen.

Tit. XX, §. 223. Wer sich, aus Unwissenheit oder Schwärmerei, zum Stifter einer Sekte aufwirft, deren Lehrsätze (s. oben Tit. XI, §. 13. f.) die Ehrfurcht gegen die Gottheit, den Gehorsam gegen die Gesetze, oder die Treue gegen den Staat offenbar angreifen, oder das Volk zu Lastern geradezu verleiten: der soll in eine öffentliche Anstalt gebracht; daselbst durch Unterricht und Belehrung, oder auch nach bewandten Umständen, durch körperliche Heilungsmittel gebessert; und nicht eher, als bis man von seiner Besserung überzeugt sein kann, wieder entlassen werden.

§. 227. Wer in Predigten oder andern öffentlichen Reden, Haß und Verbitterung unter den verschiednen im Staate aufgenommenen Religionsparteien zu erregen sucht, soll seines Amtes entsetzt, und nach Verhältniß des angerichteten Schadens, mit 4 wöchentlicher bis 6 monatlicher Gefängniß- oder Festungsstrafe belegt werden.

§. 228. Wer (welcher Geistliche) aus übelverstandenem Religionseifer zwischen Eheleu-

ten

ten oder Eltern und Kindern verſchiedner Religion, Mißtrauen und Uneinigkeiten anrichtet; der ſoll, *nach fruchtlos vorhergegangener gerichtlicher Abmahnung*, aus dem Orte, wo er ſich ſolchergeſtalt in die Familien eingeſchlichen hat, verwieſen werden.

§. 1083. Wer Kinder ihren Eltern raubt, oder vorenthält, um ſie in einer andern Religion zu erziehen, ſoll ſo lange zu gefänglicher Haft gebracht werden, bis er dieſelben wieder herbeiſchaft. §. 1084. Dieſe Strafe kann bei hartnäckiger Weigerung, den Aufenthalt des geraubten Kindes anzugeben, durch Einſperrung bei Waſſer und Brot, und durch körperliche Züchtigung geſchärft werden.

Tit. I. §. 11. In wie fern katholiſche Glaubensgenoſſen in den durch die Landesgeſetze erlaubten Fällen (der Verwandtſchaftsgrade bei den Ehen) die Diſpenſazion der geiſtlichen Obern, nach den Grundſätzen ihrer Religion nachzuſuchen haben, bleibt dem Gewiſſen derſelben überlaſſen. §. 12. Doch verliert eine Ehe, welche nach den Landesgeſetzen erlaubt iſt, dadurch daß die Diſpenſazion der geiſtlichen Obern nicht nachgeſucht,

oder versagt worden, nichts von ihrer bürgerlichen Gültigkeit.

§. 36. Ein Christ kann mit solchen Personen keine Heirath schließen, welche nach den Grundsätzen ihrer Religion sich den christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen gehindert werden.

§. 108. Religionsveränderung giebt nur dem andern Theile, nicht aber dem Verändernden, ein Recht zum Rücktritte.

Tit. II, §. 83. Vor zurückgelegtem Vierzehnten Jahre darf keine Religionsgesellschaft ein Kind (von Eltern verschiedner Glaubensbekenntnisse) zur Annahme, oder zum öffentlichen Bekenntnisse einer andern Religion, als wozu dasselbe nach vorstehenden (§. 76 — 82) gesetzlichen Bestimmungen gehört, selbst nicht mit Einwilligung der Eltern seines Geschlechts, zulassen.
§. 84. Nach zurückgelegtem Vierzehnten Jahr steht es lediglich in der Wahl der Kinder, zu welcher Religionspartei sie sich bekennen wollen.
§. 85. Auch wenn das Kind eine andere als die Religion beider Eltern wählt, wird dadurch in den Rechten und Pflichten der Eltern, wegen der Erziehung, Verpflegung und Versorgung, nichts geändert.

Tit. XII, §. 10. Niemanden soll, wegen Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, der Zutritt in öffentliche Schulen versagt werden, §. 11. Kinder, die in einer andern Religion, als welche in der öffentlichen Schule gelehrt wird, nach den Gesetzen des Staats erzogen werden sollen, können dem Religionsunterrichte in derselben beizuwohnen nicht angehalten werden.

Tit. XI, §. 1160. Niemand darf ohne Vorwissen und Genehmigung derjenigen, deren Einwilligung zur Wahl einer Lebensart nach den Gesetzen erforderlich ist, zum Klosterleben sich bestimmen. §. 1161. Kein königlicher Unterthan, männlichen oder weiblichen Geschlechts, soll ohne Vorwissen und Erlaubniß des Staats in ein Kloster aufgenommen werden. §. 1162. Vor zurückgelegtem Fünf und zwanzigsten Jahre darf keine Mannsperson, und vor zurückgelegtem Ein und zwanzigsten Jahre keine Person weiblichen Geschlechts, zur Ablegung des Klostergelübdes zugelassen werden. §. 1163. Ein obigen Vorschriften zuwider abgelegtes Gelübde ist vom Anfang an nichtig.

Tit. XX, §. 229. Wer, bei sonst ungestörtem Gebrauche seines Verstandes, gewisse Religions-

ligionshandlungen, oder zum Götterdienst bestimmte Sachen, zu vermeintlichen Zaubereien, Gespensterbannen, Citiren der Verstorbenen, Schätzegraben, und andern dergleichen abergläubischen Gaukeleien mißbraucht; soll zuerst eines bessern belehrt, im Fall der Wiederholung aber mit 4 bis 8 wöchentlicher Gefängniß- oder Zuchthausstrafe belegt werden.

§. 221. Sind dergleichen Gaukeleien betrüglicherweise, oder nur um damit gewisse Nebenabsichten zu erreichen, vorgenommen worden: so findet gegen den Thäter, außer der durch den Betrug oder Diebstahl an sich verwirkten, annoch Festungs- oder Zuchthausstrafe auf 6 Monate bis 2 Jahre Statt.

§. 222. Hat ein Geistlicher oder anderer Kirchenbedienter dergleichen abergläubische oder betrügliche Handlungen unternommen, und dadurch Aergerniß gegeben: so muß derselbe, noch außer der geordneten Strafe, seines Amtes entsetzt werden.

§. 1402. Leute, die durch betrügliche Gaukeleien, als Goldmacher, Geisterbanner, Wahrsager, Schatzgräber, u. s. w. das Publikum hinter-

hintergehen, haben, außer der ordinären Strafe des Betrüges, Zuchthausstrafe auf Sechs Monate bis Ein Jahr, und öffentliche Ausstellung verwirkt.

* * *

§. 151. Wer durch frechen unehrerbietigen Tadel, oder Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate, Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung veranlaßt; der hat Gefängniß- oder Festungsstrafe auf 6 Monat bis 2 Jahr verwirkt.

§. 156. Dagegen steht einem Jeden frei, seine Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Gesetze und andre Anordnungen im Staate, so wie überhaupt seine Bemerkungen und Vorschläge über Mängel und Verbesserungen, sowohl dem Oberhaupte des Staats, als den Vorgesetzten der Departementer anzuzeigen; und Letztere sind dergleichen Anzeigen mit erforderlicher Aufmerksamkeit zu prüfen verpflichtet.

3.

Ein Vereinigungsplan, aus dem Anfang des Jahrhunderts.

Der im Dezemberstück der B. Monatsschrift Nr. 8. beleuchtete seltsame, unprotestantische, unphilosophische Vereinigungsplan an eines neuern französischen Schriftstellers, erinnert einen älteren Plan eines Landsmannes, welcher zu seiner Zeit die größte Sensazion erregte. Ich meine, „das Arcanum Regium, das ist ein Königlich Geheimniß für einen regierenden Landesherrn, „darinnen Ihm entdeckt wird, wie Er sich bey seinen über die Religion zertheilten Unterthanen „nach Gottes Willen zu verhalten hat, damit Er „eine Gott wohlgefällige Vereinigung bei seinem „Volke unvermerkt stifte. Ans Licht gestellt von „*Winklero*, Diacono an der Domkirche zu Magdeburg, Ao. 1703". Der Verfasser, Joh. Josef Winkler (gestorb. 1724, als Domprediger und Inspektor) sah sich genöthiget, es Anfangs abzuläugnen, und erlebte so viel Verdruß darüber, daß er es am Ende gewissermaßen widerrief. — Da mir erst vor Kurzem eine alte Abschrift davon (auf 1 Oktavbogen), als ein ungedrucktes Stück, zur

Be-

Bekanntmachung für die Monatsschrift zugesandt worden; so ist es vielleicht der Mühe werth, diese nicht unmerkwürdige Schrift aus ihrer Vergessenheit wieder etwas zu erwecken.

Die Rede ist bloß von der Vereinigung der Reformirten und der Lutherschen Religionspartei: Der Verf. denkt überall sehr billig und gemäßigt; will keinen Befehl über innere Gewissenssachen; dringt hauptsächlich auf gottesfürchtige Gesinnungen und Handlungen; und schildert mit wahrem Verstande die natürlich nothwendige, aber auch unschädliche Verschiedenheit der Meinungen in Nebenpunkten der Religion. Mit patriotischer Ruhe kann man jedem denkenden Leser das Urtheil *überlassen*: auf wessen Seite, des Genfers oder des Deutschen, die mehreste Ueberlegung, Einsicht, Billigkeit sei; obgleich auch bei dem Letztern wohl einmal ein seltsamer Ausdruck vorkömmt. — Das Ganze ist in kurzen Paragraphen getheilt, wovon ich die hauptsächlichsten hier folgen lasse.

„Zum Grunde der Vereinigung muß die Lehre „von der Gottseligkeit gesetzet werden: dergestalt, „daß ein Landesherr dieselbe auf alle Art und Weise „befördere; eitel solche Prediger in die vakanten „Stellen einsetze, die Gott herzlich lieben; und daß

„daß er sich freue, wann in seinem Lande 100 fromme „Herzen sich finden, als die eben der heilige Saa„men sind, durch welche die Vereinigung zum er„wünschten Ende kommen kann. Dieses sieht „man daraus: Wann zwei fromme Men„schen sind, die wahrhaftige Glieder Christi sind, „und in denen beiden Christi Geist wohnet; so „haben sie einander sich herzlich lieb, ob sie schon „von verschiedener Religion sind. Denn ihr „Grund ist Christus, darauf bauen sie; die Mei„nungen sind nur Sand: wer auf Meinungen „bauen will, der bauet auf Sand. Wenn nur der „meiste Theil, sowohl auf Reformirter als Lutheri„scher Seite, zur wahren Gottseligkeit gebracht „wäre, so wäre die Vereinigung leicht zu bewerk„stelligen.

„Es ist höchst nöthig, daß keine andre Stu„diosi zu den vakanten Pfarren kommen, als welche „von den Herrn Theologis zu Halle Approba„zion haben; denn die andern, sie mögen kom„men woher sie kommen, haben die Wittenber„ger Tücke, wenn sie den Schalk gleich noch so sehr „verbergen können.

„Es ist höchst nöthig, daß der Landesherr, „der gerne zwischen beiden Religionen will Frieden „stif-

„stiften, nur ein- oder zweimal seiner Regierung,
„Landschaft und großem Konsistorio anzeige, daß
„er alle diejenigen für Verächter seiner geheiligten
„Person halte, die seinem Iuri Episcopali entwe-
„der zuwider sind, oder Eingrif thun wollen. Denn
„solchergestalt werden die Großen und Gewaltigen,
„hinter deren Rücken sich alle Andern verstecken,
„nicht mehr so zufahren, und wider die wohlge-
„meinten Verordnungen des Landesherrn kontra-
„miniren helfen.“

„Kraft Iuris Episcopalis muß der Landes-
„herr öffentliche Freiheit geben, und auf allen
„Kanzeln verlesen lassen: daß, wenn Einer in
„seinem Wandel fromm und vor Menschen untadel-
„haft gelebt, und wollte ungebeichtet zum heil.
„Abendmahl gehn, man denselben zu keiner Pri-
„vatbeichte zwingen solle..“

„Ein Landesherr muß durch eine bewegliche
„Vorstellung seinem ganzen Lande väterlich zeigen,
„daß die Meßgewande, Lichter und Hostien bey dem
„heil. Abendmahl ein päbstlicher Greuel sind; und
„daß es viel besser, daß man bey Austheilung des
„Abendmahls keine andere, denn allein Christi
„eigene Worte gebrauche. Und so könnten die
„Lutheraner mit den Reformirten, und Diese wie-

„derum mit Jenen zum heiligen Abendmahl zu ge-
„hen keine Ausflucht finden; welches sie um desto
„lieber thun müssen, weil sie dermaleinst mit Abra-
„ham, Isaak und Jacob zu Tische sitzen wollen.
„Denn warum sollten sie alsdann bei solcher Ein-
„trächtigkeit der Erkenntniß von Ceremonien bei
„dem Liebesmahl unsers Herrn J. Chr. allhier
„auf Erden nicht zusammen halten können?“

„Weiter, so muß ein Landesherr als Sum-
„mus Episcopus die Nichtig- und Abscheulichkeit
„des Exorcismi bei der Kindertaufe durch eine
„gründliche und bewegliche Vorstellung dem
„ganzen Lande zeigen lassen, und allen Lutherschen
„Predigern erlauben, solche abzuthun. Da wür-
„den sich bald viele finden, die die Sache zu Her-
„zen nehmen, vor diesem Greuel erschrecken und
„ihn verlassen werden.“

„Endlich muß ein Landesherr die unnöthigen
„Marien- und andere heiligen Feste, so wie den
„dritten Feiertag in Pfingsten, Ostern und Weih-
„nachten, ganz abschaffen: in Betrachtung der
„erschrecklichen Sünden, so an solchen Tagen von
„allerhand Standespersonen in ihrem Müssiggang,
„Ueppigkeit, Fressen, Saufen, Spielen und Hu-
„ren geschehen; die wahrlich vor Gott größer sind,

„als

„als das wenige Gute, das an etlichen Orten „durchs Predigen geschehen mag.“

„Bishieher hat die Vereinigung es allein mit „äußerlichen Dingen und Adiaphoris zu thun ge„habt. Nun muß auch etwas zur Vermittelung „der Meinungen, woraus die unglückselige Spal„tung entstanden, gesagt werden. Denn hierauf „werden sich die Wittenbergschen Geister gleich be„rufen: daß sie von ihrer Meinung nichts verge„ben könnten; ob sie wohl gestehen müssen, daß „diese vorgesetzten Vorschläge ihren Grund haben, „und sie gegen die Reformirten gar kahl bestehen.“

„Demnach ist zu wissen: Daß gar selten „zwei Kollegen einer Sekte, die auf Einer Kanzel „zusammen gelehrt, in allen Fragen über ihre „Religion völlig eins gewesen. Auf dem Kathe„der Lutheri haben oft zwei Theologi zugleich ge„lehrt; und hat Einer in vielen Stücken des An„dern Meinung nicht annehmen wollen. Nie„mals sind alle Universitäten in den Lutherschen „Kirchen in Sätzen untereinander eins gewesen: „bald haben die Leipziger wider die Wittenberger, „diese wider die Helmstädter, alle drei wider ein„ander, gestritten. Und doch ist keiner, er mag „zu Leipzig, Wittenberg oder Helmstädt studirt

„ haben, jemals deswegen von der Gläubigen Ge-
„ meine ausgeschlossen worden. Daß die Refor-
„ mirten nicht alle einerley Meinung in ihren
„ Glaubensfragen gehabt, bezeugen die Konzilia zu
„ Dortrecht. “

„ Nun folget daraus der Schluß: Daß man
„ die Theologen eines Landes durchaus nicht zwin-
„ gen solle, einerlei Meinungen von den Fragen
„ des Glaubens, von den Lehrsätzen, zu haben.
„ Denn es ist genug, wenn sie im Grunde, in Jesu,
„ Eins bleiben. — — “

4.

Ueber die Kalmarische Union.

In einer wahren Völkerpolitik, die von dem was man gewöhnlich so nennt, und was Afterpolitik heißen sollte, eben so verschieden ist, wie Chemie von Alchymie, wie ächte Sternkunde von Sterndeuterei; in der wahren Völkerpolitik, die mit der Völkermoral nicht allein in keinem Widerspruch steht, sondern eigentlich ein Zweig des nehmlichen Stammes ist, von welchem die letztere ausgeht (der Wissenschaft nehmlich von der Glückseligkeit

der

der Völker); in diesem wichtigen Theile der gemeinnützigsten menschlichen Wissenschaften müßte auch die Lehre von den verschiednen Arten der Verbindungen unter den Völkern, und von deren höchster Stufe, der Vereinigung, ausführlich abgehandelt werden.

Wie oft hat nicht die Verbindung zwischen zwei Völkern auf das Wohl oder das Unglück bald beider, bald des einen, bald auch anderer Völker, den entschiedensten Einfluß gehabt? Allein, so wenig hat man sich noch zur Zeit mit diesem so interessanten Gegenstande beschäftiget, daß man noch nicht einmal die verschiedenen Arten und Stufen von Verbindungen, welche zwischen Nationen Statt finden können, aus einander gesetzt, und die Folgen, welche jede ihrer Natur nach begleiten müssen, entwickelt hat. Hiemit muß man gleichwol den Anfang machen; dann erst läßt sich bestimmen, welche Art, welche Stufe, den Völkern in gegebenen Fällen zuträglich oder schädlich, mithin welche Verbindungen einzugehn oder nicht einzugehn, ihre Pflicht sei. Sich mit andern Völkern verbinden oder vereinigen, kann das Mittel zur Erreichung des vollkommensten Völkerglücks werden; aber es giebt auch Fälle, wo es Selbstver-

rath sein würde. Wie viele Kriege, insbesondre Successionskriege, sind aus unweisen, ungerechten, unseligen Völkerverbindungen entsprungen! — Die Lehrer des allgemeinen Staatsrechts pflegen etwas von den verschiedenen Arten der Völkerverbindungen vorzutragen, aber bei weitem nicht alles was dahin gehört; auch betrachten sie die Sache bloß von der rechtlichen Seite, und doch ist die politische für jedes Volk, welches Verbindungen eingehen will, nicht minder wichtig.

Die höchste, vollkommenste Verbindung — nehmlich in dem Sinne, daß sie am wenigsten, oder vielmehr gar keine Verschiedenheit zwischen zwei Völkern in Rücksicht auf beider Wohl und Politik zurückläßt — ist die Vereinigung zu Einem Volke. Sie entsteht durch Einheit der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in beiden. Es ist Irrthum, und veranlaßt viele schädliche Irrthümer, zwei Völker als vereinigt zu betrachten, so lange jedes seine besondere Gesetzgebung hat, solange die Vollziehung der Gesetze bei beiden verschieden und von einander unabhängig ist; mögen beide übrigens immer so genau verbunden sein, als sie wollen.

Wenn

Wenn zwei oder mehrere Völker eine solche wahre Vereinigung eingehen, so setzen wir voraus, daß jedes, bis zur Vereinigung, seine eigne Gesetzgebung, seine eigne zur Vollziehung der Gesetze mit der nöthigen Gewalt versehne höchste Obrigkeit hatte. Was für Umstände lassen sich denken, welche es Völkern wichtig, vortheilhaft, vielleicht gar zur Pflicht machten, daß jedes seiner eigenen Gesetzgebung entsagte, und sich einer gemeinschaftlichen unterwarf; daß jedes seine höchste Obrigkeit aufhob, und eine gemeinschaftliche anerkannte?

So wie kleine Völker aus Horden, und Horden aus Familien; so sind große Völker, Nazionen, Staaten, aus Vereinigung kleiner Völker entstanden. Sind Fälle denkbar, wo auch große Völker, wo schon gebildete große Staaten ein wichtiges Interesse haben könnten, sich zu Einem Volke, zu Einem Staate mit einander zu vereinigen? Ist eine solche Vereinigung solcher Völker, solcher Staaten, die schon lange als verschieden neben einander bestanden, möglich? Ist sie es nur unter gewissen Umständen? Welche Umstände sind ihr entgegen? Was für Mittel giebt es, die einer solchen Vereinigung entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden?

Der Fall, wo Klugheit und Pflicht kleinere Völker und Staaten bewegen müßte, zu ihrer Selbsterhaltung sich nicht blos zu verbinden, sondern zu vereinigen, ist ohne Zweifel schon öfter eingetreten. Allein der Fall, wo kleine Völker sich wirklich aus diesem Beweggrunde vereinigt hätten, ist selten. Ihr gegenseitiger Stolz und Neid sind ein zu starkes Hinderniß. Sie zögern bis sie unerrettbar der Raub eines starken Eroberers werden. So ging es den griechischen Staaten, die nur durch Vereinigung sich gegen die Macedonier, und in der Folge gegen die Römer, hätten erhalten können. Gegen einen großen erobernden Staat können kleinere sich durch Verbindungen nur eine Zeitlang schützen, nur wenn der große blos auf eine Zeitlang vom Eroberungsgeist beseelt wird, und wenn der Streit in wenig Jahren kann entschieden werden. Wenn aber der große Staat bei seinem Eroberungsplan beharrt, seine Angriffe unermüdet fortsetzt; so werden am Ende die kleineren, so genau sie sich auch mit einander verbinden, doch nicht gegen ihn bestehen. Schon der eine Umstand, daß vielleicht die größere Hälfte der Aufmerksamkeit, welche ganz auf die Vertheidigung gegen den gemeinschaftlichen Feind

gerich-

gerichtet werden sollte, auf die Einrichtung, Befolgung und Erhaltung der Bündnisse verwandt werden muß, veranlaßt, daß solche Staaten mit ihren Kräften das nicht ausrichten, was sie ausrichten könnten, wenn ungetheilte Aufmerksamkeit über die Anwendung dieser Kräfte zu entscheiden hätte. — Bei großen Völkern aber ist ein Fall nicht leicht zu fürchten, wo Selbsterhaltung ihre Vereinigung nöthig machte. Die Gefahren, womit ein außerordentlicher Eroberer, ein Dschingis-Chan, ein Timur, ihre Existenz als Staaten bedrohte, können nicht anders, als vorübergehend sein. Zum Glücke für die Menschheit treffen die Umstände selten zusammen, durch welche ein Weltverheerer gebildet, und ihm die Macht, seine abscheulichen Wünsche zu befriedigen, verschafft wird; gegen diese Gefahren also sind bloße Verbindungen, bloße Bündnisse, ein hinlänglich schützendes Mittel.

Aber es giebt andre wichtige Gründe, die auch größern Völkern nicht bloß zu einer ewigen Allianz, oder zu einer solchen Verbindung, die man ein System verbündeter Staaten zu nennen pflegt, sondern zu einer gänzlichen, wahren Vereinigung rathen können. Diese Gründe finden sich dann in der physisch-geographischen Lage solcher

Völker. Sie ist oft ein Wink, ein Befehl der Natur — denn alle Winke der Natur sind Befehle, die man nicht ungestraft verachtet: — daß die Länder, die von solchen Völkern bewohnt werden, nur Ein Land sein, nur Ein Volk zu Bewohnern haben sollen. Die Natur hat selbst auf der Oberfläche der Erde gewisse Theile derselben, gewisse Länder, dergestalt mit den sichtbarsten Gränzen bezeichnet, dergestalt abgesteckt, und innerhalb dieser Gränzen Alles so mit einander verbunden, daß man, so bald man das Land seiner physischen Beschaffenheit und Lage nach kennt, nicht anders als urtheilen kann: „Dies Land könne nur dann von Menschen, wenn sie Eine Nazion ausmachen, im möglich höchsten Grade benutzt werden; getheilt zwischen verschiednen Völkern, könne es ihnen bei weitem nicht alle Vortheile gewähren, könne vielmehr, und müsse Eifersucht, Haß, Feindseligkeiten und Kriege unter ihnen erregen.“ Von jeder Insel, z. B. die nicht von sehr großem Umfange ist, giebt uns der bloße Begriff dieses Urtheil ein. Eben so natürlich und nothwendig entsteht der Gedanke bei uns, wenn wir eine Beschreibung von Aegypten lesen.

Es giebt alſo, ſage ich, Länder von ſolcher natürlichen Beſchaffenheit, daß erſtlich die Bewohner nur dann, wenn ſie Ein Volk ausmachen allen möglichen Nutzen aus der Bewohnung dieſer Länder ziehen können; daß zweytens, wenn verſchiedne Völker daſelbſt wohnen, natürlich, nothwendig und unvermeidlich Eiferſucht und Feindſchaft unter ihnen entſtehn und beſtändig fortdauern müſſen, welche dann ſie nicht nur von vollkommner Benutzung der ihnen von der Natur zugedachten Vortheile abhalten, ſondern ſie auch zur Zerſtörung und Vernichtung dieſer Vortheile verleiten. — Man ſtelle ſich vor, die Engländer und Schotten wären itzt noch zwei ſo verſchiedne Nazionen, wie ſie vor drei Jahrhunderten waren; ſie würden wahrſcheinlich (wenigſtens noch oft) eben ſo feindſelig gegen einander geſinnt ſein, als ſie es in dem ganzen 1500jährigen Zeitraum von der Römiſchen Eroberung bis zur Königinn Eliſabeth geweſen ſind. Dieſe nun ſo glückliche Inſel wäre vielleicht noch itzt oft der Schauplatz verwüſtender Kriege geworden. Sehr wahrſcheinlich würde Schottland in den vier großen Kriegen dieſes Jahrhunderts, worin England eine ſo glänzende Rolle ſpielte, mit Frankreich wider England

alliirt

alliirt gewesen sein, wie es in den vorigen Jahrhunderten so oft gewesen ist; vielleicht hätte dann England seine großen Triumphe nicht erfochten: es hätte seine Kräfte zertheilen; hätte, um gegen einen so nahen, so kriegerischen Nachbar gesichert zu sein, einen großen Theil seiner Landmacht zu Hause halten müssen; hätte dann, bloß um in dem viel gefährlichern Kampfe nicht zu unterliegen, vielleicht sich noch weit mehr anstrengen müssen, als es itzt sich anzustrengen brauchte, seine großen Eroberungen in allen Theilen der Welt zu gewinnen. Aber auch im Frieden, wenn in dem Handel, den Manufakturen, der Schiffahrt, die Erfindsamkeit, Betriebsamkeit und Thätigkeit der Schotten wider die Engländer anstrebte, wenn beide Nazionen ihre physischen und moralischen Kräfte gegen einander aufböten, statt daß sie itzt diese Kräfte vereinigen, um das Uebergewicht über alle andre Nazionen zu erlangen, würde England wohl völlig die Höhe von Wohlstand erreicht haben, zu welcher es seit der Vereinigung gelangt ist?

Diese Betrachtung, die sich leicht noch weiter ausführen läßt; die Vorstellung, was England seit der Vereinigung mit Schottland geworden ist, und wahrscheinlich ohne dieselbe nicht hätte wer-

den

den können; die Vorstellung aller der Hindernisse, wodurch eine fortdauernde Trennung, und eine daraus natürlich entstehende Eifersucht, beide Nazionen in ihren Fortschritten zum Nazionalwohlstand würde aufgehalten haben: müssen, dünkt mich, die Wahrheit der von mir behaupteten Sätze anschaulich machen. Es giebt Fälle, wo die Natur selbst gewissen Völkern ihre Vereinigung zur Bedingung ihrer vollkommnen Nazionalglückseligkeit gemacht hat; und wo, wenn solche Völker dem Winke der Natur nicht folgen, fortdauernde Schwäche, Uneinigkeit, beständiges Mißtrauen, und ewiges Stehenbleiben auf einer niedrigen Stufe des Glücks und der Macht, da sie hingegen vereinigt eine der höchsten erreichen könnten, ihre unausbleibliche, selbst zugezogene Strafe sein wird.

In den mittlern Zeiten finden wir vier Beispiele von Völkern, die eine wahre Vereinigung mit einander trafen, oder doch zu treffen suchten, ob sie gleich nicht alle die rechten Mittel dazu wählten. Unter Karl dem Großen wurden die Sachsen mit den Franken vereinigt. Es war eine vollkommne Vereinigung; die Standhaftigkeit Karls, der sich die Sachsen unterwerfen wollte, und die Standhaftigkeit der Sachsen in Vertheidigung

digung ihrer Unabhängigkeit, brachten diese Mittelwirkung hervor, vermöge welcher die Letztern zwar Karls Unterthanen wurden, aber unter gleichen Bedingungen als die Franken. — Eine zweite Vereinigung, Polens mit Litthauen, ward durch die Heirath des Litthauischen Großherzogs Jagello mit der Polnischen Prinzessin Hedwig 1386 veranlaßt. Jedoch war es anfänglich mehr eine Verknüpfung, die nicht eher als unter König Sigismund August im J. 1569 zu einer wahren Vereinigung wurde. Das dritte Beispiel geben die drei Nordischen Völker, durch die Kalmarische Union; und das vierte, Kastilien und Arragonien, als der Erbe des erstern Landes, Ferdinand und die Erbin des letztern, Isabella mit einander vermählt wurden: wiewohl eigentlich damals noch keine wahre Vereinigung zwischen beiden Königreichen zu Stande kam, sondern erst allmählig bewirkt ward.

Den Urhebern der Kalmarschen Union scheinen beim Unternehmen dieses Werks große, aber nicht deutlich genug entwickelte Ideen vorgeschwebt zu haben. Unglücklicher Weise — ich meine, in Rücksicht auf die Nachwelt, die sich gern aus den Erfahrungen verflossner Zeiten belehren mögte —

wur-

wurden im Mittelalter die Geschäfte, selbst die wichtigsten, nur mündlich verhandelt; in keinem Kollegium, bei keinen Zusammenkünften wurden Protokolle gehalten; mündlich bekamen Gesandte und Geschäftsverwalter ihre Instruktion; mündlich berichteten sie was vorgegangen war. Bloß die Resultate wurden — aber nicht immer, Anfangs nur selten, in der Folge häufiger, und auch dann nur kümmerlich — zu Papier gebracht. Das Talent, die über Geschäfte angestellten Berathschlagungen und Verhandlungen in deutlicher Ordnung und Kürze niederzuschreiben, — was itzt kein Talent mehr ist, sondern eine bloße Fertigkeit, die von jedem Stadtschreiber im kleinsten Städtchen gefordert wird, — dies Talent besaßen im Mittelalter in ganz Europa zur Zeit oft nur zwei oder drei Menschen. Daher die Unfruchtbarkeit der mittlern Geschichte an solchem Stof, welcher allein dem denkenden Leser dem der in den Erfahrungen der vorigen Zeiten Belehrung sucht, das Forschen in den Geschichtsbüchern zu einer nützlichen und angenehmen Beschäftigung machen kann!

Um die Zeit der Kalmarschen Union war die Fischerei auf den nordischen Küsten unendlich wichtiger,

tiger, als heut zu Tage. Noch hatten sich, einigen Nachrichten zufolge, die Heringe nicht nach den Schottischen und Englischen Küsten gezogen, wenigstens wurden sie dort noch nicht gefischt; und die Holländer hatten noch nicht von ihrem Beukelszoon die bessere Einsalzungsart gelernt, wodurch sie den Heringen einen viel bessern Geschmack gaben, daß in der Folge nur Holländische gesucht wurden. Noch war die Küste von Schonen der Sitz der Heringsfischerei; und die Schonenfaßtergesellschaften in den Hanseſtädten versorgten das damals noch ganz katholische Europa mit dieser in den Fasten so nöthigen Speise. Noch hatten die Norwegischen und Schwedischen Bergwerke an den Russischen keine gefährlichen Konkurrenten bekommen, und lieferten die unentbehrlichen Metalle, Eisen und Kupfer, so wie die Materialien zum Schiffbau, die man noch nicht aus den innersten Russischen Provinzen kommen ließ. — Aber nicht die drei nordischen Nazionen selbst, sondern die Hanseſtädte benutzten jene großen Vortheile. Der ganze Nordische Handel war in ihren Händen; sie allein beschifften die Ostsee.

Vielleicht gab es unter den Urhebern der Kalmarschen Union Männer von großem, wenn gleich

nicht

nicht durch Wissenschaften aufgeklärtem, Verstande; die, obgleich damals noch kein statistisches Studium getrieben wurde, durch eigenes Beobachten, durch eigenes Denken auf die Idee kamen: daß eine Vereinigung der drei Nordischen Völker das angemessenste Mittel sein würde, dem Hansebunde jene Vortheile aus den Händen zu winden, und sie dann sich und ihren Nachkommen auf immer zu sichern. Zwar ist aus den wenigen Nachrichten dieser Zeiten sichtbar genug, daß bei diesem großen Werke Margaretens Ehrbegier und Politik die vornehmste, vielleicht die erste, Triebfeder war. Allein, daß wenigstens Männer dasein mußten, die der Königin zur Ausführung ihres Wunsches behülflich und jener so großen Ideen fähig waren, erhellt aus manchem Umstande; vorzüglich aus der Erneuerung der Union nach Margaretens Tode, unter einem, wenigstens zu einem solchen Geschäfte, nicht mit den erforderlichen Talenten begabten Monarchen: — und diese Ernennung war um vieles vollkommner als die erste unter Margareten geschloßne Union selbst.

So achtungswürdig auch die drei Nordischen Nazionen sich durch Muth, Unternehmungsgeist, Thätigkeit und Aufklärung gemacht haben; so ist

doch klar, daß sie, wenn sie durch die Kalmarsche Union wirklich Eine Nazion geworden wären, wie die Engländer und Schotten seit ihrer Union nur Ein Volk sind; daß, sage ich, dann diese vereinigten Skandinavier (wie man sie alsdann hätte nennen können) einen viel gewichtvollern, glänzendern Rang würden behauptet haben, als ihnen seitdem, da eine die andere zu entkräften suchte, möglich gewesen ist. Läßt sich zweifeln, daß alsdann im Norden die Entscheidung sowohl im politischen als im Handels- und Schiffahrts-System, von den Skandinaviern würde abgehangen haben?

Bei der ersten unter Margareten im J. 1397 geschlossenen Vereinigung kann die Politik bloß der Idee und der Absicht Beifall geben. Die gewählten Mittel, die Bedingungen dieses Vertrages, durch die man eine so große Wirkung hervorzubringen glaubte, waren zu fehlerhaft berechnet, waren nicht allein meistens unhinlänglich zum vorgesetzten Zweck, sondern zum Theil sogar zweckwidrig und von einem Inhalt, der unvermeidlich neuen Saamen des Neides, des Argwohns und des Hasses unter den drei Nazionen ausstreuen mußte. Die erste Bedingung: daß die drei Reiche in Zukunft nur Einen König haben sollten, war

ein nothwendiges Resultat der beschlossenen Vereinigung; aber kein Mittel, dieselbe zu bewirken, falls man nicht dem neuen Monarchen die unumschränkte Gewalt erblich auftragen wollte. Von einem solchen Entschlusse aber war man in jenen Zeiten so entfernt, daß man vielmehr bei jeder Gelegenheit auf Mittel dachte, die Königliche Macht in neue, noch engere Gränzen einzuschränken. Die zweite Bedingung: daß nach jedesmaliger Thronerledigung die drei Nazionen gemeinschaftlich einen König wählen sollten, war auch mehr eine Folge der Vereinigung, als ein Vereinigungsmittel. Aber die politische Kritik muß es tadeln, daß die drei Nazionen die Erbfolge auf dem Thron, welche vorher bei jeder, wiewohl unter gewissen Einschränkungen, eingeführt war, abschaffen, und sich künftig ihren jedesmaligen König wählen wollten. So gegründet, der Natur nach, das Wahlrecht der Nazionen ist, so unweise ist es, wenn sie sich desselben anders, als unter gewissen Umständen, bedienen; wenn sie es in jedem Fall, so oft der Suverän abgegangen ist, ausüben wollen. Die Klugheit räth ihnen eine bestimmte Erbfolge festzusetzen; wobei freilich die gewählte Regel, nach welcher jene geschehen soll, von der höhern oder

geringern Klugheit einer Nazion, von ihren tiefen oder seichten Einsichten zeuget. Am allerschädlichsten aber sind die Wirkungen des Wahlrechts wenn Nazionen, welche gerne eine wahre Vereinigung eingehn wollten, diese aber noch nicht haben treffen können, sich das Wahlrecht vorbehalten Der Stoff zu Argwohn, Neid und Eifersucht wird vermehrt, und jede neue Wahl streut Funken aus, die den gesammelten Zunder entzünden werden.

Die dritte Bedingung, nach welcher, wenn das eine Reich Krieg führte, die beiden andern ihm mit aller ihrer Macht beistehen sollten, war nichts weniger als fähig eine Vereinigung der drei Nazionen zu bewirken. Es ward vielmehr bei diesem Artikel vorausgesetzt, daß die drei Reiche noch verschiedne Reiche bleiben sollten. Zu einer wahren Union wäre nöthig gewesen, daß die drei Nazionen sich vereinbart hätten, in Ansehung Kriegs und Friedens, in Ansehung ihrer auswärtigen Angelegenheiten, nur Einen Staat auszumachen; wie die sieben Holländischen Provinzen, vermöge der Utrechter Union, in jenen Hinsichten nur Eine Republik sind; und die dreizehn Amerikanischen Staaten ebenfalls, vermöge ihrer Konföderazion, in allem was ihre Vertheidigung und auswärtigen

Ver-

Verhältnisse betrift, nur Einen Staat bilden. Diesem Grundsatze zufolge, hätten denn auch die drei Nordischen Nazionen entweder ihrem Könige allein, oder dem Könige und einem ihm zugeordneten, aus allen drei Nazionen gewählten Reichskollegium die unzertrennte Besorgung der gemeinschaftlichen auswärtigen Angelegenheiten und Vertheidigungsanstalten übertragen müssen. Daß aber jede Nazion ihr eigenes Interesse in Ansehung ihrer natürlichen Verhältnisse, und das Recht, Krieg, Frieden und Bündnisse zu beschließen, für sich behalten, auch ihre eigene Kriegsverfassung haben wollte: dies hieß eine gefährliche Oeffnung lassen, wodurch die Zwietracht einschleichen und das neue Gebäude in Brand stecken konnte. Wie gesagt: so wie man diesen Artikel damals bestimmte, hätte er eher in einen Allianz- als einen Unions-Traktat gepaßt; und war auch nicht einmal so abgefaßt, daß er einer Allianz, wenn man sie auch eine ewige betitelt hätte, eine lange Dauer würde gegeben haben.

Noch unüberlegter, und eine unfehlbare Quelle künftiger Irrungen, eifersüchtiger argwöhnischer Vermuthungen, und mißtrauischer Gesinnungen unter den drey Nazionen, war die

vierte *) Bedingung. „Wenn," heißt es, „der „König mit dem Rathe des einen Reichs auswär„tige Verbindungen trift, so sollen diese für alle „drei Reiche verpflichtend sein." Da jedes Reich sein eigenes Interesse in der Politik, in Handlungs- und Schiffahrts-Sachen behalten sollte; so konnten natürlich, wenn, vermöge dieser Bedingung, der König und die Räthe des einen Reichs mit einem auswärtigen Staate Verbindungen eingingen, in den beiden andern Zweifel entstehn, ob nicht die Verbindung bloß jenem Reiche Vortheil, den beiden andern aber neue Lasten und Beschwerlichkeiten bringen würde. Gerade das Gegentheil von diesem Artikel: die Einwilligung aller drei Reiche zur Gültigkeit einer auswärtigen Verbindung hätte man zur wesentlichen Hauptbedingung machen müssen.

Die

*) Ich muß erinnern, daß diese Kalmarsche Union nicht in einer numerirten Folge von Artikeln abgefaßt ist. Man war noch sehr ungeübt, die verschiednen Bedingungen eines Vertrags ordentlich auseinander zu setzen. Man schrieb die verschiednen Verabredungen, so wie sie entweder beschlossen wurden, oder wie sie dem Conzipienten einfielen, ohne Ordnung und Zusammenhang, nieder, und reihete immer den folgenden Artikel mit dem vorhergehenden durch ein item zusammen. Das Original steht beim Huitfeld Th. IV. S. 611.

Die fünfte Bedingung war sehr unbestimmt abgefaßt. In gewissem Sinn genommen, war sie wenigstens der beabsichtigten Vereinigung nicht entgegen; in einem andern aber, unterhielt sie vielmehr im Wesentlichen die Trennung, welche durch jene scheinbaren Anstalten nur versteckt ward. Ihr zufolge, sollte jedes Reich seine eignen Gesetze und Rechte behalten. Was verstand man hier unter Gesetzen und Rechten? Das Privatrecht, die Civilgesetze? Gut, so war nichts wider diesen Artikel einzuwenden. Obgleich eine gar zu vielfache Verschiedenheit der Civilgesetze in dem nehmlichen Staate ein Uebel ist, an dessen Hebung eine weise Gesetzgebung arbeiten soll; so legt ihr doch nichts die Pflicht auf, mit dieser Arbeit zu eilen: sie muß vielmehr mit überlegender Langsamkeit dabei zu Werke gehn. Die in den ältesten Zeiten entstandnen, und den Bewohnern einer Provinz, Stadt oder Ortes durch eine Reihe von Jahrhunderten geläufigen Statuten, Gewohnheiten und Lokalrechte sind gleichsam das Element geworden, in welchem allein sie mit einer Art von Behaglichkeit leben können. Sie nöthigen wollen, plötzlich sich in Geschäften des bürgerlichen Lebens nach andern Gesetzen zu richten, ist

eben so unweise, hart und unbillig, als wenn man den höchsten Alpen Bewohner in niedrige Marschgegenden, oder den Sohn der Marschen auf die Alpen versetzte, und verlangte, daß sie bei der plötzlichen Veränderung die verschiedenste Luft mit gleich leichter Brust, ohne unangenehme Empfindungen, einathmen sollten Sodann kann eine wahre Vereinigung mehrerer Staaten mit einer großen Verschiedenheit von Provinzialgesetzen, Statuten und Rechtsgewohnheiten sehr wohl bestehn; zumal wenn die Provinzen in der natürlichen Beschaffenheit, oder in der Lebensart, Religion, Sprache, u. s. w. der Einwohner, sehr verschieden sind.

Verstand man aber in diesem Artikel unter Gesetzen und Rechten das verschiedne Staatsrecht der drei Nazionen; so war es widersprechend, sich vereinigen zu wollen, und eine solche Verschiedenheit beizubehalten. Ein Artikel dieses Staatsrechts, über welchen jede der drei Nazionen eifrig wachte, verpflichtete den König: in jedem Lande zu Aemtern und Bedienungen, insbesondre zu militärischen — dergleichen waren die Kommendanten und Guvernörstellen, die man damals Schloßhauptmannschaften nannte —

nur

nur Eingeborne zu befördern; ein Artikel, der vielmehr Mißtrauen und Eifersucht, als Eintracht, zwischen den Nazionen unterhalten konnte. In der That entstanden aus dieser Quelle die Klagen, welche zumal die Schweden über die Unionskönige — so nannten sie die seit der Kalmarischen Verbindung über alle drei Reiche regierenden Monarchen — zu führen, und als einen der Beweggründe ihres Abfalls vorzubringen pflegten. Vielmehr hätte es der erste und wesentliche Artikel des neuen Staatsrechts sein müssen: daß durch eine allgemeine und gegenseitige Naturalisazion jeder Mitbürger des einen Reichs die vollkommenste uneingeschränkteste Mitbürgerschaft auch in den beiden andern Reichen bekommen sollte. Wie widersinnig, daß die drei Nazionen sich vereinigen wollten, und gleichwohl immerfort der Däne in Schweden, der Schwede in Dännemark, beide in Norwegen und der Norwege in Dännemark und Schweden als Ausländer sollten betrachtet werden?

Wenn die Union nach einigen Jahren völlig aufgehoben wäre, wenn jede der drei Nazionen erklärt hätte, die Idee nach gemachter Probe als unausführbar aufgeben zu müssen; so hätten sie

ihren Entschluß nur in so weit mit der gemachten Erfahrung rechtfertigen können, als diese letztere bewies, daß eine Vereinigung durch solche Mittel nicht bewirkt werden könne, daß eine Vereinigung unter solchen Bedingungen vielmehr neuen Anlaß zu innerer Trennung der Gemüther, zu Nazionalmißtrauen und Eifersucht, als zur Beförderung der Harmonie geben müsse. — Allein, sie wurde nicht aufgehoben, die Union; sie ward erneuert. Seit ihrer ersten Schließung zu Kalmar im J. 1397 bis zu ihrer Erneuerung eben daselbst im J. 1436 waren an die vierzig Jahre verflossen, binnen welchen man mehr die üblen Folgen schlechtgewählter Grundsätze, als die wohlthätigen Wirkungen einer wahren Vereinigung empfunden, mehr Klagen und Beschwerden über die Verbindung geführt, als Zufriedenheit damit bewiesen hatte. Nach Margaretens Tode regierte Erich VII, ein König, der weder jene gewandte Politik besaß, welche sich ihrem Ziele durch Anschmiegen an die Leidenschaften und das Privatinteresse der Menschen zu nähern weiß; noch jene männlichere, welche durch die Kraft der gewählten Mittel und deren weise Verbindung jedes Hinderniß, das ihr entgegenstrebt, vereitelt, und je-

de

de Wirkung, die sie sich vorgesetzt hat, hervorbringt; welche dadurch den Menschen Bewundrung und Ehrfucht gegen sich einflößt und dann diese Empfindungen selbst als Mittel zu ihrem Endzweck zugebrauchen weiß. Unter einem so schwachen Nachfolger mußte die Union, wenn sie bloß ein Werk von Margaretens Politik war, zerfallen. Sie zerfiel nicht: sie ward erneuert; sie ward in wesentlichen Punkten zweckmäßiger eingerichtet. Hieraus, glaube ich, muß man schließen, daß es Männer gab, welche die Wichtigkeit und Nützlichkeit einer wahren Vereinigung für die drei Nazionen erkannten, über die zweckmäßigen Mittel nachgedacht hatten, und ernstlich das große Werk zu vollenden wünschten.

Die nöthigste, wesentlichste Verbesserung war: daß in Zukunft kein Krieg anders, als nach gemeinschaftlichem Schlusse, und im Namen aller drei Nazionen mit gemeinschaftlichen Kräften geführt werden sollte. — Eine Verbesserung war es auch, aber nur eine halbe: daß der König *), während seines Aufenthalts in einem der drei Reiche aus jedem der beiden andern zwei Reichsräthe bei

*) Huitfeld, ebendaf. S. 797.

bei sich haben solle, deren Genehmigung zu allen jedes Reich insbesondre angehenden Entschlüssen erfordert werde. Eine vollkommne Verbesserung wäre es gewesen: ein gemeinschaftliches Reichskollegium für alle drei Reiche, wie der Kongreß für die dreizehn Amerikanischen Staaten ist, anzuordnen, und diesem Kollegium die nöthige Gewalt zur Regulirung und Besorgung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu übertragen. — Ein anderer Artikel der erneuerten Union läßt sich in gewisser Hinsicht eine Verbesserung, in einer andern aber eine zweckwidrige Verfügung nennen. Ich meine den Artikel, worin die großen Reichsämter der Reichsdrosten, Reichsmarschälle, Reichshofmeister und Reichskanzler, angeordnet, und die für jedes Amt gehörenden Geschäfte bestimmt wurden. Verbesserung war diese neue Einrichtung, weil bis dahin zur Besorgung dieser Geschäfte noch keine bestimmten Aemter mit zweckmäßiger Macht errichtet waren; aber der beabsichteten Union entgegen war sie darin, daß jedes Reich gewisse Geschäfte noch für sich durch eigne Beamte wollte verwalten lassen, die (einer wahren Vereinigung zufolge) von allen drei gemeinschaftlich durch Einen Beamten, oder durch Ein Kollegium,

gium, mußten besorgt werden. Da sie in Beziehung auf ihre gemeinschaftlichen Vertheidigungsanstalten, also in Beziehung militärischer Einrichtungen, imgleichen auf ihre auswärtigen Angelegenheiten und dahin gehörige Ausfertigung und Aufbewahrung der Urkunden und Nachrichten, nur Eins sein wollten; so hätte auch für jedes dieser beiden Geschäfte in allen drei Reichen nur Ein gemeinschaftliches Amt, (d. h. nur Ein Marschallamt, nur Ein Kanzleramt, als von welchen damals jene Angelegenheiten besorgt wurden) müssen angeordnet werden.

Was in der erneuerten Union über die Art einen neuen König zu wählen, festgesetzt wurde; war, da man einmal wählen wollte, nicht übel ausgedacht, obgleich eine gewisse, etwas ins Lächerliche fallende Nachahmung eines Päpstlichen Wahlkonklave dabei beliebt ward. Aber, wie schon gesagt, besser hätte man gethan, eine Erbfolge unter gewissen Bedingungen festzusetzen.

Wenn Staaten, die schon eine bestimmte Verfassung haben, sich mit einander vereinigen wollen, so sind natürlicherweise eine Menge Hindernisse zu erwarten, die nur durch weise Maaßregeln und ein geschicktes Benehmen überwunden

werden

werden können. Die Wahl der künftigen Residenz des gemeinschaftlichen Souveräns, und des Nazionalraths, wenn einer errichtet wird, muß um so mehrere Schwierigkeit veranlassen, wenn jede der sich vereinigenden Nazionen schon eine Hauptstadt hat, die hauptsächlich dem Aufenthalt des Hofes und der vornehmsten Staatsbedienten ihr Aufkommen und ihren Glanz verdanken muß. Wir haben in unsern Tagen gesehen, wie eifersüchtig die Amerikanischen vereinigten Staaten bei der Bestimmung des Orts, wo der Kongreß seinen Sitz haben solle, gewesen sind. Da keiner von ihnen nachgeben wollte, und das periodische Herumwandern des Kongresses durch alle dreizehn Provinzen große Unbequemlichkeiten würde veranlaßt haben; so hat man sich zu dem einzigen Auswege, der noch übrig war, entschlossen: es soll eine eigene Stadt zum Sitz des Kongresses erbaut werden.

An diese Schwierigkeit muß man bey Abfassung der ersten Kalmarischen Union nicht gedacht haben; es geschieht darin der künftigen Residenz des Königs keine Erwähnung. Aber in der erneuerten kommt ein sich darauf beziehender Artikel vor. Der König, so wird daselbst festgesetzt, soll abwechselnd einen Theil des Jahrs in jedem der

drei Reiche zubringen. Die Erfahrung vielleicht von Einem Jahre wird hinreichend gewesen sein, diese Einrichtung zu verwerfen. Jede Nazion mußte bald empfinden, daß der vier monatliche Aufenthalt des Hofes zu geringe Vortheile brachte, um den vielfachen, durch dessen so oft wiederholte Reisen verursachten Lasten und Beschwerden das Gleichgewicht zu halten. Was die Nazionen in dieser Hinsicht hätten beschließen können und sollen: ob zwei von ihnen der dritten nachgeben, und welche zwei, zum Besten des Ganzen, dieses Opfer hätten bringen sollen; oder ob es am rathsamsten gewesen wäre, sich zur Stiftung einer ganz neuen Residenz zu entschließen; und wo diese mit möglich geringster Inkonvenienz, und möglich größtem Vortheile für alle drei, hätte können angelegt werden: die Untersuchung dieser Fragen würde jetzt eine ziemlich unnütze Beschäftigung sein. Zwei Sätze scheinen mir hierüber theils in der Lage der drei Nordischen Reiche, theils in dem bei der Union vorgesetzten Zwecke, dergestalt gegründet, daß ich glaube, man hätte sich vorzüglich durch sie in der Wahl der Residenz müssen bestimmen lassen. Erstlich: nothwendig hätte man auf die Verhältnisse des Nordens zum übrigen Europa und auf

die

die auswärtigen politischen Angelegenheiten Rücksicht nehmen, mithin einen so viel möglich südlich gelegenen Ort bestimmen müssen. Zweitens: wäre kein Ort zu wählen gewesen, welcher einer der drei Nationen zu viel Einfluß auf den Hof verschafft hätte, folglich keine der damaligen Hauptstädte; sondern es hätte entweder, wie itzt von den Amerikanern, eine neue Stadt erbaut, oder ein bis dahin unbedeutender, aber auch von den damaligen Hauptstädten hinlänglich entfernter Ort von zweckmäßiger Lage, zur künftigen Residenz müssen erwählt werden.

Eine andere, dem ersten Anschein nach große Schwierigkeit gegen die Vereinigung verschiedner Völker entsteht aus der Verschiedenheit der Sprachen, und aus der Abneigung der Völker, ihre eigene für eine fremde fahren zu lassen. Diese Schwierigkeit wird dann am höchsten, vielleicht kaum überwindlich, wenn bei jedem der Völker die Liebe zur schönen Literatur bis zu einer gewissen Lebhaftigkeit gestiegen ist. Wo diese Periode eintritt, da wird die Vorliebe des Volks zu seiner Sprache zu einer Leidenschaft; und es würde eine eben so vergebliche Arbeit sein, eine von dieser Leidenschaft beherrschte Nazion zur Annahme einer frem-

fremden Sprache überreden zu wollen, als man die kräftigste und einnehmendste Beredsamkeit umsonst verschwenden würde, einem leidenschaftlich liebenden Jünglinge eine Verbindung mit seiner Geliebten auszureden. Aber sie ist vorübergehend diese Periode, und sie muß es sein; der Geschmack an schöner Litteratur muß sich zwar immer erhalten, aber er muß nicht der herrschende bleiben, wenn ein Volk sich zu wahrer, vollkommner Kultur erheben will. Die Philosophie, die wahre, die Lebensphilosophie mit allen den praktischen Wissenschaften und Kenntnissen, wodurch die wirklichen Uebel dieses Lebens vermindert oder geschwächt und die wirklichen Güter desselben vermehrt oder gestärkt werden, muß der Gegenstand lebhafter Verehrung und eifriger Bewerbung geworden sein, wenn ein Volk sich einer vollendeten Kultur rühmen will. In dieser höhern Periode aber wird ein Volk, indem es sich mit einem andern vereinigt, über die Wahl seiner Sprache nie blinde Vorliebe, noch leichtsinnige Gleichgültigkeit beweisen; es wird fortfahren, seine Sprache für Werke der Einbildungskraft, wenn sie in diesem Fache schon vollkommen kultivirt ist, beyzubehalten; im gegenseitigen Fall aber sich ohne Bedenken an die kulti-

virtere Sprache gewöhnen. Zur Geschäftssprache wird es sich gern diejenige gefallen lassen, deren Kenntniß schon mehr verbreitet ist. Und es wird wenigstens sich nicht widersetzen, daß diese Sprache nicht allmälig auch die Sprache des Umgangs, mithin endlich auch die der schönen Litteratur, werde. — Als die Union zu Kalmar geschlossen ward, waren die Nordischen Dialekte alle noch völlig unbearbeitet, so daß die Wahl einer gemeinschaftlichen Geschäftssprache keine andere Schwierigkeit hätte finden können, als welche ein unzeitiger Stolz oder falsche Begriffe von Nazionallehre etwa würden erregt haben.

Ein wirksames Beförderungsmittel wahrer Völkervereinigung kann die Erziehung werden. Aber was Erziehung vermag, wie hätte man das zur Zeit der Kalmarschen Union schon einsehen können? zu einer Zeit, wo die Unwissenheit in allen Dingen so groß, in keinem Punkte aber größer war, als in allem das die Natur des Menschen betrifft. Giebt es doch noch heut zu Tage Staaten genug, wo die Wirksamkeit moralischer Mittel zur Erreichung politischer Zwecke ganz verkannt wird, wie man wenigstens aus der daselbst fortwährenden Nichtanwendung solcher Mittel schließen muß;

muß; obgleich gewisse Zwecke, die diesen Staaten sehr wichtig sein sollten, eben dieser Nichtanwendung wegen immer unerreicht bleiben.

Die Kalmarsche Union in so rohen Zeiten war eine Erscheinung in der Politik, wie die von Karl dem Großen unternommene Vereinigung der Donau mit dem Rhein in der Staatsökonomie. Beide Erscheinungen beweisen, daß die Menschen in allen Zeitaltern, auch den unwissendsten und barbarischsten, großer Ideen fähig sind; daß aber zum Ausführen die bloße natürliche Geistesstärke nicht hinreicht, daß dazu eine Menge erworbener Kenntnisse erfodert werden. Sie beweisen also den großen Vorzug kultivirter Zeiten vor den rohen, den Vorzug der Wissenschaften und Aufklärung vor der Unwissenheit und Barbarei, den Vorzug des achtzehnten Jahrhunderts vor dem neunten und vierzehnten, und vor allen die ihnen gleichen.

5.

Eine Schatzgräbergeschichte aus Pommern.

Eingesandt vom Herrn Prediger S**.

Eine außerordentliche Begierde, in der Erde Schätze aufzusuchen, ist seit einiger Zeit selbst unter Leuten, die sonst nicht einfältig sein wollen, ein ansteckendes Uebel geworden. Wie viel Aberglauben, Zeitversäumniß und Geldverlust, wie viel bittre Reue am Ende damit verbunden sei, kann man in manchen Familien bereits sichtbar genug wahrnehmen. Solche Betrogene werden dann um so unglücklicher, da sie das Gespött der Vernünftigen sind, und es aus Schaam nur selten wagen, Andern ihr Unglück zu gestehen. Es ist daher für jeden Menschenfreund Pflicht, durch wahrhafte Erzählung solcher Beispiele gegen einen so schädlichen und schändlichen Aberglauben zu Felde zu ziehen. — Um nun auch an meinem Theile zu dessen Ausrottung etwas beizutragen, will ich hier eine neuere Schatzgräbergeschichte aus meiner Gegend mit allen Umständen erzählen.

Kaum verbreitete sich gegen Michaelis 1788 in der Gegend um Stargard das sehr unwahrschein-

liche

liche Gerücht, daß ein gewisser Mann auf dem Lande einen sehr ansehnlichen Schatz auf dem Grundstück einer Mühle gefunden habe, und zwar nach der Anweisung einer Wünschelruthe; so erregte dieses die Aufmerksamkeit der ganzen Dorfgemeinde. Mit dieser entstand zugleich das Verlangen, ebenfalls Schätze zu graben. Der Prediger, welcher dies bei Manchem bald bemerkte, und außerdem erfuhr, daß bereits einige der Aermsten den Versuch gemacht hätten, die Erde unter der betrüglichen Direktion einer Wünschelruthe und unter abergläubischen Beschwörungen der Geister umzuwühlen, hielt Rath mit sich, was hierbei seine Pflicht als Volkslehrer sei.

Auf der Kanzel warnte er bloß gegen den Mißbrauch des Namens Gottes, und ermahnte zum Vertrauen auf Gott, und zur christlichen Genügsamkeit; in Gesellschaften aber unterhielt er seine Kirchkinder mit allerlei Schatzgräberhistorien, bei denen es sich am Ende allezeit ausgewiesen hätte, daß Schatzgräber Landstreicher und Betrüger wären. Bei dem allen konnte er es nicht verhindern, daß nicht Einige erst durch ihren eigenen Schaden klug werden mußten. Die Mehresten, und zwar Alle, deren Nahrungsumstände nicht

in Verfall waren, folgten der Anleitung ihres Predigers, und freuen sich nun ihrer bessern Einsicht; aber Einige, die mit Schulden beladen waren, konnten diese gefährliche Klippe nicht vermeiden.

Es ward ihnen ein Weib als eine sehr versuchte Hexe, Zauberin und Schatzgräberin beschrieben, und sammt ihrem Manne empfohlen. Diese erschien auf vorgängiges Ersuchen, und ward mit ihrem Manne und Kinde als die besten Freunde aufgenommen und bewirthet. Das Weib (die Schumannin, denn diesen Namen gab sie sich) spielte die Hauptrolle, ihr Mann machte zu ihren Zauberkünsten nur den Handlanger.

Bei der ersten Bewillkommung nach dem 2ten Advent versicherte sie mit der ernstlichsten Miene und scheinbarsten Freude: daß sie ganz sicher von dem Dasein eines Schatzes in dem Garten des einen Leichtgläubigen benachrichtiget wäre; er bestehe aber nicht in einem, sondern in zwei mit Gelde angefüllten Kasten. Nachdem sie den Leuten die Gegend genau bezeichnet hatte, überließen sich Alle, eines großen Reichthums versichert, der Ueppigkeit und dem Wohlleben, wozu sie denn auch die Zauberin fleißig ermunterte, indem sie ihnen gül-

dene

dene Berge verſprach. Dieſes Unweſen dauerte ſo lange die Erde ſo hart gefroren war, daß man faſt unmöglich eingraben konnte. Dann aber ſollte die erwünſchte Zeit kommen, daß ſie ſich des Schatzes bemächtigen würden.

Während der Zeit aber mußte ihr Gympf, den ſie in einer Bouteille mit ſich führte, ihrem Vorgeben nach gut gefüttert werden: weil er ſonſt faul und träge würde, und er gleichwohl zum Reiſen und zur Herbeiſchaffung des Schatzes am meiſten thun müſſe. Sie verſicherte dabei, daß er nichts als delikate Biſſen eſſe, und nichts als Kaffee, Brandwein und gutes Bier trinke *). Das Kuchenbacken, Kochen, Schmooren und Braten nahm alſo während dieſer ganzen Zeit kein Ende. Um aber den Betrug mit dem Gympfe, dieſem Beſchützer der Unterirdiſchen Reichthümer, den armen Tröpfen deſto beſſer zu verbergen; ſo wußte das verſchlagene Weib durch den Bauch einen Laut hervorzubringen, welcher dem Geſchrei eines Kin-

*) Ländlich, ſittlich! Auch die Geiſter richten ſich nach der Landesweiſe. Der Bel oder Gympf zu Babel genoß wahrſcheinlich nicht, wie dieſer Pommeriche, Brandwein und Koffee; aber ſonſt feine Speiſen und Getränke, und zwar in großer Menge, wie der König zu Daniel ſagte.

des ähnlich war. Der Gympf ward hiernächst in eine Kammer gesetzt, in welche das Weib mit ihrem Manne nur allein hineingehen durfte. Wenn sie dann täglich die besten Speisen und Getränke ihrem Vorgeben nach zur Sättigung desselben hineintrug; so sagte sie öfter bei ihrem Heraustreten zu den Umstehenden: „Daß Dich! Das hat ihm einmal recht geschmeckt!“ Zuweilen, wenn sie nicht alles selbst hatte verzehren können; so hieß sie den Mann hineingehen, unter dem Vorgeben: der Gympf wäre eigensinnig; vielleicht möchte er von ihm die Speise annehmen.

Mit der Zeit wurden die Bauern des Dinges überdrüssig, und wollten kurzum Geld haben. Das Weib stellte vor, daß es für sie mit Gefahr verknüpft sei, wenn sie vor der Zeit etwas erpressen wolle; indessen werde sie einen Versuch machen. Kaum war sie in die Kammer hineingegangen, als sie schon wieder mit einer blutenden (von ihr selbst blutig geritzten) Nase herausgeflogen kam. „Habe ichs nicht gesagt?“ sprach sie, „daß es „mir übel bekommen werde? Diese Wunde habe ich eurer Ungeduld zu verdanken! Indeß, wenn ihr es durchaus so wollt, so gebt mir nur Vorspann; ich will euch von meinem bereit liegenden

Vor-

Vorrath gleich Geld vorstrecken.“ Des andern Tages ging also die Reise mit den größten Freuden nach Groß-Rischow. Unterwegs unterhielt sie die Bauern mit allerlei grausenden Historien, natürlich um ihnen Schrecken einzujagen, und ihnen natürlichen Verstand zu betäuben. Unter dergleichen Gesprächen kamen sie an Ort und Stelle. Sie ging in ein Haus, und holte einen etwa halbvollen Sack heraus, ließ ihn auf den Wagen heben; und nun traten die Bauern mit ihr sehr vergnügt ihre Rückreise an. Einer indeß, weniger gläubig oder furchtsam als die Andern, eröfnet unbemerkt den Sack, und wird gewahr, daß lauter glatte Steine darin befindlich sind. „Frau! sagte er, es fühlt sich an dem Sack, als wenn lauter Steine darin wären.“ „Ich weiß wohl, antwortete sie, daß deine Hand dabei gewesen ist; aber du dummer Teufel, warte erst das Ende ab! Wenn ich zu Hause den Sack eröfnen werde, so wirst du über die Verwandlung erstaunen!“ — Indeß, was geschicht? Als der Sack kaum in des Bauern Haus kömmt, ist er auf einmal verschwunden. Das Weib erhebt ein Zetergeschrei: „Dabei war was versehen!“ hieß es; indeß des Weibes Mann, oder ein anderer

Helfershelfer den Sack mit Steinen hinweqprakt
sirt hatte. Noch gingen aber den armen Betro
nen die Augen nicht auf. Alles war über die
Verschwindung in Erstaunen.

Das Gerücht von diesem Weibe kam gar bald z
einem andern Dorfe. Es meldete sich aus demselbe
sogleich ein Bauer bei ihr, mit Begehrung ihrer Bei
hülfe zur Hebung eines Schatzes, welcher nahe bei sei
nem Hause gebrannt habe. Das Weib nahm
den Vorschlag an, zauberte zuförderst, zu mehrerer
Bequemlichkeit, den Schatz in die Stube; und
nun ging das Graben an, nachdem die Lichter aus-
gelöscht waren. Denn, wohl zu merken, Licht
und Aufklärung müssen bei solchen Dingen nicht
sein. Auch durfte kein Mensch ein Wort dabei
sprechen. Wie nun die Leute in bester Arbeit sind;
siehe! da entsteht ein Hagel von Sand und Stei-
nen, daß die Arbeiter laut aufschreien mußten;
und — weg war der Schatz. „Dies ist nicht
Mangel meiner Kunst, sprach die Schumannin;
sondern eure Schuld, daß ihr nicht euer Maul gehal-
ten habt.“ Diese Entschuldigung war gültig; denn
die einfältigen Leute betheuerten, daß sie den Schatz
bereits mit den Spaten hätten fühlen können: Si-
cherlich aber war es nur ein tüchtiger Stein.

End-

Endlich kam die Zeit, daß der große Schatz in dem zuerst bemeldeten Dorfe gehoben werden sollte. Die Aufgrabung der Erde ging bei der Dunkelheit der Nacht gut von Statten; und der Gympf war so gefällig, zwei mächtige Käſtchen, jedes in einem besondern Sack, herbeizuschaffen. Die Säcke wurden auf 14 Tage in einer Kammer unerösnet niedergesetzt. Nun gings erst recht an ein Schmausen und Schuldenmachen von diesen überreichen Leuten. — Ein sonst verständiger Mann kam, sah, befühlte und erstaunte. Das Weib fragte: Ob er seinen Schatz nicht auch wolle heben lassen, der in seinem Keller befindlich wäre? Mit Freuden ward der Antrag angenommen. Nun ging es auch auf diesen Keller loß; bald war er im Dunkeln umgewühlt. Da man nun auf etwas Hartes stieß, drei Stunden vergebens auf die Erscheinung des bösen Dämons wartete, den man zwingen wollte, den Schatz zu verlassen, und man bereits laut über Betrug murrete; so verschwand auch dieser Schatz, und blieb dafür ein mächtig großer Stein. — Zu eben der Zeit verschwanden auch die 2 Säcke mit den Käſtchen darin, und hiemit hatte die ganze Gaukelei, welche gegen 4 Wochen gedauert hatte, ein Ende; denn gleich darauf entwischte auch das Weib mit ihrem Komplott.

Auf-

Auffallend und merkwürdig ist es, daß Einer de Gaukler versicherte: um die Geister zu zwingen wären geweihte Sachen aus einer katholischen Kirche erforderlich, als welchen sie nur allein gehorchten *).

6.

Des Königs von Polen Antwortschreiben an die Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Man kann, mit dem Ernste der Wahrheit, und im Antithesentone, viel Gutes und scharfsinniges darüber sagen: Ob mehr die Könige durch Beförderung der Wissenschaften, oder die Wissenschaften durch den Beitritt der Könige erhoben und geehret werden. Es ist ein Vorzug unserer Zeiten, daß auch das Erstere immer allgemeiner anerkannt, und

*) Dies ist der gewöhnliche Aberglauben beim Schatzgraben. Man s. auch die Berl. Monatsschr. 1784 August, S. 191, 192. — Sollte übrigens der vornehmere Weltmann über diese Baurengeschichte verachtend lächeln; so hat schon Horaz hierauf geantwortet: — Quid rides? mutato nomine de te Fabula narratur. B.

und selbst von Thronen herab eingestanden wird. Diese aufgeklärte Stimmung unsers Jahrhunderts, und die edle Denkart eines von Allen, welche Ihn kennen, innig verehrten und geliebten Königs, hat der Herr Staatsminister Graf von Herzberg auf das glücklichste benutzt. Als Kurator der Königl. Akademie der Wissenschaften, schlug er zum auswärtigen Mitgliede derselben Se. Majestät von Polen vor: diesen König, welcher durch große Einsichten und mannigfache Kenntnisse Sich vor vielen Privatpersonen jedes Standes, und durch Liebe und Unterstützung der Wissenschaften, durch feine und gütige Behandlung der Gelehrten, fast vor allen Fürsten Seiner Zeit auszeichnet.

Polen ist das erste Land in Europa, welches — und zwar durch Seinen itzigen König — seit 1774 eine Nazionalanstalt zur Erziehung hat. Eine äusserst wichtige Einrichtung, welche zumal in einem Lande, wo Unterricht und Kenntnisse in Verfall gerathen waren, bei weitem nützlicher ist, als alle Akademien der Wissenschaften dort sein könnten! Die höchste Kommission der Nazionalerziehung, die aus den angesehensten Männern des Staats, mit dem Fürst-Primas an ihrer Spitze, besteht, ward zu einem Tribunale erhoben, welches über alle die Erziehung betref-

treffende Sachen in letzter Instanz entscheidet. D erste Geschäft derselben ging auf die Errichtung gut Schulen in jeder Woiwodschaft. Zu diesem En zweck ward eine Kommittee von Gelehrten e nannt, welche sogleich einen Grundriß zum öffen lichen Unterricht ausarbeiten mußte. Dieser Pla ward fertig; aber es fehlte nun an zweckmäßige Elementarbüchern. Um diesem Mangel abzuhel fen, wurden einheimische und ausländische Gelehrt durch Prämien von 100 bis 200 Dukaten aufge fordert, nur Entwürfe von brauchbaren Unter richtsbüchern einzusenden. Unter andern minder Bekannten erhielten Condillac und Lhuillier solche Belohnungen. Jene Kommittee beschäftigt sich seitdem immer mit der Ausarbeitung neuer Elementarwerke, welche durch das ganze Land verbrei tet werden. — Es ist allgemein bekannt, und unter auch aus der Neuen Konstituzion, wie erheblich mit Recht dieser Zweig der Staatsführung, die Nazionalerziehungskommission, in Polen geachtet wird *).

Außer-

*) In der neuen Konstituzion heißt es (man s. die Geschichte der Polnischen Staatsveränderung vom 3 Mai 1791, von K. G. Seite 92)? „Zu ordentlicher Vollziehung der exekutiven Gewalt" (welche dem Könige in dem Straß oder Staatsrath zukömmt) „verordnen Wir besondere Kommissionen,

Außer dieser höchst wichtigen Landeserziehungsanstalt stiftete der König noch bald nach Seiner Thronbesteigung 1765 zur Bildung des jungen Polnischen Adels das Königl. Kadettenkorps. — Auch läßt Er, theils größere theils kleinere goldene Münzen mit der Umschrift: Merentibus, schlagen, womit Er auswärtige und einheimische Gelehrte beschenkt. Eine andere Münze, mit dem Worte: Diligentiae, dient zur Ermunterung der Kadetten. Auf sehr verdiente Männer läßt der König sogar eigene Münzen prägen, alle von Seiner Erfindung: so z. B. auf den Dichter Klaruszewicz, mit der Umschrift: Poetae, und mit beigefügtem Brustbilde des berühmten Polnischen Dichters aus dem vorigen Jahrhundert, Sarbievski (Sarbievius); auf den P. Konarski, mit den Worten: Sapere Auso, und auf mehrere.

Das

„nen, die mit dem Staat in Verbindung stehen, „und ihm Gehorsam zu leisten schuldig sein sollen. Diese Kommissionen sind: 1) Die Erziehungs- 2) die Polizei- 3) die Kriegs- und „4) die Schatzkommission.“ — Und S. 97: „Die Erziehungskommission soll verbunden sein, „dem Reichstage einen Plan zum Unterricht und „zur Erziehung der Königl. Prinzen vorzulegen, „damit durch ein übereinstimmendes Erziehungssystem den Herzen der künftigen Thronfolger frühzeitig und unausgesetzt Religion, Tugend, Vaterlandsliebe und Liebe zur Freiheit und zur Landeskonstitution eingeflößt werde.“

Das Diplom der auf das einmüthigste geschehenen, und von unsers Königs Maj. genehmigten Wahl ward im Anfang Novembers nach Warschau gesandt.

Also zählt die Berlinische Akademie der Wissenschaften itzt zwei gekrönte Häupter unter ihren Mitgliedern; Katharina II, und Stanislaus Augustus. Beide um Erziehung und Unterricht, um Aufklärung, und um Verbreitung der Kenntnisse hochverdient; beide den Wehrt der Wissenschaften gerne und öffentlich anerkennend!

Dies letzte geschieht von Stanislaus Augustus, in Seinem Antwortschreiben an die Akademie, auf die edelste Weise. Der König erklärt: daß die wahre Wohlfahrt des Staats nur durch richtige Kenntnisse und Philosophie kann befördert werden; daß Er Selbst deshalb gern den Wissenschaften Seine von Geschäften Ihm übrigbleibenden Augenblicke weiht; daß alle gute, zweckmäßige, heilsame Einrichtungen nur den Wissenschaften zu verdanken sind. — Wenn jeder, welcher Verstand und Einsichten schätzt, über solche Aussprüche erfreuet wird; so müssen vorzüglich den Preussischen Patrioten die eben so edel gedachten als fein gesagten Stellen des Schreibens entzücken, worin

der

der König Seine Bewunderung gegen Friedrich den Großen und Seine Achtung und Freundschaft gegen Friedrich Wilhelm II erklärt.

Der lateinische Stiel dieses Antwortschreibens ist zu vorzüglich, als daß ich es nicht in der Ursprache den Lesern mittheilen sollte, und als daß ich eine Uebersetzung davon zu liefern unternehmen möchte.

Stanislaus Augustus Rex
Inclyto Coetui Academiae Berolinensis
Salutem et omnia prospera.

Redditum est Nobis ante paucos dies Diploma Vestrum, Viri Eruditissimi, quo Nos coetui Vestro Academico, tot insignibus in re literaria magistris conspicuo, adscriptos esse voluistis, vestramque voluntatem publico decreto declarastis.

Perhonorificus est sane locus iste, quem inter Philosophos sponte contulistis; sed multo gratior et honorificentior opinio Vestra de Nobis, non quales quidem simus, sed quales esse cupimus.

Si enim a multis retro saeculis didicimus, haec tantum regna felicia esse et dici, ubi Philosophi regnant aut Reges philosophantur; Vos jam experti estis, qui Fridericum Illum Magnum vidistis, qui sub hodierno Rege ve-

ſtro, Principe tot inſignibus animi dotibus praedito, res veſtras domi foriſque proſperas videtis.

Nobis longa adhuc via terenda eſt; Nosque non ob aliam cauſſam omnem operam convertimus, ut in regno hoc noſtro Poloniae et literarum ſtudia promoveamus, et ipſi quidquid temporis a publicis negotiis ſuperſit Nobis, illud lectioni et meditationi impendamus.

Tot praeclara a Vobis multisque aliis ſaeculi hujus ſcriptoribus in lucem edita ingenii ſpecimina nobis etiam facem philoſophandi praetulerunt, ut fateri ingenue neceſſe ſit, nos omnino literis debere, quidquid utilis, quid recti, quid honeſti hic conſtitutum vidimus atque laetati ſumus.

Pergite, Viri Doctiſſimi, illuſtrare orbem literarium laboribus ac lucubrationibus Veſtris, Meque non tantum jam Socium Veſtrum, ſed, quod feliciter Mihi Regnoque Meo accidit, Regis Veſtri, cujus Academia Veſtra patrocinio gaudet, Amicum, Vicinum, ac Foederatum, conſtanti ſemper amore proſequimini.

Datum Varſaviae die XVI Novembris Anno MDCCXCI.

Stanislaus Auguſtus Rex.

Ein

* * *

Ein anderes hierauf Bezug habendes Schreiben des Königs ist an den berühmten Arzt Hofrath Tralles in Breslau gerichtet, welcher zugleich als auswärtiges Mitglied der Akademie aufgenommen, und als solcher in den Zeitungen angekündiget war. — Hier sind dessen eigene Worte aus einem Briefe nach Berlin, vom 26. Nov. 1791. „Se. Majestät der König von Polen haben mir bereits durch einige Zuschriften, so wie „auch auf andere Art, viele Merkmale Ihrer besondere Gnade zu geben geruhet. Ich nahm mir „also die Freiheit, Allerhöchstdenselben zu der „*Neuen* Konstituzion in einem Lateinischen Briefe „Glück zu wünschen, und zugleich die Wahl, durch „welche ich Ihnen unwürdigerweise in den öffentlichen Zeitungen an die Seite gesetzt worden, zu „erwähnen. Zu meiner äussersten Verwunderung „erhielt ich mit der ersten Post ein langes Höchstgnädiges Antwortsschreiben. Wie herzinniglich „ich durch diese ausnehmende und ungewöhnliche „Herablassung eines großen Königs, mitten unter Seinen höchstwichtigen Reichstags Beschäftigungen gerührt worden, darf ich wohl nicht erst

„weitläuftig beſchreiben. — Unter andern waren „folgende Ausdrücke in der Antwort:“

Fruere, Vir Doctiſſime, reliquiis plenae meritorum et annorum vitae Tuae. Reviviſcat in multos dies haec humano generi neceſſaria veneranda Tua ſenectus. Quod autem celeberrima Veſtra Academia Berolinenſis me Socium ſuum extraordinarium et extraneum elegerit; quod nomen Tuum, in variis Europae regnis illuſtre, nomini meo conſociaverit: ego et electionem illam lubenti animo ſuſcipio, et Te mihi adſtrictum, ut genti meae Polonae hominem amiciſſimum cordibusque noſtris penitus inhaerentem, vehementer gaudeo.

Stanislaus Auguſtus Rex.

7.

Ideen über Staatsverfaſſung, durch die neue Franzöſiſche Konſtituzion veranlaßt.

Aus einem Briefe an einen Freund, vom Auguſt 1791.

Ich beſchäftige mich in meiner Einſamkeit mehr mit politiſchen Gegenſtänden, als ich es je bei

den

den häufigen Veranlassungen darzu, die das ge-geschäftige Leben darbietet, gethan habe. Ich lese die politischen Zeitungen regelmäßiger, als sonst; und ob ich gleich nicht sagen kann, daß sie ein großes Interesse in mir erwecken, so reizen mich doch noch am meisten die Französischen Angelegenheiten. Es fällt mir dabei alles Kluge und Einfältige ein, was ich seit zwei Jahren darüber gehört habe; und am Ende komme ich gewöhnlich auf Sie, lieber *, und den lebhaften Antheil, den Sie an diesen Gegenständen nahmen, zurück. Mein eignes Urtheil — wenn ich, um mir doch selbst von mir Rechenschaft zu geben, mich eines zu fällen zwinge — stimmt dann mit keinem andern geradezu überein; es mag sogar paradox scheinen: aber Sie sind ja einmal mit meinen Paradoxien vertraut, und wenigstens sollen Sie in der gegenwärtigen auch Consequenz mit den übrigen nicht vermüssen.

Was ich am häufigsten, und, ich kann es nicht läugnen, mit dem meisten Interesse über die Nazionalversammlung und ihre Gesetzgebung hörte, war Tadel; nur leider ein Tadel, für den die Abfertigung immer so nahe lag. Bald Mangel an Sachkenntniß, bald Vorurtheil, bald ein klein-

kleingeistiger Schauder vor allem Neuen und Ungewöhnlichen, und wer weiß was noch für leicht zu widerlegende Irrthümer; — Und hielt auch einmal ein Tadel jede Widerlegung aus; so blieb doch immer der leidige Entschuldigungsgrund, daß 1200 auch weise Menschen immer nur Menschen sind. Mit dem Tadel, wie überhaupt mit dem Beurtheilen einzelner Anordnungen, kömmt man also schwerlich ins Reine. Dagegen giebt es, dünkt mich, ein ganz offenbares, kurzes, von jedermann anerkanntes Faktum, welches schlechterdings alle Data zur gründlichen Prüfung des ganzen Unternehmens vollständig enthält.

Die konstituirende Nazionalversammlung hat es unternommen, ein völlig neues Staatsgebäude nach bloßen Grundsätzen der Vernunft aufzuführen. Dies Faktum muß jedermann, und sie selbst muß es einräumen. — Nun aber kann keine Staatsverfassung gelingen, welche die Vernunft (vorausgesetzt, daß sie ungehinderte Macht habe, ihren Entwürfen Wirklichkeit zu geben) nach einem angelegten Plane gleichsam von vorn her gründet; nur eine solche kann gedeihen, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft hervorgeht. Dieser

ser Satz ist mir so evident, daß ich ihn nicht auf Staatsverfassungen allein einschränken möchte, sondern ihn gern auf jedes praktische Unternehmen überhaupt ausdehne. Für einen so rüstigen Vertheidiger der Vernunft indeß, als Sie sind, möchte er dieselbe Evidenz nicht haben. Ich verweile daher länger dabei.

Ehe ich jedoch zu den Gründen übergehe, vorher noch ein paar Worte zur näheren Bestimmung desselben. Zuvörderst, sehen Sie, lasse ich den Entwurf der Nazionalversammlung zu einer Gesetzgebung für den Entwurf der Vernunft selbst gelten. Zweitens will ich auch nicht sagen, daß die Grundsätze ihres Systems zu spekulativ, nicht auf die Ausführung berechnet sind. Ich will sogar voraussetzen, alle Gesetzgeber zusammen hätten den wirklichen Zustand Frankreichs und seiner Bewohner auf das anschaulichste vor Augen gehabt; und die Grundsätze der Vernunft diesem Zustande, so viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeschadet, möglich war, angepaßt. Endlich rede ich nicht von den Schwierigkeiten der Ausführung. Wie wahr und witzig es auch sein mag: qu'il ne faut pas donner des Leçons d'anatomie sur un corps vivant; so müßte doch

erſt der Erfolg zeigen, ob nicht dennoch das Unternehmen Dauer gewinnt, und nicht feſt gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? — Ich gehe alſo bloß von den ſimplen Sätzen aus: 1) Die Nazionalverſammlung wollte eine völlig neue Staatsverfaſſung gründen; 2) ſie wollte dieſelbe in allen ihren einzelnen Theilen nach den reinen, wenn gleich der individuellen Lage Frankreichs angepaßten, Grundſätzen der Vernunft bilden. Ich nehme dieſe Staatsverfaſſung (für den Augenblick) völlig ausführbar, oder wenn man will, auch als ſchon wirklich ausgeführt an. Dennoch, ſage ich, kann eine ſolche Staatsverfaſſung nicht gedeihen.

Eine neue Verfaſſung ſoll auf die bisherige folgen. An die Stelle eines Syſtems, das allein darauf berechnet wär, ſo viel Mittel als möglich aus der Nazion zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Verſchwendungsſucht eines Einzigen zu ziehen, ſoll ein Syſtem treten, das nur die Freiheit, die Ruhe und das Glück jedes Einzelnen zum Zweck hat. Zwei ganz entgegengeſetzte Zuſtände ſollen alſo auf einander folgen. Wo iſt nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut ſich Erfindungs-

findungskraft und Geschicklichkeit genug zu, es zu weben? Man studire noch so genau den gegenwärtigen Zustand; man berechne noch so genau darnach das, was man auf ihn folgen läßt: immer reicht es nicht hin. Alles unser Wissen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. wenn wir von Gegenständen der Erfahrung reden, unvollständigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen vermögen wir nur wenig aufzufassen. Und doch kömmt hier alles auf individuelle Kräfte, individuelles Wirken, Leiden und Genießen an. Ganz anders ist es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken strebt. Aus der ganzen individuellen Beschaffenheit der Gegenwart — denn diese von uns unerkannten Kräfte heissen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzusetzen bemüht ist, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenstande selbst noch, auf den sie angelegt sind, Form und Modifikazion. So können sie Dauer gewinnen, so Nutzen stiften. — Auf jene Weise, wenn sie auch ausgeführt werden, bleiben sie ewig unfruchtbar. Was im Menschen gedeihen soll, muß aus seinem Innren entspringen, nicht ihm von aussen

gegeben werden; und was ist ein Staat, als eine Summe menschlicher wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart muß daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein. Darum wirkt der Zufall so mächtig. Die Gegenwart reißt da die Zukunft an sich. Wo diese ihr noch fremd ist, da ist alles todt und kalt. So, wo Absichten hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge: diese wirken; die wahrhaft weise Vernunft reizt sie nur zur Thätigkeit, und sucht sie zu lenken. Hierbei bleibt sie bescheiden stehen. Staatsverfassungen lassen sich auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume, pfropfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben; da ists, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie.

Indeß entsteht hier noch immer die Frage: ob die Französische Nazion nicht hinlänglich vorbereitet ist, die neue Staatsverfassung aufzunehmen? Allein, für eine, nach bloßen Grundsätzen

der Vernunft, systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nazion reif genug sein. Die Vernunft verlangt ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte. Außer dem Grade der Vollkommenheit jeder einzelnen hat sie noch die Festigkeit ihrer Vereinigung, und das richtigste Verhältniß einer jeden zu den übrigen vor Augen. Wenn aber auf der einen Seite die Vernunft nur durch das vielseitigste Wirken befriedigt wird, so ist auf der andern das Loos der Menschheit Einseitigkeit. Jeder Augenblick übt nur Eine Kraft in Einer Art der Aeußerung. Häufige Wiederhohlung geht in Gewohnheit über, und diese Eine Aeußerung dieser Einen Kraft wird nun, mehr oder minder, länger oder kürzer, Charakter. Wie der Mensch auch ringen mag, die einzelne, in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung aller übrigen modifiziren zu lassen; so erreicht er es nie: und was er der Einseitigkeit abgewinnt, das verliert er an Kraft. Wer sich auf mehrere Gegenstände verbreitet, wirkt schwächer auf alle. So stehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältniß. Der Weise verfolgt seine ganz; jede ist ihm zu lieb, sie ganz der andern zu opfern. So ist auch in dem höchsten

Ideale

Ideale menschlicher Natur, das die glühende Phan
tasie sich zu bilden vermag, jeder Augenblick de
Gegenwart ein schöne, aber nur Eine Blüthe
Den Kranz vermag nur das Gedächtniß zu flech
ten, das die Vergangenheit mit der Gegenwar
verknüpft.

Wie mit dem einzelnen Menschen, so mit
ganzen Nazionen. Sie nehmen auf Einmal nur
Einen Gang. Daher ihre Verschiedenheiten un-
ter einander; daher ihre Verschiedenheiten in ih-
nen selbst, in verschiedenen Epochen. Was thut
nur der weise Gesetzgeber? Er studiert die gegen-
wärtige Richtung; dann, je nachdem er sie fin-
det, befördert er sie, oder strebt ihr entgegen; so
erhält sie eine andre Modifikazion, und diese wie-
der eine andre, und so fort. So begnügt er sich,
sie dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. —
Was aber muß entstehen, wenn sie auf einmal
nach dem Plane der bloßen Vernunft, nach dem
Ideale arbeiten, wenn sie nicht mehr genügsam
Eine Treflichkeit verfolgen, sondern zu gleicher
Zeit nach allen ringen soll? Schlaffheit und Un-
thätigkeit! Alles, was wir mit Wärme und Enthu-
siasmus ergreifen, ist eine Art der Liebe. Wenn
nur nicht Ein Ideal mehr die Seele füllt, so ist

da Kälte, wo ehmals Glut war. Ueberhaupt vermag mit Energie nie der zu wirken, der mit allen Kräften auf Einmal gleichmäßig wirken soll. Mit der Energie aber schwindet jede andre Tugend hin. Ohne sie wird der Mensch Maschine. Man bewundert, was er thut; man verachtet was er ist. — — —

Lassen Sie uns einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen werfen. Wir werden in keiner einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit finden; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müßte, werden wir auch in den verderbtesten immer einen oder den andern entdecken. Die erste Herrschaft schuf das Bedürfniß. Man gehorchte nie länger, als man entweder den Herrscher nicht entbehren, oder ihm nicht widerstehen konnte. Dies ist die Geschichte aller, auch der blühendsten alten Staaten. Eine dringende Gefahr nöthigte die Nazion, einem Herrscher zu gehorchen. War die Gefahr vorüber, so strebte jene das Joch abzuschütteln. Allein oft hatte sich der Herrscher zu sehr festgesetzt, ihr Ringen war vergebens. — Dieser Gang ist auch der menschlichen Natur völlig angemessen. Der Mensch vermag außer sich zu wirken, und sich in sich zu bilden. Bei dem ersteren kömmt es bloß auf Kraft und zweckmäßige Richtung derselben an; bei dem letzteren auf Selbstthätigkeit. Daher ist zu diesem Freiheit; zu jenem, da mehrere Kräfte nie besser gerichtet werden, als wenn Ein Wille sie lenkt, Unterwürfigkeit nothwendig. Dies Gefühl unterwarf die Menschen der Herrschaft, sobald sie wirken wollten,

ten; aber das höhere Gefühl ihrer inneren Würde erwachte, wenn dieser Zweck nun erreicht war. Ohne diese Betrachtung würde es auch nie begreiflich sein, wie derselbe Römer in der Stadt dem Senat Gesetze vorschrieb, und im Lager seinen Rücken willig den Streichen der Centurionen darbot. Aus dieser Beschaffenheit der alten Staaten entspringt es, daß, wenn man unter Systemen absichtliche Plane versteht, sie eigentlich gar kein politisches System hatten; und daß, wenn wir itzt bei politischen Einrichtungen philosophische oder politische Gründe angeben, wir bei ihnen immer nur historische finden.

Diese Verfassung dauerte bis ins Mittelalter hin. Zu dieser Zeit, da die tiefste Barbarei alles überdeckte; mußte, sobald sich mit dieser Barbarei Macht vereinte, der ärgste Despotismus entstehen: und billig hätte man der Freiheit ihren gänzlichen Untergang verkündigen sollen. Allein der Kampf der Herrschsüchtigen untereinander erhielt sie. Nur konnte freilich, bei dieser gewaltsamen Lage der Sachen, Niemand selbst frei sein, der nicht zugleich Unterdrücker der Freiheit der Andern war: Das Lehnssystem war es, in welchem die ärgste Sklaverei und ausgelassene Freiheit unmittelbar neben einander existirten. Denn der Vasall trotzte dem Lehnsherrn nicht minder, als er seine Unterthanen unmenschlich bedrückte. Die Eifersucht des Regenten auf die Macht der Vasallen schuf diesen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke; und endlich gelang es ihm, sie zu unterdrücken. Statt daß nun ehemals doch Ein Stand Despot der Freiheit gewesen war,

war, war itzt alles Sklav: alles diente nur den Absichten des Regenten allein.

Dennoch gewann die Freiheit. Denn da das Volk mehr dem Regenten, als dem Adel unterworfen war; so verschafte schon die weitere Entfernung von jenem mehr Luft. Dann konnten jene Absichten auch nicht so füglich mehr, wie sonst, unmittelbar durch die physischen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die persönliche Sclaverei entstand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. Alles Streben gieng nun also dahin, von der Nazion, so viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nazion mußte Geld haben, und man mußte es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, mußten ihr allerlei Quellen der Industrie eröfnet werden; diesen am besten zu erreichen, mußte man mannichfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Kosten zu vermindern, welche die Hebung selbst verursachte. Hierauf gründen sich eigentlich alle unsre heutigen politischen Systeme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, also im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlstand der Nazion beabsichtet ward, und man ihr, als unerlaßbare Bedingung dieses Wohlstands, einen höheren Grad der Freiheit zugestand; so kehrten gutmüthige Menschen, vorzüglich Schriftsteller, die Sache um: nannten jenen Wohlstand den Zweck, die Erhebung der Abgaben, nur das nothwendige Mittel dazu. Hie und da kam diese Idee auch wohl in den Kopf eines Fürsten; und

so

so entstand das Prinzip: daß die Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nazion sorgen muß. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren; so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

Indeß entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, daß es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nazion zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachläßigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blößen. Hier mußte also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nazion — kein anderes System erwarten, als das, worin man die größt mögliche Freyheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem mußte sie ihre Rettung suchen. —

Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen; und so ihren

Se-

Segen weit über Frankreichs Gränze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht; sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten, und in denen jene Stelle ihre wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernen, empfängt.

Ich kann mich nicht enthalten, dieser letzten Betrachtung noch einige Beispiele hinzuzufügen. In jeder Periode hat es Dinge gegeben, die, verderblich an sich, der Menschheit ein unschätzbares Gut retteten. Was erhielt die Freiheit in den Zeiten des Mittelalters? Das Lehnssystem. Was die Aufklärung und die Wissenschaften in den Zeiten der Barbarei? Das Mönchswesen. Was die edle Liebe zum andern Geschlecht in den Zeiten der Herabwürdigung dieses Geschlechts bei den Griechen, — um auch aus dem häuslichen Leben ein Beispiel zu wählen? Die Knabenliebe. Ja wir bedürfen nicht einmal der Geschichte; der Gang des Menschenlebens überhaupt ist das treffendste Beispiel. In jeder Epoche desselben ist Eine Art des Daseins Hauptfigur in dem Gemälde; indeß alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. In einer andren Epoche wird sie zur Nebenfigur, und eine von jenen tritt auf den Vordergrund. So danken wir allen bloß heitern, sorgenfreien Genuß, der Kindheit; allen Enthusiasmus für das empfundene Schöne, alle Verachtung der Arbeit und Gefahr, es zu erringen, dem blühenden Jünglingsalter; alle sorgsame Ueberlegung, allen Eifer aus Gründen der Vernunft, der Reife des Mannes; alle Gewöhnung an den Gedanken der

Hinfälligkeit selbst, alle wehmüthige Freude an der Betrachtung: das war und ist nun nicht mehr! dem Hinwelken des Greises. In jeder Periode existirt der Mensch ganz. Aber in jeder schimmert nur Ein Funken seines Wesens hell und leuchtend; bei den andern ists der matte Schein, bald des schon halb verloschnen, bald des erst künftig aufflammenden Lichts. Eben so ists in jedem einzelnen Menschen mit jeder seiner Fähigkeiten und Empfindungen. — Allein, ein Individuum Einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle. Der Mann z. B. bei den Menschen, wenig beschäftigt außer sich zu wirken, ewig strebend nach Freiheit und Herrschaft, besitzt nur selten die Sanftmuth, die Güte, den Wunsch: auch durch das Glück, das man empfindet, zu beglücken, nicht immer durch das was man giebt; — welches alles dem Weibe so eigen ist. Dagegen fehlt es dem Weibe so oft an Stärke, Thätigkeit, Muth. Um daher die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente, und in verschiednen Graden vereint, fühlen läßt; und dies Mittel muß des schönsten Lebens schönsten Genuß bewahren.

Was folgt nun aus diesem allen? Daß kein einzelner Zustand der Menschen und der Dinge an sich Aufmerksamkeit verdient, sondern nur im Zusammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Dasein; daß die Resultate an sich nichts sind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entspringen. — —

Und nun genug für heute, lieber *! Leben Sie wohl!

G. Ber-

8.

Berlinische Geburts- und Sterbelisten.

I. Verzeichniß der im 4ten Quartal des Kirchenjahres 1791 in Berlin Gebornen und Gestorbnen.

Wochen	Geboren		Gestorben.			
			M.	Ge.	W.	Ge.
	Söhne.	Töchter.	Erw.	Unerw.	Erw.	Unerw.
Vom 20. bis 26. Aug.	41	50	17	25	16	24
v. 27. Aug. bis 2. Sept.	62	50	21	30	16	28
v. 3. Sept. — 9. —	69	59	28	35	20	23
v. 10. — — 16. —	61	57	12	20	13	30
v. 17. — — 23. —	76	44	24	30	19	17
v. 24. — — 30. —	50	33	22	28	16	16
v. 1. — — 7. Okt.	74	80	31	20	22	26
v. 8. — — 14. —	44	53	25	19	24	20
v. 15. — — 21. —	63	50	19	29	24	17
v. 22. — — 28. —	53	55	17	21	18	18
v. 29. Okt. — 4. Nov.	50	43	20	15	17	12
v. 5. Nov. — 11. —	61	48	28	21	26	19
v. 12. — — 19. —	72	39	18	26	27	10
	776	661	282	319	258	260
Summa	1437		1119			

Unter den Gebornen sind 82 unehel. Söhne und 52 unehel. Töchter; zusammen 134. Ferner 12 Paar Zwillinge.

Balance.

Geboren	1437
Gestorben	1119
Mehr geboren	318

II. General-Rekapitulazion

der in Berlin in dem Kirchenjahr vom Advent 1790 bis dahin 1791 Gebornen und Gestorbnen.

	Geboren		Gestorben			
			Män. G.		Weibl. G.	
	Gebne	Gebor.	Gebne.	Ungen.	Gebne.	Ungen.
Im 1sten Quartal V. 20. Nov. 1790 b. d. 18 Feb. 1791.	677	688	277	265	318	207
Im 2ten Quartal V. 19. Febr. bis 20. Mai. 1791.	578	565	361	228	322	272
Im 3ten Quartal V. 21. Mai bis 19. August.	630	615	281	323	258	294
Im 4ten Quartal V. 20. August bis 19. Nov.	776	661	282	319	258	260
Summa	2660	2529	1201	1135	1156	1033
Zusammen:	5189		4525			

Unter den Gebornen sind:
297 unehel. Söhne
263 unehel. Töchter

Zusammen: 560

Ferner 57 Paar Zwillinge
und 1 Drillingegeburt.

Balance des Jahres:

Geborene sind	5189
Gestorben	4525
mehr geboren	664

III. Jahrtabelle

der in Berlin vom Advent 1790 bis dahin 1791 verstorbnen Personen nach allen Krankheiten.

Krankheiten.	M. Geschl. Erwachsene.	M. Geschl. Unerwachsene.	W. Geschl. Erwachsene.	W. Geschl. Unerwachsene.	Summa totalis.
Todtgeborne	—	145	—	123	268
An Pocken	—	35	—	41	76
" Rötteln	—	1	—	1	2
" Masern	—	—	—	2	2
" Zähnen	—	195	—	206	401
Am Jammer	2	372	2	276	652
" Husten u. Stickhusten	—	13	2	18	33
An Schwämmen	—	2	—	2	4
" der Engl. Krankheit	—	1	—	—	1
Aus Schwachheit	—	22	—	22	44
Im Kindbette	—	—	30	—	30
Am Erbrechen	1	1	1	—	3
An der Engbrüstigkeit	2	—	6	2	10
Am Fieber	8	1	2	2	13
" Hitzigen Fieber	56	10	34	3	103
" Seitenstechen	2	—	3	—	5
An Frieseln	2	1	—	3	6
Am Fleckfieber	1	—	1	1	3
" Gallenfieber	10	1	9	—	20
" Faulfieber	73	4	53	7	137
" Bruftfieber	4	1	4	2	11
" Nervenfieber	6	1	3	—	10
" Flußfieber	—	—	1	—	1
" Scharlachfieber	—	—	—	2	2
" schleichenden Fieber	3	—	5	—	8
Latus	170	806	156	713	1845

Krankheiten.	M. Geschl. Erwachsene.	M. Geschl. Unerwachsene.	W. Geschl. Erwachsene.	W. Geschl. Unerwachsene.	Summa totalis.
Transport	170	806	156	713	1845
An der Blutstürzung	14	1	5	2	22
Am Blutgange	—	—	3	—	3
" Nasenbluten	1	—	—	1	2
An der Brustkrankheit	235	1	155	4	395
" " Schwindsucht	83	2	64	1	150
" " Auszehrung	193	171	238	177	779
" " Brustwassersucht	25	—	15	—	40
" " Geschwulst	23	6	27	4	60
" " Gelb u. Schwarzen Sucht	3	—	2	—	5
" " Wassersucht	76	9	80	3	168
" " Schlafsucht	—	1	—	—	1
Am Ausschlage	—	3	—	—	3
Am Stickfluß	122	41	31	62	156
" Schlagfluß	22	67	103	36	328
An der Gicht	12	—	13	1	26
Am Krampf	9	6	20	4	39
An der Kolik	2	—	3	—	5
" " Entzündung	14	1	7	4	26
Am Durchfall und Ruhr	4	8	3	9	24
An der Verstopfung	18	1	16	4	39
Am Leberfluß	2	—	—	—	2
An d. Nervenkrankheit	2	—	1	1	4
" " Knochenkrankheit	—	1	—	—	1
An Hämorrhoiden	2	—	—	—	2
An Gewächsen	—	1	—	—	1
" innerlich und äußerlichen Schaden	8	2	7	2	19
An Verstopf. im Gekröse	—	—	—	2	2
" Verhärtung d. Leber	—	—	1	—	1
" Steinschmerzen	1	2	—	—	3
Latus	1041	1130	950	1030	4151

Krankheiten.	M. Geschl. Erwachsene.	M. Geschl. Unerwachsene.	W. Geschl. Erwachsene.	W. Geschl. Unerwachsene.	Summa totalis.
Transport	1041	1130	950	1030	4151
An Bruchschaden	7	—	4	—	11
= Krebsschaden	6	—	10	—	16
= Halsschaden	1	—	2	—	3
= Knochen = u. offnen Schaden	3	2	4	2	11
= innerlichen Schaden	1	—	—	—	1
An d. Rosen. Blatterrose	2	—	1	—	3
Am kalten Brande	6	1	1	—	8
Am innerlichen Brande	4	—	3	—	7
An Kopfwunden	1	—	—	—	1
Am Beinbruch	1	—	—	—	1
An Erschütter. d. Gehirns	2	—	—	—	2
Am Salzfluß	—	—	—	1	1
= Schaarbock	—	—	1	—	1
= Alter	94	—	165	—	259
An der Melancholie	7	—	8	—	15
= = vener. Krankheit	2	—	—	—	2
An ungenannt. Krankh.	1	2	2	—	5
Plötzlich gestorben	1	—	—	—	1
Am Zerbrechen	1	—	—	—	1
Vom Pferde geschlagen	1	—	—	—	1
V. e. Dachziegel getödt.	—	—	1	—	1
Uebergefahren	2	—	—	—	2
Todtgefallen	7	—	1	—	8
V. Bleidünsten gestorb.	—	—	1	—	1
Am Brande vom Firniß	—	—	1	—	1
Ertrunken	4	—	—	—	4
Todtgeschlagen worden	1	—	—	—	1
Selbst den Hals abgeschnitten	—	—	1	—	1
Selbst erschossen	5	—	—	—	5
Summa	1201	1135	1156	1033	4525

IV.

Wahrscheinlich ist es dem Berlinischen Publikum nich gleichgültig, zu erfahren, woher ein Unterschied in de Tabellen der Stadtkammerei gegen die bisher seit mehrern Jahren in der Berl. Monatsschrift gelieferten Tabellen entspringt. Die letztern besorgt die Kanzellei des Oberkollegiums Sanitatis, die erstern liefern die Küster der Berlinischen Kirchen.

1) Eigentlich können die Kirchenbücher nicht die **Gebornen**, sondern bloß die **Getauften** angeben. Und daher kömmt es, daß in den mehresten Kirchenlisten die todtgebornen Kinder zwar unter den Gestorbenen, nicht aber unter den Gebornen, aufgeführt werden. Auch entsteht die Differenz N. 4 daher.

2) Ein Gestorbener wird von den Küstern bisweilen in zwey Kirchspielen aufgeführt. Z. B. wenn ein Handwerk das in der Charité gestorbene Mitglied in der Stadt begraben läßt. Bei den Stadtkirchen trift dieser Fall selten, aber doch bisweilen, ein. Auffallend war es, daß im Februar d. J. die Jüdinn E*** L**, welche bei der Hebamme Griot starb, im Kirchenbuche des Friedrichswerders aufgeführt ward, und auch in der Judengemeinde, wo ihre Mutter sie begraben ließ. Diese Person hatte nehmlich einen Erlaubnißschein, sich taufen zu lassen; woran nur ihre Niederkunft, und nachher ihr Tod, sie verhinderte

3) Manche Küster pflegen unverheirathete Personen von 40, 50, und 60 Jahren unter Söhne und Töchter zu rechnen; und daher werden dieselben dann bisweilen in der Rechnung als **Kinder** aufgeführt.

4) Selbst getaufte Juden kommen als **Kinder** in die Rechnung.

5) Noch ist anzumerken: daß in dem Jahre nur 52 Wochen gerechnet werden können. Da aber das Jahr eigentlich vier Wochen und Einen Tag beträgt, welches in sechs Jahren (mit Einschluß des Schaltjahres) eine Woche ausmacht; so wird durch die Zahl der 52 Wochen, welche doch beobachtet werden soll, bisweilen eine grose Differenz verursacht. So hat z. B. das J 1790 mit dem 19 November geschlossen werden müssen. — Wird man nicht endlich die seltsame Rechnungsart des Kirchenjahres von Advent zu Advent aufheben, und vielmehr von Neujahr zu Neujahr zählen?

Berlin, am Ende Decembers 1791.

Berlinische Monatsschrift

1792. Februar.

I.

Seiner Excellenz dem Herrn Grafen von Herzberg,

als dem Biographen Friedrichs gewidmet.

Du, dem vom Tagus bis zum Obyfluß
Des Ruhms Drommete tönt, die Wahrheit Weihrauch streuet:
Du, der dem Vaterland', auch im Genuß
Der Ruhe, großmuthsvoll des Geistes Kräfte weihet;
O Graf! des Staates Wohl war stets Dein großes Ziel,
Und das Bewußtsein, recht gethan zu haben,
Ist Deiner Seele würdiges Gefühl,
Schätzbarer Dir, als königliche Gaben.
Jüngst, in der Mitternacht,
Wann alles schläft, die Phantasie nur wacht,
Sah ich den Genius Borussiens. Er blickte
Hinauf zum Sternenästrich. Ihn entzückte
Des Großen Friedrichs Ehrendenkmahl nur,
Sonst kein Gestirn. — Und siehe! Klio fuhr
Herab vom Aether, in den Händen
Des unerreichbarn Helden Thatenbuch,

Von ihr nur halb vollbracht: ein flüchtiger Verſuch.
„Dies Werk — ſo ſprach ſie — kann nur der vollende
„Der Seines Königs Rath
„Und Freund und Zeuge war; der funfzig Jahr de
Staat
„Sich ganz geweiht; und itzt verdiente Ruh gefunde
„Nimm es, und übergieb es ſeiner Hand!
„Empfang' auch dieſen Kranz, dem Großen Mann ge
wunden,
„Der in den heil'gen Feierſtunden,
„Als Friedrichs Biograph, der Ehren höchſte fand!

Suſanne von Bandemer.
geb. von Franklin.

2.

Urſprung der Begriffe von Unſterblichkeit und Seelenwanderung.

Unter den Meinungen, deren wiſſenſchaftliche Bearbeitung die Weltweisheit in der Folge übernahm, ſtammen einige rein aus der Natur ab; anderen, ehe ſie in die Schule kamen, brachten Politik und Prieſterthum ſchon eigene Verwandlungen bei. Zu jenen ſcheint mit die Lehre von der Unſterblichkeit des Menſchen an ſich, zu dieſen aber die Seelenwanderung zu gehören. Ehe noch

von

von einer unsterblichen Seele im itzigen philosophischen Sinne des Worts die Rede war, findet sich schon der Glauben an ein Leben nach dem Tode. Der Mensch sei wer er wolle, Europäer, Mexikaner oder Zeilaneser: so ist es ihm durchaus unmöglich, sich mit seiner Einbildungskraft in den Zustand des Nichtexistirens zu versetzen; und es lag daher sogar in der Sinnlichkeit der Urwelt, eine Fortdauer nach dem Tode anzunehmen. Der Begrif des Nichtseins, des Nichtfortdaurens ist zu abstrakt, und eben deswegen über den Fassungskreis des sinnlichen Menschen hinaus. Lagen, in welche ihn seine Phantasie nicht begleiten kann, sind für ihn ungedenkbare Lagen; und äußerst leicht ist ihm hingegen die Vorstellung von solchen, wo jene Raum für ihre Bilder findet.

Kam freilich bey ihm kein Interesse darzu, sich über Sein und Nichtsein zu besinnen; so war es möglich, daß er in ganzen Erdstrichen dahinging, wie das Schaaf, das unter seinem Messer starb, und wie die Thiere des Feldes. Aber die Natur hat es nicht an mächtigen Triebfedern fehlen lassen, ein Interesse für das Nachsinnen hierüber rege zu machen; und entstand dieses, so konnte die Entscheidung aus dem schon angeführten Grunde beim natürlichen Menschen nicht anders als für

seine Fortdauer ausfallen. Leidenschaftliche Bewegungen der Seele regten den Gedanken an. Der weinenden Mutter und dem gerührten Vater lag daran, sich zu besinnen, ob denn der verblichene Liebling ihres Herzens, der noch erst so heiter und hold war, gar nicht mehr sein könne, weil er für sie itzt nicht mehr war. Liebe und Sehnsucht beseelten diese Ideen: sie hoben sich mit Macht in ihnen; das Nichtmehrsein zu gedenken war schwer, für eine rege Einbildungskraft und ein blutendes Herz unmöglich. Der sehnlichste Wunsch ging auf Fortdauer und Wiedersehn; die Hofnung, durch den Wunsch und die Lebhaftigkeit der Vorstellungen verstärkt, gränzte schon ganz an Gewißheit; es durfte nur eine Erscheinung des geliebten Gegenstandes in nächtlichen Träumen hinzukommen: so war der natürliche Mensch von seinem eigenen Dasein nicht mehr fester überzeugt, als von der Fortdauer seines entseelten Kindes *).

Doch,

*) Zwischen lebhaften Phantasiebildern im Traume und wirklicher Gewahrnehmung zu unterscheiden, war dem ungebildeteren Menschen nicht zuzumuthen. Er hat auch für die Einbildungskraft keinen andern Ausdruck, als das Wort Gesicht. Es ist bei ihm gesehen und gehört, im Traume wie im Wachen; und, was gesehen und gehört wird, ist Faktum.

Doch, für die heroiſchen Tugenden der Vorwelt taugt Bewunderung großer Männer, tapferer Vorfahren, beſſer als Liebe; und jene führt hier auf eben das Reſultat, wie dieſe. Angeſtaunte Helden ſollte der Tod bezwingen, auf einmal ganz zernichten? Bey ihnen iſt es doch der Mühe werth, nach Sein und Nichtſein zu fragen; und über die Antwort hätte nur der verlegen ſein können, dem Tapferkeit und Heldenmuth nicht als eine ſo große, zu den Göttern erhebende, Tugend vorgekommen wäre, wie jenen Menſchen. Die Helden der älteſten Dichter hören nicht auf zu ſein. Sie werden unter die Geſtirne verſetzt, und leben im Kreiſe der Götter, als Heroen, wenn ſie hier ein thatenvolles Leben ſchloſſen; oder, wandeln ſie, in Luft gehüllt, noch auf der Erde herum, als Beſchützer der Sterblichen. Ihr Namen ſchallt noch zu ſtark in aller Ohren, ihr Bild hat ſich zu lebhaft in alles eingedrückt, was man ihrem Muthe verdankt, als daß ſie nicht noch ſelbſt lebendig vor den Augen ihrer Verehrer ſchweben ſollten; ihre Größe iſt im Widerſpruche mit jeder Ahndung von Vergänglichkeit, ſie ſind ein untergehendes Geſtirn, das ſich mit neuer Pracht am Horizont erheben wird. — Waren große Vorfahren noch überdies Vertraute der Gottheit, ſo konnte auch an dieſer Idee

die Vorstellung von ihrer Fortdauer um so leichter angesponnen werden. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen; ein Freund der Gottheit sein und fortdauren, ist Eines. Wer einen sterbenden Freund erhalten kann, der thut es; was gäben wir oft darum, wenn wir es könnten? Gott kann es; und daher wessen Freund er ist, der lebt und muß leben. Die sterbenden Väter der Hebräer, welche Freunde ihres Gottes waren, gehen hin, sammlen sich bei ihm; und wer ihrer würdig ist, wird zu ihnen versammelt. Dies ist so gewiß, daß sterben und an jenen Versammlungsort kommen Synonyma sind.

Bei Völkern von heroischem Geiste legte Ehrfurcht gegen die Vorfahren ein Walhalla für die Abgeschiedenen an; und wo die Menschheit kränkelte, zog Ueberdruß des gegenwärtigen Lebens alle Hofnungen auf ein künftiges *). In den glücklichen Zeiten Griechenlands, so lange die Römische Republik blühte, war die Lehre von der Unsterblichkeit kaum mehr als eine simple, mehr oder weniger akkreditirte, Meinung einiger philosophischen Sekten. Als aber die Tyrannei der Kaiser die ganze Welt mit Furcht und Schrecken erfüllt hatte,

da

*) Man s. Epochen der vorzüglichsten philosophischen Begriffe, S. 120, 121.

da verbreitete und reinigte sich der Stoicismus, und man ergrif ein künftiges Leben als willkommenen Ersatz für das Elend seines itzigen Daseins. Wir haben das unschätzbare Glück, daß wir bei gegenwärtigen unangenehmen Empfindungen die Vorstellungen von Glück und Wohlsein aus der Zukunft erborgen, und uns die Schmerzen des Augenblicks dadurch erleichtern können. — Süße Geschmeidigkeit der menschlichen Seele, welche sich mit einemmal einem solchen Zauber überlassen kann, der die Erwartung und Bekümmerniß um ihre langweiligen Augenblicke betrügt! „Lange lange schon, sagt Yorick, wäre die Zahl meiner Tage zu Ende, wenn ich nicht einen großen Theil derselben auf einem fremden Boden gewandelt hätte. Wenn mein Weg für meine Füße zu rauh, oder für meine Kräfte zu steil ist, so weiche ich aus demselben auf einen sanften bemoosten Fußsteig, den die Phantasie mit Rosenknospen von Vergnügen überstreut; und wenn ich einige wenige Schritte darauf gegangen bin, komme ich gestärkt und erfrischt zurück. Wenn mir meine Widerwärtigkeiten zu stark zusetzen, und ich keine Zuflucht dagegen finden kann, so wähle ich eine neue Bahn; und weil ich von den Elysäischen Feldern einen klareren Begrif habe, als von dem Himmel, so dringe ich mit meinen

Gedanken wie Aneas dahinein. Von mir wenigstens kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich nicht eine einzige widrige Empfindung meines Herzens so entscheidend besiegt habe, als wenn ich eine oder die andere angenehme Empfindung so geschwind auftrieb als ich konnte, und sie der traurigen entgegensetzte."

Kann nun dieser Balsam, den uns die Natur für unsre schmerzhaftesten Gefühle mitgab, auch in der Seele des Geplagten und des Kranken nicht vertrocknen; frischt ihn vielmehr das bitterste der Leiden meistens nur noch stärker auf; findet der natürliche Mensch nahe an den Gränzen des Lebens kein Phantasiebild für die Zernichtung; bietet ihm hingegen seine Einbildungskraft, exaltirt durch die Abgeschiedenheit vom Genusse des Wirklichen, die reizendsten Dekorationen für eine Scene jenseits an; entkräftet im gebildeteren Kopfe eben diese Fähigkeit, sich selbst beim Schauer des Grabes in lachende Gefilde zu entfernen, und der Wunsch, daß sie wirklich seien, auch jeden Einwurf einer kalten Reflexion, die über dem Nichtsein brütete: so wird anschaulich, wie der Begrif von Unsterblichkeit ohne Philosophie bloß durch gewisse starke Triebfedern unserer Natur habe rege gemacht, und, aufgefaßt von der Phantasie, sogar

unter

unter rohen Völkern fortgepflanzt werden können. Leidenschaftliche Bewegungen des Kummers über fremdes oder über eigenes Elend, und der anstaunenden Verehrung großer Verstorbenen, machten den Menschen alsdann erst auch mit dem Triebe bekannt, der manchem in sein Wesen eingegraben scheint: — mit dem Triebe nach dem Unendlichen. Dieser äußert sein Dasein erst merkbar mit der Vervielfältigung der menschlichen Bedürfnisse, der menschlichen Wünsche und des menschlichen Elendes. Denn derjenige, welchem um und um wohl ist, wird zwar, wie jedes empfindende Wesen, einen Trieb nach dem fühlen, daß ihm immer so sein möchte, so lange er lebt, aber, ehe ihm diese Erde zu enge wird, schwerlich einen Trieb nach dem Unendlichen. Letzterer scheint mir überhaupt nicht ursprünglich, sondern bloß ein erweiterter Trieb des Lebens zu sein, dem erst die Kultur und der damit verbundene Wunsch eines immer noch vollkommeneren Zustandes jene Ausdehnung gab. Sei es aber auch nur erweiterter Trieb des Lebens, oder was es wolle; so ist so viel gewiß, daß durch ihn, wo er unter den erforderlichen Umständen zum Vorschein kam, die Idee von einer Fortdauer nach dem Tode auf das neue belebt werden mußte.

Bei uns sind es nun zwar nicht mehr eben dieselbigen Dinge, weder Bewunderung und Ehrfurcht, noch Sehnsucht und Liebe, noch Ekel am Gegenwärtigen, die den Begrif von Unsterblichkeit zuerst rege machen; aber sie tragen doch darzu bei, das feste zu halten, was Religion und Philosophie in uns gründen sollen. In eben dem Grade also, in welchem jene Leidenschaften bei einem Menschen schwächer sind, wird auch diese Wahrheit bei ihm einer stärkeren Stüze bedürfen. So ließe sich etwa die scherzhafte Gleichgültigkeit erklären, womit ein kalter Hume *) kurz vor seinem Ende über einen künftigen Zustand spricht.

Was bisher gezeigt worden, bestätiget die Geschichte. Völker, die kein Strahl von Weltweisheit erleuchtete, die alten Germanier, Celten und Thracier, die neu entdeckten Inselbewohner, Kamtschadalen und viele andere wilde Horden, stimmen in der Meinung von einer Fortdauer nach dem Tode überein. Sie herrschte schon jenseits des Polarzirkels vor der Ankunft der ersten Europäer in Amerika. Die Heiden von Hindostan, wie sie Bernier redend einführt, sind in ihrem Begriffe vom Himmel, wo nicht rechtgläubig, doch immer schon sehr aufgeklärt. „Gott, antworten sie

*) Man s. B. Mon. 1790 Nov. S. 409. f.

sie einem ihrer Bekehrer, habe vermuthlich mehr als einen Weg dahin gemacht." Pausanias legt den Glauben an Fortdauer schon den alten Chaldäern und Hindus bei. Ammian sagt von den Druiden: sie haben das Gegenwärtige verachtet, und die Menschen für unsterblich gehalten. Eben dies erhellt auch aus der Ehrfurcht, mit welcher man bei so vielen wilden Völkern die Gräber der Abgeschiedenen behandelte; und aus der Hervorrufung ihrer Schatten durch Nekromantische Künste, um sich bey ihnen Raths zu erholen. Die Sache selbst ist also außer Zweifel.

Aber was daurte denn an dem Menschen fort, ehe die Weltweisheit das ewige Behältniß unsers Daseins in einer unzertrennbaren Einheit fand? Ein piepender Homerischer Schatten; eine Hesiodische Dunstgestalt; ein feiner Lichtkörper, wie das blasse Licht des Mondes, beim Dichter der Celten (Ossian). Der Mensch mit allen seinen Gliedmaaßen ist noch da; nur hat die Einbildungskraft seine gröbern Säfte in feine Dünste aufgelößt, seine Haut bis zum Spinnengewebe mazerirt; Knochen, Fleisch und Sehnen in die zartesten, nicht einmal mehr betastbaren, Substanzen verwandelt; und so dem Philosophen seine völlige Geisteseinfachheit am materiellen Körper gleichsam schon ge-

grün-

gründet. — Erſcheinen dieſe Menſchengeſtalten und ſie erſcheinen oft; ſo kommen ſie mit Kopf Rumpf, Schenkeln und Beinen: aber Kopf Rumpf, Schenkel und Beine ſind bloßer Schatten, oder bloße Luft, oder organiſirter Mondesſtrahl. Berühren kann man ſie alſo nicht; aber ſichtbar können ſie ſich zuweilen machen, wie der Nebel, der hier im Thale jedem Blick entgeht, und dort vom Gebirge her meinem Auge Spuren ſeines Daſeins mittheilt. — So ſind ſie, und ſo kommen ſie, im Norden wie im Süden, zu der Vorwelt wie zu uns, wenn Geſchichte und Reiſebeſchreibungen, Legenden und Balladen nicht alle trügen. — Auch dieſe Vorſtellungen liegen in der Natur, insbeſondere der Natur von Träumen und Viſionen; zu entwickeln, ſuchte ich ſie aus der Denkart roher Menſchen an einem anderen Orte *).

Herr Prof. Knapp, in ſeiner vortreflichen Abhandlung über die Meinungen wilder Völker von der Unſterblichkeit und ihren Urſprung **), erinnert nur im Vorbeigehen, aber ſehr richtig: daß man dieſen Menſchen deßwegen eben keine beſtimmten Ideen von

*) Man ſ. die angef. Schrift: Epochen der philoſ. Begriffe.

**) Man ſ. ſein Oſterprogramm von 1790.

von einer Ewigkeit beilegen müsse, weil sie ein Leben nach dem Tode geglaubt haben. Im strengeren philosophischen Sinne des Worts mögen die Priester der Aegypter oder die Magier immerhin Erfinder der Lehre von einer Unsterblichkeit der Seele gewesen sein: aber der natürliche Mensch konnte von einer Fortdauer nach diesem Leben längst vorher Vorstellung und Ueberzeugung haben, ohne sich die Seele so deutlich wie etwa jene zu gedenken, noch die Fortdauer so endlos, wie die, welche eine Ewigkeit daraus machten. So oft der Sohn in dem Fall kam, an seinen verstorbenen Vater erinnert zu werden, so dachte er an ihn als einen Lebenden; der Enkel und Urenkel desgleichen: und so ging es fort, bis sein Gedächtniß erloschen war. Wer dies verworrene Vorstellung von Endlosigkeit nennen will, der kann es immerhin thun. Aber aus ihren Aeußerungen, selbst aus dem Gebrauche der Wörter Unsterblichkeit und Olam**) folgt noch nicht, daß sie den Zustand ihrer Manen mit der metaphysischen Abrundung des Begriffes, wie wir, sich als einen solchen vorgestellt haben, bei welchem gar kein Zeitmaaß mehr anschlage. Sie blieben bei der Natur. Diese

hatte

**) Olam, das hebräische Wort für Ewigkeit; eigentlicher wohl nur: Zeitalter, aevum.

hatte es zum Bedürfniß ihres Herzens und ihrer Einbildungskraft gemacht, beim Andenken an würdige Vorfahren und große Männer die Vorstellung des Seins der des Nichtseins vorzuziehen und, so oft neue Gelegenheit zur Erregung dieses Bedürfnisses vorhanden war, trat also auch eben dieselbe Idee wieder momentanisch ein, ohne daß sie sich deßwegen aus dem noch so oft und noch so spät bei Enkeln und Urenkeln zurückkommenden Augenblicke schon den abgezogenen Begriff von einer Dauer ohne Ende so ausgewickelt, wie wir, gebildet gehabt hätten. Aus unsern Systemen, sie nennen sich wie sie wollen, müssen wir, scheint es, jedesmal heraustreten, wenn wir in unser eigenes Kinderalter oder in das Kinderalter unseres Geschlechts einen spähenden Blick thun wollen; sonst sehen wir, hintergangen durch ein falsches Medium, reife Früchte da, wo nur Keime sind.

Niemand wird nach der bisherigen Ableitung des Begriffes den Vortheil mißkennen, welchen der Mensch aus seinem Glauben an Unsterblichkeit zog. Er war ein Ersatz für den Verlust geliebter Personen, angebeteter Wohlthäter des menschlichen Geschlechts; war ein süßer Labetrank für Unglückliche, die sich unter Schmerzen krümmten,

oder

oder an einem beſſeren Looſe für dieſe Welt verzweifelten. — Aber bald goß man Wermuth in den Becher der Natur, und ließ uns das verlorene Paradies nicht einmal in Idealen. Kaum hatte jener Glauben Wurzel gefaßt, als die Prieſter ihn zum Religionsgrundſatze weihten. Am angeführten Orte iſt durch Beiſpiele gezeigt, daß die Meinung von der Unſterblichkeit anfänglich kein weſentlicher Glaubensartikel war, und dies beſtätiget auch ihr ſo eben entworfener Urſprung. Allein gar bald verrieth ſie ihre mannigfaltige Brauchbarkeit für die Zwecke der Politik und des Prieſterthums. Dieſe unterließen alſo nicht, die gehoffte neue Welt mit Schreckenbildern zu erfüllen *).

Unter die mancherlei Kirchenbüßen jenes Lebens, welche man in anſchaulichen moraliſchen Dichtungen bei den Heiden herumtrug, gehörte auch die Seelenwanderung: ein Wort, das nach und nach verſchiedne Bedeutungen bekam. Diejenige Art von Seelenwanderung, welche Her-

*) Die Strafe, oder in der Sprache jener Menſchen, die Rache des Himmels fiel hier ſchon über Frevler her; man ſehe Homer, Heſiod, und andere der älteſten Schriften. Alſo war für den Naturmenſchen kein Grund vorhanden, von ſelbſt auf Strafen nach dieſem Leben zu verfallen.

Herder so schön ausmalt *), ist die von unten herauf, nach welcher die Seele der Pflanze Thier, die Seele des Thieres Mensch würde, und die Seele des Menschen sich wieder zu einer höheren Klasse von Geistern erhöbe. Seitdem Newton, durch Kepplers Entdeckungen geleitet, da wirklich ein harmonisches System fand, wo die Pythagoreer von einem hörbaren Einklange der Sphären träumten; läßt sich diese Kette von einem Weltkörper zum andern über Sonnensysteme hin verlängern. Ein solcher Wandel scheint unserer Stufe der Aufklärung wenigstens gemäßer, als Walhalla und Elysium. Reden die Alten von einer Seelenwanderung, so ist sicher diese wahrscheinlichere nicht gemeint, sondern vielmehr die von oben hinab rückwärts: nach welcher, dem Lokrier zufolge **), schlechte Menschen in Schweine und in Bocksgestalten und ich weiß nicht was für garstige Thiere übergehen; oder aber die in die Kunde: von welcher unten die Rede sein wird.

Aegypter und Hindus, Völker über welche Priesterdespotismus herrschte, hegten jene Meinung

*) Zerstreute Blätter, 1ste Sammlung, S. 244. f.

**) Timäus der Lokrier von der Weltseele, Kap. V. §. 16. (d'Argens Ausgabe.)

nung von einer Seelenwanderung rückwärts in deterius; Pythagoras brachte sie nach Europa herüber, und der Lokrier zählt sie daher ganz richtig unter die ausländischen Strafarten. Der weise Mann hilft uns auch sogleich auf den Ursprung des grotesken Lehrsatzes, indem er ihn ein Schreckbild für die Rohheit nennt, die sich durch vernünftige Vorstellungen nicht wolle leiten lassen. Ich wiederhole hier die oben angeführten Worte, die, mit der Stelle des Lokriers zusammengehalten, so sehr für die Richtigkeit des Gesichtspunktes zeugen, aus welchem ein Herder diese Gattung von Metempsychose auch beim Pythagoras selbst betrachtet. „Bei Aegyptern, sagt er, Braminen, und im Munde Pythagoras's, war die Seelenwanderung Kirchenbuße in einer anschaulichen moralischen Dichtung. Die Weisheit der ältesten Völker war bei den Priestern. Wenn diese dem rohen Volke keine rechten Ideen von der zukünftigen Welt geben konnten, oder selbst keine hatten: war's nicht gut, daß sie sie auch über die Zukunft nach diesem Leben mit sinnlichen Strafen schreckten? Du Grausamer, wirst zum Tiger, so wie du auch itzt schon eine Tigerseele äußerst; Du Unreiner, zur Sau; Du Hoffärthiger zum Pfauen! da mußt du so lange büßen, bis du deiner

entweihten Menschheit wieder würdig geachtet werdest. Solche Anschaulichkeiten, mit allem Ansehen der Religion gesagt, wirken ohne Zweifel mehr als metaphysische Subtilitäten. Jeder sah die Natur des Thiers und das Schicksal desselben vor sich; der Lasterhafte fühlte den Thiercharakter in sich; und nichts natürlicher, als daß er nun auch das Schicksal des Thieres, das ist, den reellen Uebergang in dasselbe, befürchtete." — Aber deßwegen sollten auch Staatsmänner, wie Pythagoras und Timäus, Philosophen, wie Platon, dergleichen abgeschmackten Tand, wie diese zweite Art der Seelenwanderung enthält, in allem Ernste geglaubt haben; und der, welcher ihn als politischen Kunstgriff kennbar macht, kann kein ächter Pythagoreer, nicht einmal ächter Platoniker sein? . . . Unächte Pythagoreer und Platoniker schwatzten eine Menge Albernheiten auf Rechnung ihrer großen Sektenstifter; und wenn nun Einer kömmt, den Vorhang aufhebt, und hinter ihm was Vernünftigeres zeigt, als womit der Exoteriker abgefertiget ward: so macht der Blick, welchen er uns giebt, seine Schrift zum Unterschiebsel? —

Platon hat zwar die Schimäre von einer Wanderung in Thiere dadurch auszuschmücken gesucht,

sucht, daß er in seinem Timäus die zweite Gattung von Metempsychose bei den Alten: die in die Kunde, damit verband. Diese war eine philosophische Grille, auf welche denkende Köpfe durch die Beobachtung des ewigen Kreislaufes in der Natur geführt werden konnten *). Die Körpertheilchen gehen stets in andere Körper über und kommen unter neuen Gestalten zum Vorschein: dies war Erfahrung; folglich, schloß man analogisch, wandlen auch die Seelen eine Reihe von Körpern durch. Und entstand die Frage: zu was Ende? so hieß es: zu ihrer Reinigung. Ehmals war es, nach Morgenländischer Ueberlieferung und Abendländischer Weltweisheit, mit dem Menschengeschlechte ein Anderes. Alle Seelen waren rein, als sie aus den Händen des Schöpfers kamen; und nichts als ätherische Wonne umfloß die Glücklichen in diesem Stande der Unschuld. Aber sie sanken zur Sinnlichkeit herab; und wurden, theils zu ihrer Strafe, theils zu ihrer Läuterung, in irdische Körper eingekerkert. Bricht die Hand der Natur den einen Kerker ab, und sein Gefangener ist noch nicht genug gereiniget, so wird er in einen

*) Siehe Platons Phädon, edit. Bipont. T. I, p. 159 — 163, wo diese Vermuthung Bestätigung erhält.

anderen geworfen; und so geht es in die Runde, bis alle Schlacken gehörig geschieden, bis alle materiellen Theile, Feuer, Erde, Wasser und Luft, als der Saamen jeder bösen Lust, abgesondert sind, und der Geist zu seiner ursprünglichen Vollkommenheit zurückkehren kann. Philosophischer Satz war also dieses: „die Seelen sind hier in „einer beständigen Wanderung. Sie sind zu dem „Ende in Menschenkörper verpflanzt worden, um „vom einen zum andern zu gehen; wenn der erste, den sie bewohnen, nicht zureicht, alles „Sinnliche das sich bei ihrem Falle an sie angesetzt hat, (durch den Weg der Attraktion, oder „der Präzipitation, oder durch ein gewisses Ausbrennen: das wissen wir nicht) gänzlich hinweg „zu nehmen *)." — Der Satz, den man als Schreck-

*) Das beste und vollständigste, das wir bisher über die Geschichte der Seelenwanderung hatten, sind Irhovii Libri III de Palingenesia Veterum (s. Metempsychosi sic dicta Pythagorica.) Amstelod. 1733. Das Resultat der mühsamen Untersuchungen Irhovs lautet, wie das hier vorgelegte: hoc esse *symbolicum*, et significare, animam post mortem variis purgationibus obnoxiam esse. Wer die Stellen bei Irhov selbst vergleicht, wird finden, was Gesner sagt: *esse symbola*, sed Irhovium *non recte facere hoc*, quod eo vult rapere et trahere *omnia*. Ein neuer Beweis, daß von mir nicht bloß zu Gunsten

Schreckbild für die Rohheit gebrauchte: die erste Art von Seelenwanderung bei den Alten lief darauf hinaus: „Leuten, die sich durch keine „vernünftige Vorstellungen wollen bessern lassen, „muß man sagen: Ihr werdet Thiere, und zwar „gerade solche, wie die, denen ihr euch hier schon „in eurer Aufführung am meisten nähertet, — „also meistens Schweine!“

Noch einmal: solche Thorheiten, sollen wir sie Platon in allem Ernste zutrauen? — Es ist allzuentehrend für den vergötterten Schüler des weisesten Griechen. So gewiß als der Lokrier, den er las und hörte, wußte Er, meines Bedünkens: daß die Strafen der mythischen Unterwelt *staatskluge* Erdichtungen waren zu Nutz und Frommen des Pöbels. Aber nicht besser als seinem Lehrer würde ihm die Bigotterie der Athener dafür gelohnt haben, wenn er auch so kühn, als der Lokrische Staatsmann, den Aberglauben hätte kennbar machen wollen. Er versetzt ihn also nur mit einem philosophischen Lehrsatze; und das paßt, wie Manches bei anderen Gelegenheiten

sten des Lokriers zwischen einer philosophisch-symbolischen Metempsychose und einer gröberen μετενσωμάτωσις, als einem μῦθος für den Pöbel, unterschieden ward.

auch, — so gut es kann. Im Phädon, Timäus, und Phädrus, findet man Proben davon. Nach Platons eigenem Zeugnisse war es eigentlich Lehre der Mysterien, daß die Menschenseelen vor der Verbindung mit einem Körper das Schöne, Unkörperliche und Göttliche rein angeschaut haben. Allein da sie sich dieser hohen Stufe von Seligkeit unwürdig machten, wurden sie in Körper, dergleichen wir noch alle tragen, nicht aber in Thierkörper, eingeschlossen. Wird man durch die Einweihung in die Mysterien und die damit verbundnen Reinigungen von den Flecken der Sinnlichkeit abgewaschen, und zur Anschauung des Ueberirdischen aufs neue tüchtig gemacht; so geht der geläuterte Geist sogleich nach dem Tode des Körpers in die seligen Wohnungen der Gottheit: wo nicht, so bleibt er an einem unreinen Orte liegen *). Dieser unreine Ort ließ sich nun leicht in den Körper irgend eines unreinen Thiers verwandlen, und also die dem Volke beigebrachte Meinung hier scheinbar anknüpfen, wie im Platonischen Timäus geschieht. Allein, genau betrachtet, paßt eine Seelenwanderung in die Runde, welche die endliche Reinigung aller und jeder Men-

*) Im Phädrus; vergl. mit dem Phädon, edit. cit. p. 157.

Menſchenſeelen zum Zweck haben ſoll, doch nicht zu einer Wanderung rückwärts in deterius; denn, wo ſoll die Reinigung anfangen und wo ſoll ſie enden, wenn der Garſtige nach dieſem Leben ein ausgemachtes Schwein, ein völliger Bock wird? Rein könnte und würde er auf dieſem Wege nie werden; ſondern, was ſich für ihn abſehen ließe, wäre eine ſchrankenloſe Bockiſche Unſterblichkeit.

Ich vermuthe daher auch aus dieſem Grunde kaum, daß man mir einen Vorwurf daraus machen werde, wenn ich hier beide Meinungen anfänglich und ihrem Urſprunge nach von einander trennte, und ſie alsdann durch Platon, welcher darin eine vorzügliche Stärke beſaß, kombiniren ließ *). Herder läßt ſich am angeführten Orte nur auf die gröbere Art von Metempſychoſe bei den Alten ein **). Hätte es aber ſein Zweck

*) Ich will gar nicht darüber ſtreiten, ob es vor, neben und nach Platon nicht auch noch mehrere gethan haben. Man könnte mir etwa das Beiſpiel des Empedokles beim Laërzier entgegen halten. Allein dies hindert nicht, daß beide Meinungen anfänglich und ihrem Urſprunge nach getrennt geweſen ſein können.

**) Die Rabbiniſch-Jüdiſche, nach welcher ein noch im Körper befindlicher Geiſt durch einen abgeſchiedenen manchmal geſtärkt werden kann, gehört,

erfordert, die andere ebenfalls weiter zu verfolgen, so würde ihn unfehlbar die Geschichte der älteren Philosophie auch in Absicht auf die letztere zu einem ähnlichen Resultate geführt haben. Die Alten reden so deutlich von einer Seelenwanderung als philosophischem Lehrsatze, daß man ihnen geradezu widersprechen müßte, wenn man alles ohne Unterschied als bloße Schimäre für das Volk betrachten wollte. — Nimmt man also an, was der Lokrier bestätigt: „Der Uebergang lasterhaf„ter Menschen in garstige Thiere sei bloß von Po„litik und Priesterthum als Schreckbild für das „Volk ersonnen worden;“ so bleibt einem nichts übrig, als zwei Arten von Metempsychose bei den Alten zu unterscheiden: die eine gröbere, abwärts in das Thierreich, für das Volk; die andere feinere, oder die in die Runde, welche die Läuterung der Seelen zur Absicht hatte, für die Philosophen, und — weil sich Platon dabei auf die Ueberlieferung und die ἀπορρητα beruft — für die Mysterien. Bloß durch diesen Unterschied, scheint es, könne man allen Schwierigkeiten ausweichen.

Stuttgard. Bardili.

3.

hört, wie leicht zu erachten, gar nicht hieher, und kann im strengen Sinne nicht wohl Seelenwanderung genannt werden.

3.

Bemerkungen über Devonshire und die Insel Londy*).

Mein liebster R * *

Ich erinnere mich noch mit lebhaftem Vergnügen und danke der vielen lehrreichen Briefe, die Sie mir ehmals von Ihrer Reise am Niederrhein und durch Holland geschrieben haben; und zugleich meines Versprechens, Ihnen auch von meinen Reisen, so viel mir Zeit und Umstände erlauben, Nachricht zu geben. — Sie erhalten hier, Ihrem Wunsche gemäß, zuerst einige Bemerkungen über die Provinzen Englands, da Ihnen London und die umliegenden Gegenden aus Reisebeschreibungen schon mehr bekannt sind.

Wenn ein Fremder London verläßt, um aufs Land zu gehen, so kann er sich freilich von der einen Seite der Sehnsucht nach einem Schauplatze nicht erwehren, auf welchem so unzählige interessante Gegenstände vereinigt sind. Aber von der andern Seite findet er sich bald durch Gegen-

*) Bruchstücke aus einer Reisebeschreibung von den Jahren 1788, 1789, 1790. Der Verfasser wird in der Berl. Monatsschr. noch mehrere seiner Bemerkungen über England, Frankreich, die Schweiz und Deutschland bekannt machen.

stände andrer Art, die er in der Hauptstadt umsonst suchen würde, hinlänglich entschädigt. Je weiter man sich von London entfernt, desto mehr fühlt man, daß man nach und nach in eine reinere und heilsamere Luft versetzt wird. Diese Empfindung ist höchst angenehm, uud aus ihr ist ohne Zweifel die schöne Stelle Miltons geflossen:

As one who long in populous city pent,
Where houses thick and sewers annoy the air,
Forth issuing on a summers morn, to breathe
Among the pleasant villages and farms
Adjoind, from each thing met conceives delight:
The smell of grain or tedded grass or kine
Or dairy', each rural Sight, each rural sound —

Dieser Stelle habe ich mich auch lebhaft erinnert, als ich London an einem schönen Sommermorgen verließ.

Ich befinde mich itzt an der westlichen Küste von Devonshire, einer Provinz, die von Reisenden nur wenig besucht wird, welche meist höchstens nur nach Plymouth und Mountedgecombe gehen. Ich wohne hier auf dem Landhause eines Herrn Cleveland, der Parlementsglied für eine in der Nachbarschaft gelegene Stadt Barnstaple ist. — Die Lage dieses Landhauses ist sehr reizend und malerisch. Es steht mitten in einem großen, abwechselnden Parke. Auf der einen Seite desselben

strömt

strömt der Fluß Towridge hin, auf der andern der Taw. Weiter hinaus vereinigen sie sich, und ergießen sich ins Meer, auf welches ich von meinem Fenster eine freie Aussicht habe. Wenn die Witterung helle ist, zeigt sich mir auch die Insel Londy, die dem Eigenthümer dieses Parks gehört. Der Park selbst ist ein sich sanft hebender Berg, auf welchem Thäler und Hügel abwechseln. Hinter den Flüssen zu beiden Seiten erheben sich noch höhere gebirgigte Küsten dieser Provinz, an deren Fuß einige Städtchen und Dörfer herumliegen.

Von der Route, die ich hieher genommen habe, von Oxford: Glocester: Sommersetshire, von Woodstock, Oxford, Bristol, Bath u. s. w. gebe ich Ihnen ein andermal Nachricht. Itzt bleibe ich bei Gegenständen stehen, die mir näher sind.

So wie man in England weiter westwärts von London aus kommt, so werden die Gegenden bergigter und abwechselnder. Dies bemerkt man schon sehr deutlich in Sommerset, das überhaupt an den bezaubernden und mannigfaltigsten Aussichten sehr reich ist; denen oft nur der klare Himmel der Mayat fehlte, um mir diese ganz zu vergegenwärtigen. Noch mehr aber bemerkt man es in Devonshire, wo sich das Land sehr deutlich hebt.

So

So wie man sich von dieser Seite von London entfernt, werden aber auch die Wege meist schlechter, enger, steinichter; und sie sind schon in Sommerset, noch mehr aber in dieser Provinz oft so tief, von beiden Seiten mit so hohen Hecken bekränzt, und so uneben, daß das Reisen unangenehm wird, und daß man oft lange Zeit auf alle Aussicht Verzicht thun muß. Diejenigen, welche so allgemein behaupten, daß die Wege in England durchaus gut und angenehm seien, haben ihre Bemerkung nur von den Gegenden um London und um einige andre große Städte abstrahirt. — Zuweilen sind in Devon, und auch schon in Somerset, die Wege eigentlich ganz schwarz, welches vielleicht von den vielen Zinntheilen, welche die Erde enthält, vielleicht auch von dem Schiefer, den man häufig in diesen Gegenden findet, vielleicht von andern mir unbekannten Ursachen herkommen mag.

Wenn man diese Provinz durchreist, so kömmt man bei einer Menge prächtiger Landhäuser und Parke vorbei. Es erregt aber dem Menschenfreunde eben keine angenehme Empfindung, wenn er neben diesen Sitzen des Luxus, der Bequemlichkeit und des vollsten Wohlstandes oft eine Menge elender Kothhütten und andere Spuren drückender

der Armuth des Landmanns entdeckt. Dieser ist überhaupt, wenigstens in diesen Gegenden, sehr arm; während Gutsbesitzer, Pächter, Kaufleute, und geschickte Handwerker meist im Ueberflusse schwelgen. Ich habe ganze beträchliche Dörfer in dieser Gegend gesehn, wo alle Häuser ohne Unterschied dem Gutsbesitzer gehörten, und wo er den Landmann logirte, damit dieser ihm sein Feld baue. Auch die niedere Geistlichkeit lebt hier in einer Armuth, wovon ich sonst nirgends, selbst in der französischen Schweiz nicht, wo doch die Geistlichen zum Theil sehr übel daran sind, ein Beispiel gefunden habe.

Die Provinz Devon (welche ehmals samt Cornwall den gemeinschaftlichen Namen Dumnonia oder Damnonia führte, und zum sogenannten ersten Britannien, old England, gehörte) ist wenigen andern englischen Provinzen an Werth, und keiner an Größe, nachzusetzen. Sie dehnt sich von See zu See aus. Gegen Norden wird sie von der Saverne bespült, gegen Osten gränzt sie an Sommerset- und an Dorsetshire. Südlich liegt sie ganz an der Britischen See, und westlich trennt sie von Cornwall der Fluß Tamar, der ehmals zu einer Grenze zwischen Briten und Sachsen gedient haben soll.

Die

Die Luft ist hier in Vergleichung mit dem Klima vieler andern Gegenden Englands sehr lebhaft, und mit vielen Salztheilchen geschwängert; aber sehr gesund. Der Eigenthümer des Parks, wo ich wohne, erinnert sich kaum, daß irgend Jemand in seinem Hause krank war; und auf Londy leben etliche und dreissig Personen, die kaum jemals eines Arztes oder einer Arzenei bedurften. Die Luft ist hier weniger mit Nebeln und Dünsten angefüllt, als in allen Gegenden Englands, die ich bisher gesehen habe. Im Winter bleibt der Schnee hier eher liegen, und wächst eher zu einer beträchtlichen Höhe, als in den mehr inneren Theilen des Reichs. Die Winde sind sehr häufig, und oft weit stärker und zerstörender, als ich selbst in der Schweiz beobachtet habe; wiewohl sie nie so durchdringend und unangenehm werden, als die Bise. Die Gewitter sind selten. Mittelmäßig großen Hagel habe ich öfter hier im September und Oktober fallen sehn.

Diese Provinz ist sehr bevölkert. Ihre Bewohner haben ungemein viel von ihrem alten Charakter und Sitten beibehalten. Das Volk ist sehr arbeitsam, ausdauernd, von starker Konstitution, und guter Bildung. Es ist rauh, und eben nicht zuvorkommend gegen Fremde; aber ehrlich und bider. Vorzüglich ist es wegen seiner Stärke und

Geschicklichkeit in Leibesübungen sehr berühmt. Das Ringen (Wrestling) ist eine in dieser Gegend sehr hoch getriebene, und — wie das Boxen — unter Regeln gebrachte Kunst. Die Bewohner haben diese Eigenschaften mit ihren Nachbarn in Cornwall gemein, von welchen die Geschichte sagt, daß König Arthur sie immer an die Spitze seiner Armee gestellt habe. Die alte Sage, daß in Damnonien ehmals Riesen gewohnt haben, kommt ohne Zweifel bloß daher, daß sich die Bewohner dieses Landes immer durch körperliche Stärke und Größe auszeichneten. Auch das andere Geschlecht hier unterscheidet sich durch seine Größe, so wie durch seine frische und blühende Farbe.

Der Boden in Devonshire ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Im östlichen Theile ist er z. B. sehr kalkicht, doch nicht unfruchtbar. Sehr mager, sandig und steinicht ist er im westlichen und nördlichen Theile, wo er aber durch Wässerung und die ausdauernde Bearbeitung der Einwohner sehr verbessert wird. Der südliche Theil ist bei weitem der schönste und fruchtbarste in der ganzen Provinz, und wird von einigen der Garten von Devonshire genannt. Er bringt eine Fülle von Korn hervor, und hat die herrlichsten Viehweiden. In den nördlichen und westlichen

Theilen findet man Torf. — Ehmals war diese Provinz sehr reich an Zinn, und trieb einen sehr starken Handel damit. Itzt hat Cornwall beinahe den ganzen Zinnhandel. Man hat mich versichert, daß ehmals auch Silber in Devonshire gefunden worden sei.

Zwei Produkte dieser Provinz werden vorzüglich geschätzt. Das erste ist der Cyder, der hier in großer Menge und vorzüglicher Güte verfertigt wird, und den man auch für lange Seereisen braucht. Das andere ist die vortrefliche Sahne (Rahm) und Butter. Jene wird sehr häufig in besondern Schüsseln auf den Tafeln serwirt, und, mit gekochtem Obste vermischt, gespeist.

Diese Provinz wird von sehr vielen Flüssen bewässert, und keine hat so viele Brücken als diese. Eine der ältesten und größten in ganz England ist in meiner Nachbarschaft. Sie heißt Biddiford-Bridge von einem nahe dabei gelegenen Städtchen. Sie hat 24 Bögen, und ist ganz von Stein. Nach der Tradition hat sie ihren Ursprung dem Traume eines Priesters zu danken. Dieser träumte nehmlich, ein großes Felsenstück am Ufer des Flusses Towridge zu sehen. Er betrachtete dies als eine Erinnerung von oben, daß hier eine Brücke gebaut werden solle; und um so mehr, da sich,

wie

wie die Tradition sagt, das Felsenstück, welches vorher nicht in jener Gegend lag, zum Wunder gerade itzt daselbst befand. Der Priester machte die Geschichte bekannt; der Bischof der Diöces eröfnete eine Kollekte, und erklärte den Brückenbau für ein heiliges Werk. Da strömten die Beiträge von allen Seiten herbei: viele sendeten Arbeiter hin; und das Volk, welches nichts zu geben hatte, legte selbst die Hand an, und arbeitete in die Wette, so daß in kurzer Zeit das heilige Werk vollendet war.

Unter die Vergnügungen der Landedelleute in diesen Gegenden gehört vorzüglich: eine reichbesetzte Tafel, wozu die dazu eingerichteten Parke und die nahe See die herrlichsten Produkte liefern; ferner das Jagen, das Fischen, das Reiten, und die lustigen Schiffahrten auf den benachbarten Flüssen und der See. Diese Fahrten werden meist von grosen Gesellschaften auf mehreren Barken unternommen. Man speist auf den Barken, man lässt sich von Musik begleiten, man singt, man begrüßt sich mit Pistolenschüssen; und kehrt des Abends bei Mondscheine zurück. In manchen Landedelleuten habe ich ganz die Originale zu den Kopieen in Fieldings Romanen entdeckt.

Die Insel Londy hat einen Umfang von ungefähr drei Meilen. Sie ist beinahe ringsum mit hohen Felsen umgeben; und man kann nur an ein paar Orten durch ziemlich enge Oefnungen anlanden: was man aber mit viel Behutsamkeit thun muß, wenn man nicht in Gefahr gerathen will. Diese Insel wird daher wenig besucht, wenig von ihren Bewohnern verlassen, und hat wenig Kommunikation mit dem festen Lande. Zuweilen sind verschuldete Personen hingereist, um unbekannt zu leben, und vor ihren Gläubigern sicher zu sein. Man sieht hier noch Ruinen von einem alten Fort und von einer Kapelle der heil. Helena. Es leben itzt auf derselben etliche und dreissig Personen, die wenig von der übrigen Welt wissen. Zuweilen kommen sie zur Kirche auf das feste Land herüber; zuweilen besucht sie der Geistliche des nahen Dorfs. — Am südlichen Theile dieser Insel ist eine Halbinsel, Namens Damitor, die durch eine ganz schmale Erdenge mit Londy verbunden ist. Der Boden ist mittelmäßig fruchtbar. Der unfruchtbarste Theil ist der nördliche. Daselbst steht ein hoher pyramidenförmiger Felsen, den man gewöhnlich the Constable nennt. Einmal versuchte es ein Engländer — wo ich nicht irre, aus Liebhaberei zur Naturgeschichte — die Felsen

die-

dieſer Inſel zu erklettern, hatte aber das Unglück, zwiſchen zwei derſelben in das Meer zu ſtürzen.

Die Viehzucht wird ſehr weit auf Londy getrieben. Es giebt daſelbſt viele Kaninchen. Der Hauptreichthum der Inſel beſteht aber in einer Gattung von Vögeln, die ich Ihnen nicht naturhiſtoriſch zu bezeichnen weiß. Sie kommen im Frühling und Herbſt daſelbſt in unzähliger Menge an. Ihre Federn ſind ſehr fein und ſchön, und ſollen jährlich 100 Pfund werth ſein. Man hat mich verſichert, daß um die Brutzeit der Boden an vielen Gegenden der Inſel ſo mit den bunten weiß- und ſchwarzen oder grün- und ſchwarzen Eiern dieſer Vögel bedeckt iſt, daß man ſich ſehr in Acht nehmen muß, ſie nicht zu zertreten.

Die Geſchichte erzählt folgende ſich auf dieſe Inſel beziehende Umſtände. William Moriſko (ſo berichtet Mathäus Paris) hatte eine Verſchwörung gegen König Heinrich III zu Woodſtock angefangen. Ein Mann, der am Hofe Heinrichs war, ſollte des Nachts durch ein Fenſter in das Schlafzimmer des Königs ſteigen, und ihn ermorden. Er wagte die That; aber zufälligerweiſe ſchlief der König dieſe Nacht anderswo. Der Mörder lief izt, mit dem Dolche in der Hand, durch mehrere Zimmer des Schloſſes, um den König zu ſuchen.

Endlich traf er eine Kammerfrau der Königin
welche noch spät in der Nacht las. Diese er
beim Anblicke desselben ein so lautes und dur
dringendes Geschrei, daß sogleich einige königli
Bediente aufgeschreckt wurden. Der Meuchelmö
der ward ergriffen und dann zu Coventry ve
viertheilt. Morisko entfloh, ward Seeräube
begab sich nach Londy, und befestigte es. Da e
außerdem schon von Natur befestigt, und sel
schwer anzulanden war; so hielt er sich hier lang
und that in der Nachbarschaft viel Schaden. En
lich ward er mit 16 seiner Mitschuldigen gefange
und hingerichtet.

Sonst hatte diese Insel ihre Guvernöre
ward darauf einem Adlichen geschenkt; endlic
verkauft, und kam inzwischen von einem Eigen
thümer an den andern. Der Besitz derselben is
nicht sehr vortheilhaft. Sie wirft jährlich kaum
100 Pfund ab; könnte aber mehr als noch einmal
so viel rendiren, wenn der Besitzer derselben den
Pächter unter gehöriger, beständiger Aufsicht hal
ten könnte, und wenn nicht mancher Pächter Be
denken trüge, diese Pacht wegen der isolirten Lage
der Insel anzunehmen. Sie fordern daher ge
wöhnlich große Vortheile, wenn sie sich dazu ent
schließen sollen, und verlangen einen Kontrakt auf

8 bis 10 Jahre, während welcher Zeit sie der Besitzer nicht abschaffen kann, wenn er auch noch so unzufrieden mit ihnen sein sollte, wenn er anderst nicht rechtlich beweisen kann, daß der Kontrakt gebrochen ist. — Aber, Freund, könnte unter dieser Gesellschaft beinahe ganz isolirt lebender Menschen nicht ein philosophischer, menschenfreundlicher und beharrlicher Besitzer sehr wichtige Versuche machen, und sehr schöne Plane ausführen?

Ich habe Ihnen mit Fleiß von dieser Insel eine nähere Nachricht gegeben, weil sich von derselben in unsern Geographieen und Reisebeschreibungen gar nichts oder sehr wenig findet. — Leben Sie wohl, und erwarten Sie in kurzer Zeit von mir noch mehrere Nachrichten über die Englischen Provinzen und das glückliche Leben, das man hier auf dem Lande führt. Vergessen Sie nicht, mir zu schreiben, ob und wenn Sie nach Italien gehen? u. s. w.

Göttingen. Stäudlin.

4.

Ueber des Hrn. Geh. Justizraths Möser Behauptungen im November 1791 Nr. 2. *)

I.

Die erste der beiden Prämissen, worauf Herr Möser seine Behauptungen gründet, lautet so: „Die ersten Besitznehmer eines Landes sind befugt, den Nachgebornen oder den spätern Ankömmlingen die Bedingungen, unter welchen sie diesen einen Mitantheil am Lande sowohl als an der von ihnen errichteten Gesellschaft gestatten wollen, vorzuschreiben."

Vorläufig bemerke ich, daß Herr Möser die ersten Besitznehmer auch Eroberer nennt, vermuthlich der Abwechslung wegen. Diese leztere Benennung aber kann durch ihre Zweideutigkeit Verwirrung der Begriffe veranlassen. Es ist also besser,

*) Ich halte es meiner Unparteilichkeit gemäß, auch diesen Aufsatz zu liefern. Ich will dem großen Manne, gegen welchen er gerichtet ist, nicht vorgreifen. Doch sei mir erlaubt hinzuzusetzen; daß, meiner Meinung nach, dieser Aufsatz nicht immer Mösers Behauptungen eigentlich trift; so viel Scharfsinniges und Beherzigungswehrtes er sonst auch im Ganzen enthält.

B.

beſſer, ſich ihrer zu enthalten; es iſt beſſer, das eigentliche Wort zwanzigmal nach einander zu wiederholen, als des vermeinten Wohlklanges wegen ein uneigentliches, das zu Irthümern Anlaß giebt, an die Stelle zu ſetzen.

Der Satz iſt nichts weniger als evident. Man zergliedere ihn; und man wird finden, daß er, um zum Grundſatze zu dienen, recht ſehr eines Beweiſes bedürftig wäre; welchen aber Herr M. nicht gegeben hat. Aus folgenden Betrachtungen wird vielmehr das Gegentheil dieſes Satzes als unbezweifelbare Wahrheit erhellen.

Wer ſind die erſten Beſitznehmer eines Landes? Sind es die erſten Jäger oder Hirten, die ſich in einem Lande niederlaſſen? oder gehören auch die erſten eigentlichen Anbauer des Landes dazu? Können die erſten Einwohner der Städte nicht mit dazu gerechnet werden? . . . Es ſcheint, die beiden erſten Klaſſen ſollen nach Herrn Möſers Vorſtellung den Vorzug haben; aber warum? — Ferner: Wann und wodurch wird die Zahl der erſten Beſitznehmer geſchloſſen? Welches iſt der Zeitpunkt, wo man ſagen kann: nun iſt alles in Beſitz genommen; von nun an darf ſich niemand mehr anbauen, niemand im Lande niederlaſſen, als mit Erlaubniß derer, die

bereits da wohnen? ... Dieser Zeitpunkt könnte doch nur durch eine ausdrückliche Erklärung der vermeinten ersten Besitznehmer bestimmt werden; von welchem Landel sind aber solche Erklärungen seiner ersten Besitznehmer vorhanden? Wenn man nun die nicht aufweisen kann; ist denn nicht alles, was man von einem unter den ersten Besitznehmern verabredeten Vertrage, zur Ausschließung der später kommenden, annehmen will, bloße Fiktion? Und kann Fiktion für erwiesene Thatsache gelten?

Gesetzt es sei ein Zeitpunkt gewesen, wo die Einwohner eines Landes zusammentraten, um eine geschloßne Gesellschaft unter sich zu errichten; wo sie sagten: „Das ganze Land ist unser; von nun an soll sich niemand unter uns niederlassen, es sei auf dem Lande oder in Städten, „als unter Bedingungen, die wir itzt festsetzen „wollen; sie sollen in keinem Stücke gleiche Rechte „mit uns haben; sie sollen immer eine niedrigere Klasse von Menschen bleiben.“ Kann man behaupten, daß diese Menschen Recht thäten, einen solchen Vertrag zu errichten?

Wenn in der Geschichte irgend eines Volkes ein Zeitpunkt vorkömmt, wo seine Bürger einen solchen Vertrag unter sich mit einigem Scheine

von

von Gerechtigkeit hätten errichten können, so wa-
ren es die Nordamerikaner nach dem Frieden 1783.
Laßt uns annehmen, der Kongreß hätte damals
im Namen der dreizehn Provinzen verordnet: „Es
„solle ein Verzeichniß von allen damaligen Bür-
„gern in Nordamerika aufgenommen werden; nur
„diese und die Erstgebornen ihrer Nachkommen soll-
„ten das ausschließliche Vorrecht haben, in den
„Volksversammlungen mit zu stimmen, öffentliche
„Aemter zu bekleiden, und sollten von allen künf-
„tigen neuen Auflagen befreit sein; alle die sich
„ferner in Nordamerika niederließen nebst den Nach-
„gebornen sollten die neuen Auflagen allein tra-
„gen, sollten in den Volksversammlungen nicht
„erscheinen, keine öffentliche Aemter bekleiden, auch
„sich nicht durch Heirathen mit den alten Fami-
„lien verbinden dürfen." Was würden wir in
Europa zu diesem Entschlusse des Kongresses ge-
sagt haben? — Fürs erste, dünkt mich, würde
ich von allen Seiten haben ausrufen hören: „Wie
„ungroßmüthig, wie selbstsüchtig, wie stolz sind
„diese Nordamerikaner!" Sodann würde man
auch die Weisheit oder Unweisheit, die Gerechtigkeit
oder Ungerechtigkeit, dieser Verordnung unter-
sucht, und würde gefunden haben, daß „die Ame-
„rikaner zwar diese Verfügung machen könnten,

„weil niemand vorhanden sei, der es ihnen weh-
„ren könne; allein die künftige Vollkommenheit
„des Ganzen würde dadurch verhindert; sie sei
„also eben so unweise als ungerecht in Ansehung
„des Ganzen; ungerecht sei sie auch gegen alle die
„künftigen Nordamerikaner, die durch diese will-
„kührliche Verordnung von Vollkommenheiten
„ausgeschlossen würden, zu denen sie durch ihre
„natürlichen Fähigkeiten vielleicht hätten gelan-
„gen können?“

II.

Ich komme zu Herrn Mösers zweiter Prä-
misse. Die Stelle, wo er sie vorträgt, war mir
sehr auffallend, und ich kann mir nicht vorstellen,
daß sie es nicht jedem Leser gewesen sei. Ich war
der vollen Erwartung, diese zweite Prämisse, der
Untersatz in Herrn Mösers Schlusse, würde ganz
positiv ausgedrückt sein, würde etwa folgender-
maaßen lauten: „Der Erbadel ist die Nachkom-
menschaft der ersten Besitznehmer eines Landes;“
oder wie Herr Möser sich lieber ausdrückt, „der Erb-
„adel ist die Ehre ein Mitglied des ersten Kontrakts“
„(der unter den ersten Besitznehmern genommenen
selbstsüchtigen Abrede) „zu sein.“ — Ich erwarte-
te dann auch befriedigenden Beweis dieses Satzes.

Aber siehe, Herr M. hat diesen Untersatz, auf
dessen historischer Wahrheit die Stärke seines

Schlusses

Schlusses vorzüglich beruht, hypothetisch, hat ihn gar zweifelhaft ausgedrückt. Er sagt (S. 399.): „Angenommen der Erbadel sei nichts anders, oder „sollte doch nichts anders sein, als die Ehre der „Mitgliedschaft des ersten Kontrakts“.... Angenommen, der Erbadel sollte das sein? Heißt das nicht gestanden, der Erbadel sei nicht wirklich, wenigstens nicht immer oder nicht allenthalben wirklich, was er sein sollte? — Zwar schaltet Herr M. ein: Jeder, der auf den wahren Grund zurückgehe, werde diese Voraussetzung annehmen. Allein mag die ganze Welt sie annehmen: so unbestimmt ausgedrückt kann diese Voraussetzung nichts entscheiden. Daraus, daß jemand etwas *sein sollte*, folget nicht, daß er die Rechte habe, die ihm vielleicht zukämen, wenn er das wirklich wäre, was er sein sollte. Ist er es nicht wirklich, so hat er auch die Rechte nicht. Mit einer so modifizirten Voraussetzung, wenn man sie wollte gelten lassen, könnte jede Anmaaßung des Papstes gerechtfertigt werden.

Herr M. hat zum Grundpfeiler, der sein Gebäude hauptsächlich tragen soll, keinen festen Marmor, sondern wurmstichiges Holz genommen. Sein Satz, wenn er ihn auch selbst weniger zwei-

fel-

felbaft abgefaßt hätte, ist nicht allein unerweislich, sondern das Gegentheil ist erwiesen. Wer weiß nicht, daß der Erbadel auf eine ganz andre Art, als durch Errichtung einer geschloßnen Gesellschaft unter den ersten Besitznehmern, entstanden ist? Wer weiß nicht, daß es schon unter den ersten Besitznehmern reichere und ärmere, gewaltthätigere und friedsamere Menschen gab; und daß die Unterdrückungen der Aermeren und Friedsameren Durch die Reicheren und Gewaltthätigeren dem Adel in den alten Zeiten seinen ersten Ursprung gaben? durch was für Mittel der Erbadel in spätern Zeiten rekrutirt worden, bald durch Geld, bald durch Favoritenschaft bei dem Suverän, bald durch Verwandtschaft mit Favoriten oder Favoritinnen u. s. w., ist weltbekannt.

Am wenigsten ist die Entstehungsart des Französischen Adels der Möserschen Hypothese gemäß. Der französische Adel leitet seine Abkunft von den Franken ab, die Bürger und Bauern in Frankreich werden für Abkömmlinge der alten Gallier gehalten. Nach Herrn Mösers Hypothese müßten also diese Letztern eigentlich die Vorrechte des Erbadels genießen; denn ihre Vorfahren, die alten Gallier, waren die ersten Besitznehmer des Landes. Wollte Herr M. einwenden:

Die

Die alten Gallier wären durch das Schwert der Franken besiegt worden, und hätten sich die neuen Einrichtungen der Sieger müssen gefallen lassen; so würde ich antworten: 1) die Franken hatten keinen Krieg mit den Galliern, sondern ein König oder Anführer einer fränkischen Horde, Chlodowich, hatte Privathändel mit einem Römischen Stadthalter; 2) bei Gelegenheit dieser Händel bediente sich Chlodowich seines Glücks, und eroberte Gallien. Wer kann nun zugeben, daß das Waffenglück in einem ungerechten Kriege dem Sieger das Recht gegeben habe, die Ueberwundnen willkührlich zu behandeln? Sollte vielleicht mein Herr Gegner erwiedern: „Die Vorzüge, die sich die „Fränkischen Sieger über die besiegten Gallier anmaaßten, wären durch die Präscription rechtmäßig geworden:“ so bitte ich ihn, zu bedenken, daß viele Völkerrechtslehrer in neuern Zeiten die Präscription unter Völkern verwerfen. Selbst einige Höfe haben in unsern Tagen nichts davon wissen wollen. Angenommen also, der Französische Adel sei, was er selbst zu sein sich rühmet: Nachkommenschaft der erobernden Franken; angenommen, der bisherige Tiers-Etat, oder die Bürger und Bauern in Frankreich seien Abkömmlinge der alten Gallier: so sind diese letztern, als Abkömm-

kömmlinge der ersten Besitznehmer, befugt, das ihren Vorfahren durch ein fremdes Volk in einem ungerechten Kriege aufgelegte Joch, welches durch keine Präscription hat rechtmäßig werden können, wenn sie dieses Joch auch über tausend Jahre getragen haben, wieder abzuwerfen, und wenn die Nachkommenschaft jener fremden Eroberer noch gern länger unter ihnen wohnen will, ihr neue Bedingungen vorzulegen. — Und wahrlich diese neuen Bedingungen, die sie dem Adel vorgelegt haben, sind nicht so ungroßmüthig, so selbstsüchtig, so neidisch, als die Bedingungen, welche Herr M. seine vermeinten ersten Besitznehmer den Nachhergekommnen machen läßt. Jene sind alle auf Gleichheit gegründet. „Das Gesetz soll keinem „Menschen, soll keiner Klasse von Menschen willkührlich Vorrechte geben:“ dieses ist die Seele des neuen Kontrakts. „Wir wenigen wollen alles voraus haben, Ehre, Macht und Reichthum; alle Andern sollen ewig tief unter uns stehn, „sollen nur gehorchen, nur fröhnen:“ das ist die Seele des von Herrn M. so gerecht, so billig gefundenen ersten Kontrakts. Urtheile jeder nach seinem Gefühle.

III.

Herr Möser sagt (S. 400): „Es war eine „Zeit, wo den ersten Kontrahenten die ganze Last „der gemeinen Vertheidigung oblag, und wo die „Mitglieder des zweiten Kontrakts zu ihnen mit „dem vollkommensten Rechte sagten: Wenn wir un„sern Zins oder unsere Pacht, oder unser Schutz„und Schirmgeld bezahlen, so haben wir unsern „Kontrakt erfüllt, und ihr mögt sehen, wie ihr „davon fertig werdet; die gemeine Vertheidigung ist „die Sache der Eigenthümer.“ Ich weiß nicht, daß jemals eine solche Zeit gewesen wäre, und daß die sogenannten Mitglieder des zweiten Kontrakts, d. i. die Bürger und Bauern, eine solche Sprache geführt hätten. Wohl aber weiß ich, daß die sogenannten Mitglieder des ersten Kontraktes den übrigen den Gebrauch der Waffen nicht erlauben wollten; daß sie in der ausschließlichen Waffenfähigkeit ihr großes Vorrecht setzten; daß sie erst erstaunt, und dann ergrimmt waren, als sich die Bürger in den Städten dennoch waffenfähig bewiesen. Sie, die Mitglieder des ersten Kontrakts, wollten den übrigen den Gebrauch der Waffen aus eben dem Grunde nicht gestatten, aus welchem die Römer ihn den Einwohnern der Provinzen nicht erlaubten, aus welchem ihn die Türken den Griechen

chen nicht erlauben: um ihrer Herrschaft über si desto gewisser zu sein.

Herr M. fährt fort: „Hier“ (nach einer solchen Rede der Bürger und Bauern) „hätten die „Ersten“ (die Mitglieder des ersten Kontrakts, die Edelleute) „die Letztern, nach dem jetzigen Rechte „der Menschheit, zwingen können, mit ihnen unters Gewehr zu treten.“ Ist denn das nicht geschehn? Wo ist das Land, wo nicht zur Vertheidigung oft Alles aufgeboten wäre, was irgend ein Gewehr führen konnte? die sechszigtausend Sachsen, die wider den geglaubten Tyrannen Heinrich IV ins Feld geführt wurden, waren doch wohl nicht lauter Edelleute? Als Kaiser Heinrich V in Champagne einrückte, zog ihm König Ludwig VI mit zweimalhunderttausend Mann entgegen; waren das lauter Edelleute? die Geschichte sagt: l'abbé de St. Denis y étoit avec tous ses *sujets*.

IV.

Die ganze Vorstellung von einem ersten und zweiten Kontrakt ist eine bloße Fiktion; und wollte man darauf bestehn, so könnte eben so gut ein dritter und vierter angenommen werden. Ist die ganze Hypothese grundlos, so fallen auch mit ihr alle die Behauptungen weg, die Herr M. in Ansehung

hung der Nationalgüter, hat auf sie bauen wollen. — Doch über diesen Punkt hat das unterrichtete Publikum heut zu Tage zu richtige Begriffe *), als daß es nöthig wäre, gegen die Vorurtheile, welche Herr M. in Schutz nimmt, einen neuen Krieg zu beginnen.

V.

Herr M. sagt (S. 399): „Die Gleichheit „der Rechte wieder herstellen, sei so viel, als wenn „das Englische Parlament, oder die englische Na„zion, die Ostindische Kompanie aufheben, oder „alle geborne Engländer in Aktionnäre verwandeln „wollte.“ Der erste dieser beiden angenommenen Fälle würde einigermaßen passend sein. Und wenn die Englische Nazion wirklich einmal — es versteht sich, zu rechter Zeit und mit gehöriger Klugheit — die ausschließlichen Privilegien nicht bloß der Ostindischen, sondern aller andern Kompanien aufhöbe, so würde sie gewiß auf den Beifall

*) Wenn ich das nicht voraussetzen dürfte, so müßte man annehmen, daß solche Abhandlungen, wie die von Garve in der Berlinischen Monatsschrift Nov. 1790, und Mai und Jun. 1791, gar nicht gelesen würden, oder keine Wirkung hätten; und so etwas sollte ich vom deutschen Publikum denken dürfen?

fall nicht bloß der Theoriſten, wofür vielleicht ei
Smith und Andre von Manchem gehalten werden
ſondern auch vieler praktiſchen Kaufleute und Po
litiker rechnen können. — Aber alle geborne
Engländer in Aktionnäre zu verwandeln? Wahr
lich ſolchen Gedanken hat ſich doch noch kein Ver
theidiger der Gleichheit der Rechte einfallen laſſen.
Die Franzöſiſche Nationalverſammlung hat ja auch
nicht alle geborne Franzoſen in Ducs et Pairs,
in Chambellans, in Chevaliers du S. Eſprit, nicht
einmal in Secretaires du Roi verwandeln wollen.

VI.

Herr M. vergleicht (S. 401) die neue Franzöſiſche Konſtituzion mit einem Gärtchen, worin der Gärtner, um ſeine Botanik ins Kleine zu bringen, nur Blumen von einerlei Art und Farbe duldet. — Ganz und gar nicht! Die alte Konſtituzion glich einem Garten, wo dem Gärtner vorgeſchrieben war, nur gewiſſer Blumen zu pflegen, deren Namen auf einem alten, ihm zu dem Ende überlieferten Zettel ſtanden. Keine Blume, mochte ſie noch ſo ſchön ſein, durfte die Ehre haben, dem Herrn des Gartens in einem Buket präſentirt zu werden, wenn ihr Namen nicht auf dem alten Zettel ſtand. Hingegen ward jede Blume,

die

die auf dem alten Zettel genannt war, jener Ehre würdig gehalten; mochte sie noch so verschrumpft und verwelkt, noch so geruchlos, noch so häßlich von Farbe sein. Nach der neuen Konstituzion ist der alte Zettel weggeworfen; der Gärtner zieht alle Blumen ohne Unterschied; wendet auf jede die Sorgfalt, welche sie verdient; wird in der Wahl der Blumen nicht mehr durch den Eigensinn des Herrn des Gartens eingeschränkt. Dieser verlangt zu Bukketten nicht länger Blumen, die man ihm sonst bloß des alten Herkommens wegen brachte, sondern Blumen, welche wirklich schön sind. Das heißt doch wohl nicht, die Botanik ins Kleine bringen; sondern sie von dem Zwange, wodurch Liebhaber von gothischem Geschmack sie niederhielten, befreien, und bei ihrer Kultur die großen Plane der Natur befolgen.

A.

5.

Entdeckung des wahrscheinlich schlechtesten Buchs unter der Sonne.

Man hat sich bis iezt noch nicht darüber vergleichen können, welches unter allen bekannten Büchern

beſte ſei *). Sollte es leichter ſein, ein Buch anzugeben, das unter allen das elendeſte iſt? Ich glaube wirklich, es iſt leichter. Der Begrif des Guten iſt ſo relativ, und die Zuſammenrechnung der einzelnen Realitäten eines Buchs ſo ſchwer, daß unter hundert ſonſt in ihren Grundſätzen ſehr übereinſtimmenden Gelehrten doch vielleicht jeder ein anders Buch als das beſte nennen würde. Einſtimmiger iſt man in der Beurtheilung des Schlechten und Elenden; und wenn jemand in einer Geſellſchaft ein Buch bekannt macht, und dabei fragt: Haben ſie je etwas ſchlechters geleſen? ſo pflichtet ihm entweder jedermann geradehin bei, oder einer und der andre nennt auch ein ihm bekanntes noch ſchlechters, das die Uebrigen entweder vergeſſen hatten, oder das ihnen noch nicht vorgekommen war. Alsdenn aber geht die Verdammung gemeiniglich ohne Stimmenſammlung durch. Freilich iſt man dabei immer nicht ſicher, ob nicht in irgend einem Erdenwinkel etwas noch ſchlechters verborgen ſteckt, das vielleicht nie wieder an das Tageslicht hervorkömmt; wel-

*) Wer das Regiſter zum ſechſten Theile von Reimanns Litterarhiſtorie der Teutſchen unter Buch zu Rathe ziehen will, wird vermittelſt deſſelben die Namen verſchiedener Bücher erfahren können, die von Einigen für die beſten „nächſt der Bibel" gehalten ſind.

welches mit sehr guten Büchern so leicht der Fall nicht sein kann. Allein wie jemand, der ein unbekannt gewesenes gutes Buch entdeckt, die Pflicht auf sich hat, es bekannter zu machen: so dächte ich, müßte es auch Pflicht sein, jedes bisher für das elendeste unter allen gehaltene Buch von der Schande zu befreien, sobald ein offenbar noch elenders entdeckt wird.

Es würde zu sehr ins Kleine gehen, wenn man einzelne Gedichte, Abhandlungen, Briefe, Reden, Predigten, Avertissementer, ja auch nur Traktätchen von wenigen Blättern oder höchstens ein paar Bogen, mit zum Konkurs lassen wollte. Wer eine Büchersammlung hat, die ein wenig ins Große geht, hält dergleichen freilich der Seltenheit und der Nachfrage wegen auch zu Rathe; aber ein jeder bescheidet sich gern, daß tausend und aber tausend Dinge dieser Art dem besten Sammler entgehen können. Einer meiner Freunde hatte eine schöne Sammlung schlechter, besonders Gelegenheitsgedichte, allein er mußte gemeiniglich von jedem neuen Stücke, das man ihm hinzuschenkte, offenherzig gestehen, daß er es so schlecht noch nicht gehabt habe *). Die Abhandlungen betref-

 fend,

*) In des verst. Herrn Geheimenraths von Hymmen (eines übrigens bekannten Verfertigers vieler

fend, so würden wohl die Herausgeber von Magazinen, Monatsschriften, Intelligenzblättern, u. s. w., unter demjenigen was sie zurückgelegt haben — wenn sie nicht das auserlesenste davon auf den Feuerheerd oder an einen andern Ort trugen — davon den besten Vorrath aufweisen können; und wie Herr Voß einst die Idee hatte, einen Schofelalmanach herauszugeben, deren wir hernach mehrere unter dem Titel Almanach schlechtweg erhalten haben, so würde sich auch von diesen liegen gebliebenen Beiträgen ein guter Theil zu einem prosaischen Schofelmagazin vortreflich qualifiziren *). Von schlechten Briefen haben viele einzelne Personen nicht unebne Sammlungen; auch sind, besonders in gelehrten Angelegenheiten,

ler eignen schlechten Gedichte) Beiträgen zur juristischen Litteratur steht Samml. 1, S. 101. ein Gedicht eines bereits verstorbenen Berlinischen Kaufmanns (der, wo ich nicht irre, Fetting hieß): O! Ihr Wächter dieses Tempels u. s. w. welches bei seiner Erscheinung (1771) von einem großen Theil von Berlin, wiewohl sehr mit Unrecht, für das schlechteste je erschienene poetische Produkt erklärt ward, da es wirklich viele tausend schlechtere giebt.

*) Ich selbst war einmal willens, unter dem Titel Unsinn der Deutschen — man wird aus diesem Titel schließen können, in welchem Jahre ungefähr — eine poetisch-prosaische Sammlung dieser Art herauszugeben; allein ich fand meinen Vorrath dazu nicht stark genug.

ten, manche, selbst in der Berlinischen Monatsschrift, gelegentlich abgedruckt worden, wo auch verschiedene Avertissementer vorkommen, die ihres gleichen suchen. Unter den schlechten Predigten, die ich gesehen habe, gab ich den Vorzug: theils einer im verwichnen Jahrhundert (wo ich nicht irre, 1663) zu Berlin gedruckten, worin von des heiligen Christs Wagen *) gehandelt war; theils einer Schafotrede eines im gegenwärtigen Jahrhundert an der Nikolaikirche zu Berlin gestandnen Predigers Namens Schmidt (wiewohl es mehrere Schmidte **) gab), worin er über den Spruch: „Welcher ist unter Euch, so ihm sein Ochse oder „Esel in den Brunnen fällt, der ihn nicht heraus„zeucht an demselben Tage," erstlich von der Menschwerdung Christi und zweitens von unserer Menschwerdung handelte. Indeß sind alles das doch keine Bücher; und nur von schlechten Büchern soll die Rede sein.

*) Dieser Wagen bestand aus lauter Tugenden. Vier Tugenden waren die Pferde, vier die Räder, vier die Lünsen, zwei die Leitern, eine der Deichsel, u. s. w. Nur daß freilich niemand begreifen konnte, warum der geistliche Redner eine Tugend, die er als Pferd angegeben, nicht lieber zum Rade gemacht, und umgekehrt.

**) Einer hieß im gemeinen Leben der Grobschmied, ein andrer der Feinschmied. Ob der sogenannte Bran-

Zu einem recht schlechten Buche scheinen folgende Erfordernisse vor allen Dingen zu gehören. Erstlich: es muß sich daraus gar nichts lernen, oder auch nur zu weiterm Nachdenken Gelegenheit hernehmen lassen. Zweitens: es muß — ohne daß der Verfasser im eigentlichen Verstande verrückt und seiner Sinne beraubt war — aus dem Ganzen wenig, oder wo möglich gar kein Sinn herauskommen. Drittens: es muß, wenn ich so sagen darf, das Rezept zu diesem Buche so simpel als möglich sein, so daß man nach demselben, ohne weitern Aufwand von Verstande oder Gelehrsamkeit, Bücher ohne Zahl, nicht bloß selbst verfertigen, sondern auch von dem ersten besten, der nur einigermaßen einen Satz abzufassen weiß, verfertigen lassen könnte. — Noch habe ich kein Buch gekannt, das diese Eigenschaften in einem höhern Grade mit einander vereinigt hätte, als dasjenige, welches ich ietzt bekannt machen will.

Wenn man mich vor etwa 18 Jahren nach dem schlechtesten Buche in meiner Sammlung fragte, so gab ich unter allen einer Schrift des verst. Konsistorialrath Schimmelmanns „von den den Sa-

„chen

Brandenburger Schmied davon verschieden, oder einer von diesen beiden gewesen, weiß ich nicht.

„chen dirigirend beigelegten Namen *)“ den Vorzug. Aber nachdem mir der verst. Buchhändler Mylius das nun gleich zu nennende, mit allen vorhergenannten Erfordernissen in so hohem Maße prangende, Werk geschenkt hatte, so mußte ich gestehen: Hier ist mehr als Schimmelmann! und seitdem frage ich dreist einen jeden, dem ichs zeige: Haben Sie je etwas schlechters gesehen? Etwas schlechters gelesen? frage ich nicht; denn ganz lesen wird, kann und mag es kein Mensch, und wenn er in gerader Linie von Moses **) oder

*) Es ward darin bewiesen: daß, weil die Türken den Namen der Konstantinopolitaner führten, ihrem Reiche in dem damaligen (hernach durch den Frieden zu Kainardgi geendigten) Kriege wirde ein Ende gemacht werden; und zwar deshalb, weil Constantinopolitanorum sich ganz ungezwungen in die Worte zertheilen lasse: Constant in o poli Tanorum. Wobei man, nach des gelehrten Verfassers Meinung, vor dem letzten Worte nur die Worte: usque ad tempus zu ergänzen brauchte, um den sehr leichten Sinn herauszubringen: „Die Türken bestehen unter lauter O „und Ach, unter mannichfaltiger Noth, in der „Stadt, die von dem berühmten Kaiser Konstan„tin den Namen hat, bis zu der Zeit der Tomer „oder Deutschen, d. i. bis sich die Russen, bei „deren Armee sich bekanntermaßen viele Deut„sche befinden, dieser Stadt bemächtigen werden.“ Man behauptete damals, Sch. habe sich durch Einsendung dieser Schrift dem Großen Friedrich zu der eben erledigten Generalsuperintendentur über Pommern empfehlen wollen.

**) Moses wird, besonders in Französischen Kanzelreden,

Hiob abstammte. — Und so will ich denn nun auch einmal das Publikum im Ganzen auffordern, etwas schlechteres auszufinden. Möglich wäre es freilich, daß etwas noch weniger lehrreiches, noch sinnloseres und leichter nachzuahmendes einst an den Tag käme; aber es sollte mich wundern!

Mein Schriftsteller ist ein Paraphrast, Paraphrast eines Buches, das oft in die Hände geschickter und geschmackvoller Ausleger und Paraphrasten, aber freilich auch sehr oft in ganz entgegengesetzte Hände gerathen ist; wie denn insbesondre Doktor Semler mit der Widerlegung einer sogenannten dreifachen Paraphrasis eben dieses Buchs viel Ach und O gehabt hat. Nun werden meine mit der theologischen Litteratur bekannten Leser schon wissen, daß ich von einer Paraphrase des Salomonischen Hohenliedes rede. Und also ohne weitere Vorbereitung zur Anzeige des Buchs, dessen Titel nichts minder als weitläuftig ist! „Das „Lied des Lammes. Apoc. 15, 3. 1764.“ 75 Seit. in Quart.

Zur

reden, als ein Muster der Geduld empfohlen, auf Veranlassung von 4 B. Mos. 12, v. 3, wo in der Lutherschen Bibel bloß steht, daß Moses ein sehr geplagter Mann war. Herr Ritter Michaelis hat hier doch auch geduldig übersetzt.

Zur vorläufigen Nachricht ist nichts weiter nöthig, als daß der Verfasser bei jedem Verse des Hohenliedes eine vermuthlich von ihm selbst aus irgend einer lateinischen Quelle verfertigte, aber von der deutschen lutherischen in keiner nur irgend beträchtlichen Rücksicht verschiedene Uebersetzung voranschickt, und dann seine Paraphrase darauf folgen läßt, von der man, um sie ganz gelesen zu haben, nur einen einzigen Vers gelesen zu haben braucht. Ich wähle zuerst einen ganz kurzen Vers zum Beispiel, den 15 des 2 Kapitels. Bei Luther steht hier: „Fahet uns die Füchse, die kleinen „Füchse, die die Weinberge verderben, denn unsre „Weinberge haben Augen gewonnen.“ Von dieser Uebersetzung weicht unser Verfasser nicht weiter ab, als daß er die letzten Worte giebt: „unsre Weinberge haben kleine Träublein.“ Nun aber die Paraphrase:

Fahet unsere, nach unserm Vergnügensbilde des Vergnügenswortes und Geistes wieder erwachten Sinnen, die Sinnenfüchse der Vernunft und fleischlichen Sinnenweisheit und Erkenntniß, die kleinen Lustfüchse der Sinnengreuel und Götzen, die den in unsere an dem wahren Guthe der Wahrheit, Tugend und Weisheit im Geiste, Worte, Lichte und Leben der Weisheit sich vergnügende Sinnen gepflanzten Vergnügensweinberg der Vergnügenswahrheit und Gerechtigkeit mit ihren

Lust-

Lustbränden des eigenen Sinnenwortes und Geistes verderben, denn unsere Vergnügensweinberge der Vergnügenswahrheit und Gerechtigkeit haben kleine Vergnügensträublein der Vergnügenserkenntnüß. Jud. 15, 4. Pf. 17, 15. Es. 3, 12. c. 9, 15. 16. Ez. 13, 4. Thren 5, 8. Eph. 4, 23. 24. Ap. 9, 10. 19. *)

Wie gefällt das Pröbchen? Und wenn ich nun sage, daß die ganze Paraphrase dem Pröbchen gleich ist, daß hier nemlich — ohne weitere Rücksicht auf Sinn — die etwas Geistiges oder Abstraktes anzeigenden Wörter mit Vergnügens-, und die etwas körperliches anzeigenden mit Sinnen oder Lust zusammgesetzt erscheinen, und dann die zusammengesetzten Wörter dieser Art ohne weitern Gebrauch des Verstandes gehäuft werden; so ist das Rezept zu dem Buche fertig. Denn man mag aufschlagen, wo man will, so geht es auf diesen Schlag fort. Ich will noch einige Beispiele anführen; aber zur Ersparung des edlen Papieres soll V. Vergnügens, S. Sinnen, L. Lust, G. Geist, Gch. Gerechtigkeit, Ws. Weisheit, Wh. Wahrheit, Vw. Vergnügenswort, Vwh. Vergnügenswahrheit, Vws. Vergnügensweisheit, Vgch.

*) Die der Paraphrase angehängten Sprüche bleiben in der Folge weg, weil sie so willkührlich gewählt sind, als sie leider! nur zu oft selbst von angesehenen Theologen und Predigern gewählt werden.

Vgch. Vergnügensgerechtigkeit, E. Erkenntniß (oder, wie der Verfasser schreibt, Erkenntnüß), Sws. Sinnenweisheit, Sg. Sinnengreuel, Sw. Sinnenwerk, bedeuten, weil alle diese Wörter oft vorkommen. — Also gleich der folgende 16 Vers *)!

Mein in meiner V. rede des Vw. und G. bleibenden V. freund der Vws. ist mein rechter V. jünger der Vwh. und Gch. und mein Vw. und G. der Vwh. und Gch. selbst, der da weidet seine an dem wahren Guthe der Wh. Tugend und Ws. sich vergnügende S. in den V. rosen meines Vw. und G.

Kap. 3. V. 3. Es haben mein Vw. der Vwh. und Gch. gefunden die L. hüter der Sg. und Götzen, die da umhergehen in der V. stadt der Vwh. und Gch. wie die brüllenden S. löwen ihres eigenen S. geistes: haben euere an der Eitelkeit, deren Lügen, Lastern und der Thorheit in dem Hochmuthe, Geiz, Neid nnd Zorn sich erlustigende Sinnen den V. menschen der Vwh. und Gch. welchen lieb hat meine in die S. eingegossene und in den S. würkende V. seele des Vw. und G. gesehen? V. 7. Siehe sein V. bette der Vwh. welches des V. Salomonis V. ruhe der Vgch. ist, Sesachische starke S. der Vernunft und fleischlichen Sws. und E. sind um denselbigen an dem wahren Guthe der Wh. Tugend und Ws. im G. Worte, lichte und Leben der Ws. sich vergnügenden S. menschen

*) Der Text bleibt weg, wenn er nicht vom Lutherischen merklich abweicht.

schen herum, aus den starken S. des mit ihren Sg und Götzen der Vernunft und fleischlichen Sws. und E. auf den V. gott der Vwh. und Gch., der da heisset der, mit seinem Vw. und G. der Vwh. und Gch. wider die Sg. und Götzen des eigenen Sw. und G. streitende V. Herr der Vws. todten L. Israelis.

Kap. 5, V. 15. erste Hälfte. Text. Seine Schenkel sind Marmolseulen, gegründet auf güldenen Füßen. Paraphrase. Seine auf dem V. meer der Vws. und auf der S. erden stehenden V. schenkel der V. erkentnüß sind aus dem V. marmol des Vw. und G. gehauene V. seulen der Vwh., gegründet auf güldenen V. füßen der Vgch.

Kap. 7, V. 3. (in andern V. 2.). Dein an der V. schnur des Vw. und G. hangender S. nabel ist ein die V. milch der Vwh. an sich ziehender runder S. becher, dem es nicht mangelt am V. getränke der Vgch. Dein durch einen V. geist des V. glaubens zu einem V. leib der Vwh. getaufte S. sind ein aus dem V. weizen des Vw. erwachsener V. haufen der Vws. und E., umsteckt mit V. rosen der Vgch.

Kap. 6, V. 7. Wie ein aus dem V. ritz des auf dem V. granatbaum der Vgch. erwachsenen V. ävfels rinnender V. saft des V. wassers und Blutes ist dein mit den V. spießen und Nägeln des Vw. und G. durchbohrter S. schlaf zwischen deinem mit dem V. bande der Vwh. verknüpften S. zopf.

Den meisten meiner Leser werde ich der Beispiele schon zuviel abgeschrieben haben. Also kein einziges

einziges mehr! Aber wohl noch einige Bemerkungen.

Gesetzt, der Verfasser dieser Paraphrase sei toll gewesen, so wäre wenigstens, wie Polonius im Hamlet sagen würde, Methode darinn. Der ehemalige Besitzer wollte indeß Nachricht haben, daß ein Advokat zu Dresden das Buch gemacht und auf seine Kosten habe drucken lassen. Der Einwurf, daß der Abdruck aus einem profanen Spaße geschehen, fällt, ungeachtet er gratis versandt worden, dadurch weg, daß man für keine größere Verbreitung dieses sonderbaren Produkts gesorgt hat. Gleich drauf fieng die Klotzische Schule an zu blühen. Wer so etwas verbreitet haben wollte, durfte sich nur an sie wenden, und hatte seinen Mann gefunden. Die Kosten des Drucks müssen sich doch wenigstens auf 30 Thaler belaufen haben. So viel verwendet man nicht auf einen durch die Wiederholung ekelhaft werdenden Spaß. Folglich bleibt nichts übrig, als es für die Arbeit eines seines Verstandes anderweitig mächtig gebliebnen Schwärmers zu halten. Vielleicht weiß noch irgend jiemand hier oder da den wahren Zusammenhang der Sache, und liefert eine kurze und vielleicht lehrreiche Anzeige davon.

Wenn jemand ein noch schlechteres Buch bekannt machen wird, so soll es mir lieb sein. Aber die meiner Meinung nach, richtig von mir oben angegebenen Kennzeichen eines schlechten Buches bitte ich hierbei nicht zu übersehen. Ich habe sie aus dieser Pharaphrase des Hohenliedes abstrahirt. Ein abenteuerliches, possierliches, lächerliches Buch, u. s. w. ist noch ganz etwas anders, als ein schlechtes Buch im reinsten Verstande dieses Wortes. Selbst die oben von mir angegebene Schimmelmannische Schrift gehört mehr in die erste Klasse als in die zweite. Ferner gehören vorzüglich dahin: 1) Junkhevotts *) Uebersetzung des Neuen Testaments, in welcher der Dolmetscher sich zum Zweck vorgenommen hat, keine Emphase — das heißt, was er nach seiner schwachen Sprachkenntniß, aus elenden bloß etymologischen Gründen, für Emphase hielt — unausgedrückt zu lassen. Eine kleine Probe steht in der B. Monatschr. 1791. Novemb. S. 453 in der Note. Doch besaß offenbar der Uebersetzer Kenntnisse, und arbeitete nach Grundsätzen

*) Eines glücklichen Spielers; der diese Arbeit, so wie auch ein Vermächtniß von 10000 Rthlr. für die Armen, als eine Buße für seine Sünden betrachtet zu haben scheint.

ten *). — 2) Die Schriften des Hrn. A. F. Kemmerich, auch Bruderlieb genannt; welcher bei weitem verständlicher, und eben daher vielleicht noch lächerlicher, als Junkherott, ist. Er schreibt über den Himmel, die Hölle, u. s. w. Vor einiger Zeit that er den Vorschlag, wie man die Bibel in den Himmel transportiren solle: nehmlich nicht gedruckt, sondern auswendig gelernt, indem immer 10 Menschen je Einen Vers lernten, und sich dann dort oben nach der Ordnung richtig rangirten, um die ganze heil. Schrift herzusagen. — 3) Des Hrn. D. Berger Schriften, welcher Theologie, Medicin, Kriegskunst, Schifbaukunst u. s. w. behandelt. Er findet Sonne, Mond und Sterne noch etwas kleiner als sie unsern Augen erscheinen; findet die Dreieinigkeit nicht bloß begreiflich und demonstrirbar, sondern entdeckt sie auch in der Weltweisheit, der Arzeneiwissenschaft, und allen theoretischen und praktischen Dingen.

Bekanntlich hat Hr. Lichtenberg neulich für seinen Kalender einen stehenden Artikel, unter der Auf-

*) Man vergl. Gözens Fortsetzung des Verzeichnisses s. Sammlung seltner und merkwürdiger Bibeln, S. 116. Heumanns Vorrede zu s. Uebers. des N. Testaments. Die Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, St. 14, S. 322. f.

Aufschrift Bedlam, eröfnet, wo er dergleichen Entdeckungen zu machen verspricht. Das mag einem Satiriker geziemen. Ich habe bloß einen Beitrag zur Literargeschichte liefern, und die genauere Bestimmung einer nicht unbeträchtlichen Klasse von Büchern versuchen wollen.

6.

Ueber die Kolonieen der Griechen.

Wir kennen das vorzügliche Genie der Griechen zu den Wissenschaften und Künsten; und kennen es genug, um aus Ueberzeugung zu urtheilen: daß die Griechen in dieser Hinsicht den ersten Rang unter den alten Völkern behaupten; daß hingegen neuere Völker, welche sich ihnen an die Seite setzen dürfen, diese Ehre nicht sowohl dem Uebergewicht ihres Genies, als zufälligen Umständen zu danken haben.

Wir kennen auch das Genie der Griechen zum Handel; zwar nicht völlig so wie es gekannt zu sein verdient. Aber wir finden doch Spuren genug, daß die Griechen im Handel Kombinazionsgabe, Betriebsamkeit und Frugalität *) besaßen: drei

*) Wem es unerwartet scheinen möchte, daß ich den Griechen Frugalität beilege, den bitte ich das zwan-

drei Eigenschaften, die man die drei Grundtugenden eines dem Handel sich widmenden Volkes nennen kann.

Was wir am wenigsten von den Griechen kennen, ist ihr Verdienst um den Anbau der Erde durch ihre Kolonieen. Diesen Punkt scheinen mir die forschenden Männer, durch welche die Vortreflichkeit des Griechischen Nazionalcharakters in sein verdientes Licht gesetzt ist, am wenigsten nach Würden ausgeführt zu haben: ob es gleich auf der einen Seite an Nachrichten und Denkmälern nicht fehlt, woraus sich durch richtige Folgerungen der vorzügliche Charakter der Griechen auch in diesem Stücke schätzen läßt; und auf der andern Seite Kolonieen, so wie die Griechen sie anlegten, der größte und rühmlichste Beweis sind, welchen eine Nazion von ihrer edlen, durch Gerechtigkeit, Weisheit und Menschlichkeit geleiteten Thätigkeit geben kann.

Um diese Lücke in dem Fache der Litteratur, das dem Griechischen Alterthum gewidmet ist, gehörig auszufüllen, müßte vielleicht ein eigenes Buch,

zwanzigste Kapitel im Jüngern Anacharsis zu lesen. Freilich wurden darauf erst einzelne Freistaaten, und allmählich die ganze Nazion, zum Luxus verleitet.

wenigstens eine eigene Abhandlung geschrieben werden: eine Arbeit, wozu es mir zu sehr an Zeit, Vorbereitung und Hülfsmitteln gebricht, als daß ich sie ohne Vermessenheit unternehmen könnte. Allein ich kann mich nicht enthalten, denen, die sich einst mit der alten Geschichte, insbesondere mit der Griechischen, beschäftigen wollen, gewisse Aussichten zu zeigen, die ihnen, wie ich mir vorstelle, Lust zu dieser Arbeit einflößen können.

Gleich die erste Betrachtung, die sich von selbst aufdringt, wenn wir das Verzeichniß der von den Griechen gestifteten Pflanzstädte ansehen, ist die erstaunliche Menge derselben. Nach allen Weltgegenden hin wanderten die fleissigen Griechen, und füllten bis dahin von rohen Barbaren bewohnte Länder, wo noch keine Spur menschlicher Industrie zu finden war, mit volkreichen, blühenden Städten an. Richten wir unsern Blick nach den Gegenden, welche den Griechen Nordwärts lagen, so finden wir den bisherigen Schauplatz grausamer verwüstender Kriege *), die verschiednen Länder um das Schwarze Meer herum, gleichsam dicht besäet mit Griechischen Anpflanzungen. Man kann

der

*) Obiges ward vor dem Frieden zwischen Rußland und der Pforte geschrieben.

der beträchtlichsten über sechszig zählen. — Im Westen bekamen Unteritalien und die Insel Sicilien ihre meisten, größten und blühendsten Städte durch Griechische Kolonisten. Das Verzeichniß derselben, die in Absicht auf Größe, Volksmenge und Wohlstand zu den beträchtlichsten Städten des Alterthums gehörten, beläuft sich über vierzig. — Auf der Küste von Gallien finden wir zwar nur eine einzige; aber es war das von den Römern überhaupt, von einem Cäsar, von einem Tacitus insbesondere, hochgeachtete Massilien, das heutige Marseille. — Im Süden treffen wir auf der Küste von Aegypten und neben Aegypten zwar nicht viele, aber wichtige Kolonieen; und es scheint, daß ihrer doch so viel waren, als sich in Betracht der Beschaffenheit des Landes daselbst anlegen ließen. — Im Osten sind die schönen und zur Handlung und Schiffahrt so vortheilhaft gelegnen Küsten von Kleinasien mit lauter Griechischen Städten bebaut, die sich in drei Kantone, den Aeolischen, Jonischen und Dorischen, vereinigt hatten. Der äolische bestand aus zwölf, der ionische aus zwölf, und der dorische aus sechs Städten. — Aber dies war nicht die Gränze, mit der sich der Griechische Wanderungs- und Anbauungstrieb begnügte. Von hier an bis zum Tigris war in dem nächsten Jahrhun-

hundert vor und nach Christi Geburt keine Stadt von einiger Wichtigkeit, die nicht entweder von Griechen erbaut war, oder doch Griechen zu Einwohnern hatte, deren Sprache, Sitten und Gewohnheiten vom Mittelländischen Meer in Kleinasien und Syrien bis zum Tigris herrschend wurden.

— Schon in Ansehung dieser Menge also verdienen die Griechen den Preis vor unsern heutigen Nazionen. Denn wenn gleich diese zusammen in Ansehung des Anbaus der Erde durch Anpflanzungen mehr geleistet haben möchten, welches jedoch — zumal wenn man das Verhältniß ihrer Kräfte dabei in Anschlag bringt — bezweifelt werden kann; so ist doch keine, die allein genommen, hierin den Rang vor den Griechen verdiente. Man muß auch noch den Umstand in Betracht ziehn, daß es nicht die ganze Griechische Nazion war, welche Kolonieen aussandte; sondern, so wie überhaupt der Ruhm einer vorzüglichen Kultur nicht allen Griechischen Völkerschaften und Staaten, sondern nur einigen wenigen gebührt, so waren es auch nur einige Völkerschaften oder Städte, welche Kolonieen stifteten; insbesondre Athen, Lacedämon und Korinth. Und unter den Kolonieen, die selbst wieder Kolonieen aussandten, oder Mütter neuer Töchter wurden, zeichnete sich Miletus in

einem

einem Grade aus, der unser Erstaunen erregen muß und unglaublich scheinen könnte, wenn er nicht von den unterrichtetsten und wahrheitliebendsten alten Schriftstellern bezeugt würde. Miletus allein hat über fünf und siebenzig Kolonieen angelegt. *)

Eine zweite Betrachtung, worauf uns das Verzeichniß der Griechischen Anpflanzungen leiten muß, ist, daß dies Volk die Lage zum Anbau seiner Pflanzstädte gut zu wählen wußte; folglich sowohl viel praktischnützliche geographische Kenntnisse, als Einsichten in die Oekonomie, von der die Aufnahme der Städte und Länder abhängt, und einen zum Entwerfen, Durchdenken und Ausführen wichtiger Plane gewöhnten Geist besaß. Nicht allein die meisten großen und blühenden Städte in Kleinasien bis zum Tiger hin, in Unteritalien und Sicilien, und fast alle am Schwarzen Meere waren Griechischen Ursprungs; sondern die meisten dauerten, so wie ihr Wohlstand, bis unter den Römern fort. Viele sind noch heutiges Tages entweder nicht ganz unbeträchtliche, oder sogar durch ihre Größe und durch ihre Handlung berühmte Städte; und sie werden es vielleicht immer bleiben, weil sie in solchen Gegenden erbaut sind,

*) Plin. H. N. lib. V, cap. 2. Seneca de consol. ad Helv. c. 6. Strabo. lib. XIV, p. 634.

wo alle Umstände zusammentreffen, die das Entstehen und Fortdauern großer Handelsstädte veranlassen müssen. Laßt uns einen flüchtigen Blick auf einige dieser Städte werfen, die noch heut zu Tage als fortdauernde Denkmäler jene einsichtvolle Wahl der Griechen bezeugen.

In der Krim finden wir die einzige Handelsstadt, die sich erhalten hat, die einst sehr wichtig war, und es selbst unter dem nachtheiligen Einfluß der türkischen Oberherrschaft nicht ganz zu sein aufhörte, die einst unter einer weisen Regierung sich zu einem hohen Range in der Handlung und Schifffahrt wieder erheben kann, Kaffa; sie war ursprünglich eine Pflanzstadt der Milesier, und hieß Theodosia. Gehen wir das Schwarze Meer nach dem Mittelländischen hinunter, so treffen wir auf der Küste von Europa Konstantinopel: eine Stadt, die in Absicht auf Schönheit und Festigkeit der Lage nicht nur, sondern auch auf die Wichtigkeit derselben für die Handlung eine der ersten auf der Welt ist; die ihren Rang in dieser Hinsicht behaupten würde, wenn sie auch keine Residenz eines Kaisers wäre. Die Argiver und Megarer haben diese Stadt erbaut, die unter ihrem ursprünglichen Namen Byzant schon lange groß und blühend gewesen war, als Konstantin I. seine

Re-

Residenz dahin verlegte. Auf der andern Seite in Kleinasien ist Smyrna gegenwärtig der Mittelpunkt der Europäischen und Asiatischen Handlung, einst eine Jonische Pflanzstadt. Gehen wir in gerader Linie nach Süden herab, so treffen wir Alexandria: während siebenzehn Jahrhunderten der Sitz des Ostindischen Handels für Europa, und ein Ort, der vielleicht diesen Handel nie völlig würde verloren haben, wenn Aegypten nicht in die Abhängigkeit von der elenden Türkischen Regierung gerathen wäre. Alexandria, das nie, so lange zwischen dem südlichen Europa, Arabien und Ostafrika einiges Verkehr bleibt, aufhören kann, ein wichtiger Markt zu sein, ward von Alexander erbaut, und ist ein Denkmal seiner politischen Einsichten. Die Erbauung dieser Stadt macht ihm eben so viel Ehre, als alle seine Persischen Siege. Er kömmt, nachdem er die zweite Schlacht wider die Perser gewann, nach Aegypten: ein junger nach neuen Lorbeern leidenschaftlich sich sehnender Fürst. Man sollte glauben, er habe keinen Sinn gehabt, als für kriegerische Gegenstände; sein Zug nach Aegypten geschieht mit der größten Eile. Gleichwohl mit diesem auf Krieg gerichteten Geiste, bei einem kurzen Aufenthalt, bemerkt er den einzigen, schönen Hafen, den Aegypten haben

könnte, und bis dahin noch nicht hatte; den die Aegypter selbst entweder aus Abneigung gegen die Schiffahrt oder aus Unthätigkeit nicht benützt hatten. Alexander beschließt ihn nicht länger ungenützt zu lassen: er baut Alexandria; Einwohner für die neue Stadt strömen aus Griechenland hin, und wenig Jahre nach dem Tode ihres Erbauers ist sie die größte Handelsstadt der damals bekannten Welt.

Wir wenden uns wieder nach Europa. Die Insel Sicilien hat keine Stadt von Beträchtlichkeit, die nicht von Griechischen Kolonisten erbaut wäre: Messina, Palermo, Syrakus, Agryent, u. s. w. In Unteritalien sind Tarent, Reggio und Neapolis Griechischen Ursprungs. Endlich die erste unter den Französischen Handelsstädten, die es ihrer Lage wegen immer bleiben muß, weil keine andere so gut zum Kanal des Verkehrs mit allen den reichen und schönen Ländern, die wir gewöhnlich unter dem Namen der Levante begreifen, dienen kann: Marseille, hat Griechen zu Stiftern. Dies waren die Phocäer, ein handelndes und seefahrendes Volk, die sich erst in Kleinasien niedergelassen hatten und daselbst blühten; die aber, als sich alle ihre Nachbarn unter das Joch der Perser

bogen,

bogen, einen Entschluß ausführten *), den die Amsterdammer im vorigen Jahrhunderte gehabt haben sollen, als die Armee Ludwigs XIV sich ihrer Stadt bis auf einen Marsch genähert hatte; den Entschluß: sich mit allem Ihrigen einzuschiffen, und sich lieber ein neues Vaterland unter einem entfernten Himmel zu suchen, um dort ein freies Volk zu bleiben, als sich einem despotischen Sieger zu unterwerfen. Die Amsterdammer wurden durch ihre Schleusen früh genug gerettet, um der Ausführung dieses Vorsatzes, wenn sie ihn wirklich hatten, überhoben zu sein. Die Phocäer vollführten den ihrigen. Anfänglich wollten sie sich auf Korsika niederlassen. Nachher zogen sie einen Platz an der Mündung der Rhone vor, wo sie von den rohen, barbarischen Celten umgeben, Massilien, das heutige Marseille, bauten, die ersten Weinstöcke und Obstbäume in Frankreich pflanzten, und in der Handlung und Schifffahrt solche Größe erreichten, daß sie den nach der Seeherrschaft trachtenden Karthagern glücklich widerstanden, und als Republik sowohl um ihrer Macht als um der Weis-

*) Herodot. lib. 1, cap. 165, 166. Liv. lib. 5, cap. 34. Vergl. Horazens Ode, in der B. Monatsschr. 1790. Jun. S. 482, 497.

Weisheit ihrer Regenten willen zu allen Zeiten die Achtung der Römer genossen.

Drittens: Vermöge der Nothwendigkeit, von jeder Wirkung, die wir sehen, auf eine vorhergegangene Ursache zu schließen, müssen wir von den Griechischen Städten, die so viel Kolonieen aussandten, annehmen, daß sie sich in einem Zustande immer zunehmender Bevölkerung befanden. Die nehmliche Stadt hat öfter Kolonieen ausgesandt. Während der Zwischenzeit also vom Ausgehen der einen bis zum Ausgehen der andern, mußte die Vermehrung in dieser Stadt ungehindert dergestalt fortgegangen sein, daß sie wieder eine beträchtliche Anzahl ihrer Bürger aussenden konnte, ohne dadurch eine Lücke zu machen, die eine Abnahme oder einen Stillstand der Bevölkerung verrathen hätte. Um sich von der Wahrheit dieser Behauptung noch mehr zu überzeugen, muß man bemerken, daß die Kolonisten aus einer Griechischen Mutterstadt nicht allmählig in kleinen Haufen ausgiengen, und die neue Pflanzstadt allmählig anbauten, wie die Nordamerikanischen Kolonieen ihre Anbauer von Zeit zu Zeit aus Europa bekommen haben: Sondern um eine Griechische Kolonie anzulegen, zogen auf einmal so viel Menschen weg, als nöthig waren, dem neuen Orte gleich

bei

bei seiner Entstehung eine hinlängliche Anzahl von Bürgern zu geben, und das Territorium, das sie einnahmen, auch gegen daherum wohnende Barbaren oder andre feindliche Angriffe vertheidigen zu können. Die auswandernden Kolonisten machten ein kleines Heer aus. Diese Thatsache hätte ohne beständiges Zunehmen der Bevölkerung in der Mutterstadt nie möglich sein können. Dies beständige Zunehmen der Bevölkerung aber setzt eben so nothwendig eine glückliche Verfassung voraus, unter der die Menschheit gedeihen mußte.

Es pflegen zwar einige Schriftsteller zu behaupten: das Auswandern so vieler Kolonisten aus den Griechischen Städten sei noch durch andere Umstände veranlaßt worden. Dieses leugne ich nicht; allein meine Behauptung, daß dieses so oft geschehene Auswandern ohne eine bis zu einem hohen Grade steigende Bevölkerung nicht möglich war, scheint mir unumstößlich.

Man giebt als die gewöhnlichen Veranlassungen zum Aussenden der Kolonisten in Griechenland an: 1) Die Ehrsucht derer, die sich an die Spitze solcher Kolonisten stellten, und sie nach der neuen Pflanzstadt hinführten; 2) die Liebe zur Freiheit: da die Griechen aus ihrer Vaterstadt, wo eine freie Verfassung war, wenn dieselbe zum

Nach-

Nachtheil der Freiheit abgeändert ward, lieb
auszogen, als sich der neuen verfassungswidrige
Obrigkeit unterwarfen; 3) tödtliche Krankheiten
die an einem Orte ausbrachen, und dadurch b
den erschrockenen Einwohnern die Vorstellung e
regten, daß der Ort selbst vom Fluch der Götte
getroffen sei; 4) trügerische Orakel; 5) Gelübde
die die Einwohner einer Stadt bei gewissen, ihne
wichtigen Begebenheiten thaten, einem Gotte, ode
einer Göttin zu Ehren eine neue Pflanzstadt zu er
richten; 6) Handelsabsichten; und 7) politische Ab
sichten: nemlich sich durch Pflanzstädte den Besi
gewisser Länder zu versichern, oder sich eine Vor
mauer gegen eine Nazion, mit der man einst i
Krieg gerathen könnte, zu verschaffen.

Von diesen sieben Veranlassungen kann ich
nur die zweite, dritte, sechste und siebente für wahre,
und, unter Voraussetzung einer starken Bevölke
rung, wirksame Veranlassungen erkennen. Di
Ehrsucht einzelner Männer konnte wohl, wenn
schon der Hang und Beweggründe zum Auswan
dern wirkten, die Sache befördern, leiten, zu Stan
de bringen; aber sie allein ist keine angemessen
Ursache für so große Erscheinungen, als das Aus
wandern ganzer Heere von Kolonisten. Was di
Orakel, oder eigentlich die Orakelfabrikanten be
trift

trift; so waren sie viel zu schlaue Leute, als daß sie in den Tag hinein die Menschen zum Verlassen ihres Vaterlandes und zum Beziehen fremder, oft entfernter Gegenden hätten bereden sollen. Man weiß, das die Orakel nur als Instrumente von klugen Obrigkeiten, Staatsmännern und Feldherrn gebraucht wurden, um den ihnen untergebenen Völkern die Gesinnungen einzuflößen, welche zur Erreichung gewisser Zwecke nöthig waren. Gelübde, eine neue Pflanzstadt anzulegen, werden schwerlich eher geschehen sein, als wenn schon eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß solches bald geschehen könne, vorhanden war. — Kurz: es scheint mir außer Zweifel, daß es immer zwei Hauptbetrachtungen waren, die eine Stadt zum freiwilligen Aussenden eines Theils ihrer Einwohner bewogen. Erstlich: die Stadt hatte Ueberfluß an Menschen; zweitens: man hatte Kenntniß von einer Gegend bekommen, wo sich eine Pflanzstadt mit Vortheil anlegen ließ. Krankheit und gewaltsame Veränderungen der Verfassungen veranlaßten freilich manchmal Auswanderungen aus Noth.

Eine vierte Betrachtung wirft ein nicht minder vortheilhaftes Licht auf den Nazionalcharakter der Griechen. Ohne durch irgend ein Zwangge-

setz

ſetz an die Mutterſtadt geknüpft zu ſein, blieb ihr jede Kolonie zugethan und ergeben, wie gutgeartete Kinder ihren Eltern. Und ſo weit hin ſie auch verpflanzt wurden, ſo beharrten ſie doch immer in dieſem ſchönen Verhältniß, welches ſich auf mannichfache, bald zärtliche bald tapfere, Weiſe äußerte. Immer behielten ſie nicht nur die Sprache, ſondern auch jede Gewohnheit, und die ganze Denkungsart bei, welche ſie aus dem Mutterlande mitgenommen hatten. Die Griechen blieben, an Nazionalcharakter und Sitten, ſich immer gleich unter jedem Himmel, unter jedem Volke, wohin ſie auch verſetzt wurden. Es war aber nicht eine Art von religiöſer Hartnäckigkeit, wie die, wodurch auch wohl andre Völker Jahrtauſende lang bei den Gebräuchen ihrer Vorfahren beharrten; es war die Ueberzeugung und das Gefühl, daß durch die unter den Griechen herrſchende Art zu denken und zu handeln das geſellſchaftliche Leben, der geſellſchaftliche Charakter der Menſchen veredelt und verſchönert würde.

In jeder Kolonie, wo ſie auch ihren Platz fand, wurde eine freie Verfaſſung eingeführt; und ſie erhielt ſich, bis die Kolonieen durch den Wechſel der Zeiten endlich unter die Herrſchaft mächtiger Nazionen, der Macedoniſchen Monarchen,

chen, der Römer, der Parther, geriethen. Einige hatten mehr Aristokratische, andre mehr Demokratische Verfassungen. Es ist bekannt, daß in Ansehung der Vorzüge dieser beiden Regierungsformen die Griechische Nazion in zwei Hauptparteien getheilt war, indem einige für die erste, und andere für die letztere Verfassung eine entschiedene Vorliebe hatten. Die Griechen vom Dorischen Stamm waren Aristokraten, sogar mit einer Art von Leidenschaft; die Jonier, weniger leidenschaftliche, jedoch standhafte, Anhänger der Demokratie. Jede Kolonie behielt auch in diesem Stück die Gesinnungen und die Denkart des Mutterlandes. Immer aber waren ihre Verfassungen, von welcher dieser beiden Arten sie auch sein mochten, so zweckmäßig eingerichtet, daß sie allenthalben zu einem Wohlstande gelangten, der ein unwiderleglicher Beweis von ihrer Güte war. Auch gewonnen sie allenthalben die Achtung der benachbarten Völker, selbst der mächtigsten: theils durch eben diese Trefflichkeit ihrer Verfassungen, die auch den rohesten Barbaren einleuchten mußte; theils durch die Würde, Weisheit und Entschlossenheit, womit sie sich gegen ihre Nachbarn, die mächtigsten sowohl als die rohesten, zu benehmen wußten.

Bloß eine Folge dieser Achtung war es, daß diese Kolonieen lange von großen und herrschsüchtigen Nazionen, die sonst Alles umher unterjochten, entweder gar nicht angefochten wurden, oder die unternommenen Angriffe abzuwenden oder zu vereiteln wußten. Marseille, erst umringt von Celtischen Horden, nachher von den alles verschlingenden Römern, blieb wenigstens vier Jahrhunderte durch eine unabhängige Republik, um deren Freundschaft die Römer sich bewarben. Ihr großer Rath, dem die höchste Gewalt übertragen war, bestand aus sechshundert Bürgern, die auf Lebenslang gewählt und Timurchi betitelt wurden *): ein Titel, der seiner Ableitung nach, die Inhaber der Würde bedeutete. Aus diesem großen Rathe wurden fünfzehn Männer ernannt, um die täglich vorkommenden Geschäfte zu verwalten; und aus diesen fünfzehn wiederum drei, die in allen Versammlungen den Vorsitz hatten, und vermöge der ihnen aufgetragenen Gewalt die Verordnungen und Beschlüsse des großen Raths vollzogen. Ihre Gesetze, auf Tafeln geschrieben, waren an öffentlichen Plätzen aufgestellt, daß jedermann sie lesen konnte: eine Einrichtung, die wir in

*) Strabo lib. IV. p. 179.

in allen alten gut geordneten Republiken antreffen. Da das Mittel, welches die heutigen Europäer besitzen, die Gesetze durch den Druck auf die leichteste Weise zu Jedermanns Wissenschaft zu bringen, damals noch nicht erfunden war; so war jene Veranstaltung, durch öffentlich aufgehängte Tafeln, die einzige Methode, diese so nöthige und heilsame Kenntniß allen Bürgern zu verschaffen.

Die Massilier waren ein sehr frugales Volk. Keine Schauspiele wurden bei ihnen gelitten. Jeder Bürger mußte ein Geschäfte treiben, das seinen Mann nähren konnte. In den großen Rath konnte keiner aufgenommen werden, dessen Vorfahren nicht schon seit drei Generazionen das Bürgerrecht hatten. Ein zweites Erforderniß war: man mußte Kinder haben. Die Massilier scheinen geglaubt zu haben, daß kinderlose Menschen sich für die Erhaltung einer guten Staatsverfassung nicht mit der nöthigen Wärme interessiren könnten. — Sie versäumten auch die Wissenschaften und Künste nicht; sondern trieben sie mit großem Eifer: aber nicht bloß zum Vergnügen, oder als eine Art von Luxus des Geistes, sondern in Rücksicht ihres Einflusses auf die Vervollkommnung des gesellschaftlichen Lebens. Daher sand-

ten die Römer in spätern Zeiten ihre Söhne eben so gern und fast noch lieber nach Massilien, als nach Athen. Tacitus erwähnt vom Agrikola, daß er dort studirt habe; und bei dieser Gelegenheit macht er die Bemerkung, Massilien habe sich durch eine von allem Luxus entfernte Kultur ausgezeichnet *). Die Gränzen der Kultur und des Luxus fließen so in einander, daß es schwer hält, in der ersten große Schritte zu thun, ohne sich oft, ehe man es bemerkt, schon ins Gebiet des letztern zu verlieren. Die Massilier müssen sich sehr glücklich jenseits dieser Gränze gehalten haben. Auch Cicero **) bewunderte sie deswegen; er sagt: um ihrer trefflichen Verfassung, um ihrer weisen Einrichtung, um ihrer unverdorbnen Sitten willen, müsse jene Stadt unstreitig dem übrigen Griechenlande, ja vielleicht allen andern Völkern und Republiken vorgezogen werden.

Gleiche Achtung, wie Massilien in Westen, genoß Seleucia in Osten; nur daß dies letztere eine noch gefährlichere Lage hatte: nehmlich auf dem Westlichen Ufer des Tigris, wo der Kriegsschauplatz der Römer und Parther war. Welche Weisheit

*) Agric. cap. 4.

**) Pro Flacco, cap. 26.

Weisheit und Entschlossenheit mußten nicht die Seleucier besitzen, um ihre Unabhängigkeit mitten zwischen zwei so mächtigen, so herrschsüchtigen, immer in Krieg mit einander befangenen Nazionen, zu behaupten! Diese Stadt war vom Könige Seleukus erbaut: einem Feldherrn Alexanders, der nach dem Tode dieses Monarchen Syrien und die am Euphrat und Tigris gelegenen schönen Länder zu seinem Antheil bekam. Lange war Seleucia der Sitz seiner Nachfolger, der Seleuciden, die wir die Könige von Syrien zu nennen pflegen. Als aber dies Reich von den Römern erobert, und Syrien eine Römische Provinz, die Länder am Euphrat und Tigris aber der Zankapfel zwischen den Römern und Parthern wurden; da entwickelte sich die Energie des Griechischen Nazionalcharakters in den Einwohnern von Seleucia. Sie errichteten eine Republik *). Ein Senat von dreihundert gewählten Männern verwaltete die Regierung; aber das Volk hatte sich die gesetzgebende Gewalt vorbehalten. Bis

*) Tacit. Annal. lib. VI. cap. 42. Plin. H. N. lib. VI, cap. 26. Daß das Volk aus sechsmal hunderttausend Bürgern bestanden habe, scheint mir unglaublich. Vermuthlich ist die Zahl verschrieben, obgleich der scharfsinnige Gibbon sie ohne Argwohn nachgeschrieben hat.

ins andere Jahrhundert nach Christi Geburt bestand dieser merkwürdige Freistaat. Unglücklicher Weise gab es oft Parteien daselbst, die um einander den Vortheil abzugewinnen, das unsinnige Mittel ergriffen, sich bald an die Römer, bald an die Parther zu wenden. Von den Erstern ward Seleucia endlich unter Mark Aurel zerstört.

Diese Thatsache: daß eine so große Menge von Griechischen Pflanzstädten in den verschiedensten Weltgegenden immer ähnliche Verfassungen hatten, welche zwar in manchen außerwesentlichen Punkten verschiedentlich modifizirt waren, im Wesentlichen aber alle übereinstimmten; Verfassungen, worin den Bürgern eine vernünftige Freiheit gesichert, den Vorstehern des gemeinen Wesens auch alle hinlängliche Gewalt gegeben war, Sicherheit, Ruhe und Ordnung zu erhalten; diese Thatsache, sage ich, muß uns überzeugen, daß richtige Begriffe von zweckmäßigen Staatsverfassungen allgemein unter der Griechischen Nazion im Umlauf waren. Dieses aber setzt voraus, daß freie Untersuchungen dieser Art durch keine Gesetze, durch keine Gewalt unter den Griechen gehindert wurden; daß sie vielmehr sehr gewöhnlich waren. Ueber keinen Gegenstand, welcher

cher die Menschen interessiren mag, können diese richtig denken lernen, wenn sie nicht ihre Gedanken darüber öffentlich mittheilen, und nicht jeder die Gedanken des andern öffentlich beurtheilen darf. In der That finden wir es als ein nothwendiges Stück einer guten Erziehung in Griechenland allgemein angesehn, junge Leute zum Nachdenken über alles, was Staatsverfassung und Gesetzgebung betrifft, zu gewöhnen. In Ansehung dieses wichtigen Theils wahrer Kultur standen die Griechen viele Stufen höher, als die Römer, die eine unaufgeklärte Vorliebe für das Herkommen, für die instituta majorum hatten.

Aber eben diese Thatsache: die freien Untersuchungen in Griechenland auf der einen, und die Menge blühender Kolonieen, welche diese Freiheit liebenden Griechen anlegten, auf der andern Seite, widerlegt auch das widersinnige Vorurtheil als wenn freie Untersuchungen dieser Art Neigung zur Unruhe und Unordnung erregten, und Anarchie beförderten. Schon die Natur des menschlichen Verstandes muß jeden, welcher den seinigen angewandt hat, um zu untersuchen, was er eigentlich an seinem Verstande für ein Gut besitzt, — überzeugen: daß ordentliches Denken und die Anarchie lieben zwei einander widersprechende Dinge sind; und daß die ver-

nünftigsten Menschen nothwendig auch die eifrigsten und thätigsten Beförderer wahrer Ordnung sein müssen. Die Feinde freier Untersuchungen wenden ein: daß in den Griechischen Republiken nicht selten innerliche Unruhen entstanden. Niemand wird dieses läugnen. Aber wer daraus den Nachtheil freier Untersuchungen beweisen will, der lasse sich erst belehren: daß in allen übrigen Staaten, von denen wir Nachrichten haben, weit öfter innerliche Unruhen, bürgerliche Kriege und Revoluzionen vorfielen, als in den Griechischen Republiken. Massilien genoß verschiedne Jahrhunderte Ruhe von innen, Sicherheit von aussen, und die Achtung der mächtigsten Nazionen; indem die wahrlich nicht aufgeklärten Gallischen Völkerschaften durch die Eifersucht und Zwietracht ihrer Fürsten dergestalt zerrüttet wurden, daß sie endlich eine Beute der Römer werden mußten. Die Geschichte weiß von keinen Unruhen und Aufstande in dem alten freien Byzant; was ist aber die Geschichte der hart regierenden Könige von Macedonien, die Geschichte der Nachfolger Alexanders, die Geschichte der Persischen Despoten anders, als eine Darstellung nie aufhörender Unruhen, immer neuer auf einander folgender Revoluzionen? Und gab es wohl je scheußlichere Empörungen und Erschüt-

terungen, als in dem sklavischdenkenden und sklavischreligiösen späteren Byzant? wo selbst die Religion von Heuchlern gebraucht ward, um sich über Aufruhr und Königsmord kein Gewissen mehr zu machen *)?

Eine fünfte Bemerkung, sowohl zur Ehre des Griechischen Charakters, als zum Beweise einer wichtigen anthropologischen Wahrheit, ist diese: daß, wohin auch die Griechen verpflanzt wurden — sei es, unter das damals noch sehr rauhe Klima am Schwarzen Meer und in Gallien, oder unter den heissen Himmel; unter schon civilisirte Völker wie die Aegyptier, oder unter verderbte wie die Syrer und Kleinasiaten, oder unter ganz rohe wie die Celten und die Scythen — sie immer den lebhaften und ächten Geschmack an Wissenschaften und Künsten behielten. Dieses erhellet aus einer Menge von Umständen und Nachrichten, die wir bei den Alten hierüber antreffen; und ergiebt sich insbesondere aus dem Umstande, daß wenig Pflanzstädte sind, die nicht mehr als Einen in Wissenschaften und Künsten unter den Griechen hochgeachteten Mann hervorgebracht hätten. Daß Ein vorzügliches Genie an einem Orte geboren

*) Man s. den Auszug aus dem historischen Werke der Byzantischen Prinzessinn: B. Monatsschr. 1791 Novemb. S. 436.

wird, kann Zufall sein, und berechtigt auf keine Weise zu dem Schluß, diesen Geburtsort für den Sitz der Musen zu halten; aber wenn derselbige Ort das Vaterland mehrerer Männer von Genie ist, so kann und muß man nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit annehmen, daß daselbst gewisse Umstände die Entwickelung des Geistes mehr als anderswo befördern. Wenn wir also diese Anwendung auf die Griechischen an Gelehrten und Künstlern so fruchtbaren Kolonieen machen; so müssen wir urtheilen, daß Etwas war, wodurch die Entstehung vorzüglicher Erfinder, scharfsinniger Denker, geschmackvoller Künstler bei ihnen mehr, als bei andern Nazionen begünstigt wurde. Dieses Etwas kann nicht das Klima, nicht der übertrieben gepriesene schöne Himmel Griechenlands oder Joniens gewesen sein. Denn weder ihre Kolonieen im heissen Afrika, noch die in rauhen Gegenden — wenigstens damals rauher, als das eigentliche Griechenland, — stehen diesem an dem erwähnten Ruhme nach. Die wahre Ursache dieser allgemeinen Fruchtbarkeit der Griechischen Pflanzstädte an Gelehrten und Künstlern von vorzüglichem Range, scheint mir in dem Umstande zu liegen: daß der Geschmack an Wissenschaften und Künste durch die Erziehung und durch die Art des

Um-

Umgangs allgemein herrschend unter den Griechen war. Bei einem Gastmahle eine Stelle aus einem Dichter anführen, über diese Stelle Anmerkungen machen, die darin liegenden Schönheiten entwickeln; die Gedanken eines Dichters auf gegenwärtige Vorfälle anwenden; über alle der Menschheit wichtige Angelegenheiten, es sei auf dem Spatzierplatze oder bei Tische, philosophiren: hieß bei den Griechen nicht Pedanterei; sondern war vielmehr ein nothwendiges Ingrediens zur Unterhaltung guter Gesellschaft.

8.

Das Sittenbuch Pottia malei.

(Es ist mir von Hrn. Doktor Bloch mitgetheilt worden; es besteht aus 12 Palmblättern, welche 13½ Zoll lang, und etwas über 1 Zoll breit sind. — Das erste und letzte Blatt sind mit ziemlich regelmäßigen, aber geschmacklosen, Verzierungen bezeichnet. — Das Ganze ist in gespaltnen Kolumnen geschrieben: Malabarisch und Deutsch gegen einander über.

Ein ähnliches Sittenbuch, Nattisuwadi genannt, hat Hr. Prof. Adler im Deutschen Magazin, Febr. 1791

S. 161 bekannt gemacht. — Die Lehren sind zum Theil charakteristisch genug. B.)

Uebersetzung eines kleinen Tamulischen Sittenbuches Pottia malei genannt, welches in leichten Versen verfaßt ist, und von den Kindern in den heidnischen Schulen als ein Lesebuch zwar gebraucht, aber, so wie die übrigen von dieser Art, weder verstanden, noch von den Lehrern erklärt wird. Es gehöret nicht unter die ältesten Schriften, weil es sonst schwerer zu verstehen sein würde. Muttutandawen, ein Poet in Sidambaram, soll dasselbe verfertigt haben.

Wer das Pottia malei, das ist die Vorschrift der Anbetung, lobpreisend befolget, wird ein beständig tugendhafter Mensch werden.

Angebeteter Kurunada, Herr der Priester, Gott der Weisheit! Du wirst mir doch Verstand geben!

So lange du lebst, so hüte dich, daß du nicht alles thust, was dir gut dünket, dadurch du verloren gehest.

Außer dem Siwen und der Parwada ist kein anderer Gott.

Wenn du mit allerlei Leuten umgehest, so werde nicht unschicklich.

Gehe

Gehe nicht mit einem kindischen Könige um.

Wandele nicht der Familie zum Schaden.

Gehe nicht mit Schuhen auf einer Straße, wo ein Fest gefeiert wird.

Sage niemals eine Lüge.

Weiche nie von dem allmächtigen Wesen.

Haue keinen Feigenbaum.

Schilt deiner Mutter nicht.

Von vornehmen Leuten rede nicht schimpflich.

Halte dich nicht zu unverständigen Menschen.

Gehe nicht so, daß die Erde erschüttert.

Drücke eine Wunde nicht mit Leinewand aus.

Wenn du ein Gastmahl siehest, so verstecke dich nicht.

Gehe nicht in die Wohnung der Huren.

Friß nicht wie ein Riese.

Lege deine Oles und deinen Griffel nie bei Seite.

Wandele nicht als ein unbrauchbarer Mensch.

Sage nicht Komm! und Geh! auf eine grobe Weise.

Rede auch beim Spielen keine Lüge.

Gehe nicht trotzig herum.

Thue deine Geschäfte nicht so, daß man sie tadeln muß.

Mache niemand zum Narren.

Iß nicht und lasse dein Kind hungern.

Rede frei heraus, und sei nicht stöckisch.

Schüttele dein Kleid nicht nieder.

Wandele nicht frech herum.

Hüte dich vor Spiel und Zänkereien.

Wenn du den Weg zur Seligkeit kennen willst, so setze den Schonasalen d. i. Siwen, nicht aus den Augen.

Gehe im Finstern nicht alleine.

Habe keine Gemeinschaft mit dem, der dir angehöret.

Gehe nicht um mit dem, der mit Aas sich beschäftiget.

Rede nicht mit solchen, die es mit dem Teufel halten.

Mache keine Schulden.

Verschwende nie, und lüge nicht.

Verläumde niemand auf eine scheinbare Weise.

Rede keine unflätigen Worte.

Lebe nicht in Feindschaft mit deinen Mitbürgern.

Hüte dich vor Morden und Stehlen.

Lästere nicht auf deine Lehrer.

Nimm keine Arzenei von Tänzerinnen.

Wer nichts hat, von dem denke nicht, daß er Abgaben bezahlen muß.

Reite nicht umher auf Ochsen.

Setze die Seligen, nach dem Siwen, nicht aus den Augen.

Thue den Geringen durch Wortverdrehungen keinen Schaden.

Verbirg das nicht, was du gelernet hast.

Schreibe nicht mit den Füßen.

Lebe nicht zänkisch mit deinen Verwandten, und lebe nicht von Kirchenraub.

Nimm keine Arzeneien, wenn du schon gegessen hast.

Wasche dich nicht da, wo die Wäscher waschen.

Gehe nicht mit Leuten um, die mit Worten verwunden.

Springe nicht im Zorn, wie ein Rasender, über den Zaun.

Veruntreue das Schulgeld nicht.

Spiele nicht mit kleinen Kindern.

Vergiß nicht, was du gelernet hast.

Lebe mit einem Arzt nicht in Feindschaft.

Wenn du Gold suchest, so vergrabe es nachher nicht.

Fange nicht geschwind eine Zänkerei an.

Stiehl keinen Oelsaamen und kein Eisen.

Bringe die Armen nicht um ihre Nahrung.

Lauf und spring nicht wo es tief ist.

In deinem Leben fange keine Freundschaft mit einem Arglistigen an.

Gieb einer Schlange keine Milch und erziehe dir sie nicht.

Melk eine Kuh nicht zu streng.

Rede den Vornehmen nicht nach dem Munde.

Betrüge den Zoll nicht.

Einem Feinde geh aus dem Wege.

Widersprich einem Regenten nicht.

Reisse keine unzeitige Frucht zum Verkauf ab.

Errege keine Uneinigkeit zwischen andern.

Trinke kein schädliches Wasser.

Sei nicht in Feindschaft mit rechtschaffenen Menschen.

Suche nicht eine Schuld auf andere zu bringen.

Hüte dich, einen König zu beleidigen.

Des Nachts iß keinen Fairl (saure Milch).

Rede nicht bettelhaft.

Komm den Schlangen nicht zu nahe.

Bestiehl deine Nachbarn nicht.

Behalte das Wort der Wahrheit. Weiche nicht von der Ermahnung des Lehrers, nach welcher sich die Rechtschaffenen richten müssen.

Beleidige nicht die ehrwürdigen Weisen, und die welche den Weg, Gott zu erkennen, mächtig sind. Nimm es mit Dank zu Herzen, sei darin unermüdet, dann wird es dir immer wohl gehen.

8.

An Herrn Prediger Schulze in Döbritz.

Im März 1791.

Du mir theuer, seit bei magrer Krume
Und beim Wasserglas, der Freundschaft Band
Uns umschlungen an der Saale Strand;
Wohl dir, daß dein Fuß den Weg zum Ruhme
Nicht, nur den zu stillen Freuden fand!

O wie scheinen Sonn und Mond so heiter
Auf dein Schindeldach; wie weise schleicht
Dir das Leben hin, ob auch vielleicht
Deiner Biederseele Ruf nicht weiter
Als zwei Meilen in der Runde reicht.

Hast du gleich des kleinen Kirchhofs Gräber,
Da der Winter stürmt, vor Augen nur;
Ist dein Dorf gleich still, und kahl die Flur;
Und verstummt bei jedem Schneegestöber
Selbst im alten Kirchenthurm die Uhr:

Nie wird doch die Freud' in dir verstummen,
Seit ein liebes Weib die Hand dir gab;
Und nicht selten steigt nach raschem Trab,
Mag der Himmel sich in Wolken mummen,
Vor der Pfort' ein treuer Nachbar ab.

Wird nur erst der Lenz dein Dörfchen kleiden
In der Roßkastanien helles Grün;

Ruft er dich vont traulichen Kamin,
Daß du sollst die Kätzchen an den Weiden
Und die Schlehen sehn am Zaune blühn;

Kommen erst auf deiner Bauern Scheunen
Nach und nach die Störche wieder an;
Wärmt so mild die liebe Sonne dann,
Daß dein Bruthuhn mit den muntern Kleinen
Wagen schon auf's junge Gras sich kann:

Dann, um frische Luft bei dir zu schnappen,
Kommen wir, mein junges Weib und ich;
Sehn von weitem schon im Garten dich
Deine Hecken stutzen, Bäume kappen,
Und mit stummer Freud' umarmst du mich.

Helfen wird euch backen dann und buttern
Meine Theure; wird so emsig schön
Mit dem Korbe dort am Arme stehn
Und die Enten aus dem Fenster futtern,
Und in's Gärtchen nach Rapunzeln gehn.

Hätte doch der März erst ausgehagelt!
O wie zeigt die Phantasie so gern
Deinen Schornstein mir, des Thurmes Stern,
Und mit Falken an das Thor genagelt
Deines Jägers Hütte schon von fern.

F. W. A. Schmidt.

9.

Von der Darstellung der Rede durch die Schrift.

Jede Nazion, welche eine Buchstabenschrift zur Aufbewahrung und Mittheilung der Ideen hat, befolgt ihre eigene Weise zu schreiben; welche Weise eben die Rechtschreibung der Nazion ist.

Es giebt also so viele Rechtschreibungen als Nazionen oder Sprachen.

Da Nazionalrechtschreibungen lediglich auf Herkommen und Gebrauch sich gründen, so kann es nicht befremden, wenn auf solche um so strenger gehalten wird, als bizarrer und sich selbst widersprechender jede ist.

Das muß man leiden, und muß mitmachen, will man anders Frieden haben, und nicht als Heterograph verkätzert und angefeindet sein.

Indessen, des Respekts für Herkommen und Gebrauch unbeschadet, darf der Philosoph die Grundsätze der natürlichen, ich meine der allgemeinen, als der einzig richtigen und wahren Rechtschreibung aufsuchen und ordnen, um danach positive Rechtschreibung beurtheilen, ihren Werth bestimmen, und ihren Ursprung erklären zu können.

Also: keine bloße Heterographie, (und das und weiter nichts ist auch die beste Verbesserung der herrschenden oder Nazionalschreibung) es gilt Orthographie; gilt einen Versuch einer allgemeinen Rechtschreibung nach philosophischen Grundsätzen in Anwendung auf die deutsche Aussprache.

Vielleicht daß ich dadurch beitrage, entweder eine billige orthographische Toleranz, oder die endliche Tilgung alles heterographischen Irrsals zu bewirken.

Hier ist einstweilen die Skitze meines Plans, als der Inhalt einer desfalsigen ausführlichen Abhandlung!

I.

„Die Schrift soll die Rede bilden, gleichwie die Rede die Gedanken:“ sagte vor hundert und fünf und zwanzig Jahren ein deutscher reformirender Orthograph. Ganz richtig! denn:

Schreibung ist sichtbare Darstellung der Rede mittelst der Schrift, das ist: mittelst der Verbindung willkührlicher Objekte, als Zeichen der Elemente der Aussprache.

Die Schreibung, welche die Rede durchaus recht darstellt, ist Rechtschreibung.

Da nun die Rede als hörbare Aeußerung der Sprache in nichts anderm als dem zusammenhängenden Vortrage der Sprachausdrücke, das ist: in der Aussprache, besteht; so ist sie dann recht dargestellt, wenn die rechte Aussprache (in ihrem ganzen Umfange als Redeaussprache, da sie die Wortaussprache, so wie diese die Silbenaussprache in sich begreift) geschrieben ist.

Die rechte Aussprache ist geschrieben, wenn nicht anders als durchaus recht, das heißt: dem Sinne des Orthographen gemäß, gelesen werden kann.

Der

Der Zweck der Rechtschreibung ist also Rechtlesung, mittelst welcher der Endzweck derselben die Rechtdenkung (ich meine, die richtige Uebertragung der rechten, das ist: derjenigen Begriffe, Vorstellungen und Empfindungen, welche man mittheilen, beibringen und erwecken will) erreicht wird.

(Durch die mittelbare und unmittelbare Darstellung der Ideen unterscheidet sich eben Sprachschrift von Schriftsprache.)

Sonach schreibt der Orthograph eigentlich nicht, wie er spricht, sondern wie er will daß gesprochen werde; kurz: er schreibt die rechte Aussprache, diese sei richtig und gut, oder unrichtig und schlecht. Denn:

Rechtschreibung ist die Wissenschaft, die Rede der rechten Aussprache gemäß durch die Schrift darzustellen.

Wer für die Nazion schreibt, dem muß die allgemein als richtig und gut anerkannte Aussprache die rechte sein.

Sonach schreibt der deutsche Orthograph deutsche Aussprache; und, wo diese nicht bestimmt ist, diejenige Aussprache, welche er aus Gründen der Sprach- und Begrifmäßigkeit, der Analogie und des Wohlklangs, als die richtigere und bessere erkennt.

II.

Um recht schreiben zu können, muß jedes Element der Aussprache ein eigenthümliches Zeichen haben.

Wo also dergleichen fehlt, muß dem Mangel abgeholfen werden. Was dürfte dem philosophischen Orthographen wehren, etwas zu thun, das

keine Neuerung ist, weil es geschehen muß? und warum hat jener Phönizier, oder wer sonst der Erfinder der Buchstabenschrift war, nicht gleich Anfangs für Alles gesorgt?

Unsre deutsche Schrift ist nicht deutsche Schrift; ich meine: Sie ist nicht original, sondern eine verhunzte lateinische. Weg mit ihr! Sie weiche der ächten schönen römischen (so wie diese dereinst einer philosophischvollkommnen) Schrift. Für mein Vorhaben ist sie dermalen die bequemste.

Wir dürften aus ihr nur etliche Charaktere orthographisch bestimmen, und nur einen anders stellen, um jenem Mangel abzuhelfen. Nehmlich:

1. Das sch ist eine unrechte und unrichtige Bezeichnung eines simpeln Konsonanten. Man gebe dem langen ſ die Bedeutung Esch, und s begnüge sich wie die andern Buchstaben alle mit Einem Zeichen. Das würde dann so aussehen:

> Diser farfsinig feinende menſ solte selbst so weise sein, um sein seltsames filosofif grámátif sein sólendes gewef, besonders sein ortografif reformatorifes unwêsen, bei seite zu sézen.

2. Dem mit dem Esch verwandten weichen Konsonanten in Regie, Genie, und einigen deutschen Provinzial- und Volkswörtern werde ein dem ſ ähnliches, oben linksweg sich krümmendes Zeichen gegeben.

Die Unzialgestalt für jenes und dieses Zeichen ergiebt sich aus der Analogie von f und F.

3. Was soll das c als unnützer Scherwenzel für k und z? Es nehme seinen Platz zwischen s und

s und z, und bezeichne so einen lange genug verkannten deutschen Mitlaut, der sich weder durch s noch durch ſs ersetzen läßt; und

4. Das ch, als eben auch ein einfacher Konsonant, vindizire aus dem griechischen Alphabete sein Zeichen x.

Wirklix hat ec dazu rext. Lacet dechalb dac bécere nixt blòc zum ſpàc gesàgt sein.

5. Den zweifelhaften oder Mittellaut zwischen ä und e bezeichne man so: ê. Also:

Ax welx êlénd, wen man wêder — rext sêhen nox rêden sol!

6. Für den mit i verwandten Vokal ü hat die lateinische Schrift schon das Zeichen y, wie das die Zyrixer ehmals wußten.

7. Die einfachen Vokale ä und ö müssen nicht durch zwei nebeneinander stehende Vokale bezeichnet, sondern in Ermanglung eigner einfacher, die Zeichen der beiden Vokale in einander geschlungen sein.

8. Der Afterkonsonant h habe das seinem niedern Range im Alphabete angemessene griechische Zeichen; wie, aus gleichem Grunde der schwindende oder Aftervokal, sonst Apostroph genannt, bereits ein ähnliches hat.

Von diesen Abänderungen sind die vier letzten nicht so nothwendig als die vier ersten.

Die deutsche Aussprache hat folgende Buchstaben:

Vokale	Konsonanten
a.	l. m. n. r.
ä. ê. e. ö.	h. j. g. x. k.
i. y.	w. v. f.
o.	b. p.
u.	d. t.
(')	s. c. z.
	q. f.

Die Substantiven und dergleichen durch Unzialinizialen zu unterscheiden, ist wenigstens sehr unnöthig.

Die simpelsten Namen der Buchstaben sind die besten. Also ferner kein Cehah, kein Escehah, kein Eszet mehr; sondern nach der Analogie von We und Ef, oder von Be und Pe, entweder: Ech, Esch, Eß; oder: Che, Sche, Sze. s heiße Se, c wie gesagt entweder ße oder eß, und z entweder Ze oder Ez.

Wo nicht entschieden werden kann, ob ä oder e die richtigere Aussprache sei, da schreibe man ê.

Nur Vokale, die in einander fließen, machen Diphthongen. Also nicht eu und äu, sondern eü und aü.

Wenn ein ganzer Vokal zu einem After- oder Halbvokal schwindet, so wird er durch den bekannten Apostroph bezeichnet. z. B. 's ist 'n Genie! Willst 'n haben?

III.

Durch den stärkern und schwächern Druck der Organe unterscheiden sich die sogenanten harten und weichen Konsonanten von einander. Zu den letztern gehören nicht bloß b, d, g; sondern auch w, s, und das Genie — g.

Die

Die einzigen sogenannten flüssigen Mitlaute: l, m, n, r, sind dieser Modifikazion nicht unterworfen.

Da die gemeine Aussprache die weichen Konsonanten am Schlusse des Silbentons vernachlässiget; so hält man sich, der Rechtschreibung wegen, an Umendung und Ableitung, und schreibt z. B. Sieg und siech, singt und sinkt, Ganz und Gans.

Wie es Doppelvokale oder Diphthongen, so giebt es auch Doppelkonsonanten: als pf, pf, ng, Ks (x). Doch ist z kein Doppelkonsonant, sondern eine simple Artikulation, gleichsam ein hartes c, so wie dies ein hartes s. Da sein Zeichen also keine Schreibverkürzung ist, so darf man nicht stat hat's u. d. gl. haz schreiben.

Die eigne schöne Aussprache des ng ist am Ende des Worts und vor einem Konsonanten durchaus, wie es scheint, verloren gegangen. Es ist daher billig, sie, wie jede andre richtige und gute Aussprache, wenigstens in der Schrift aufzubewahren. Man schreibe also, vor wie nach, Rang und sangbar; wenn gleich allenthalben Rank und sankbar ausgesprochen wird.

Das h ist vor einer abgebrochenen Silbe eine unmerkliche Modifikazion des Vokals; und so nicht der Mühe werth geschrieben zu werden.

Das j scheint ein Mittelding von Vokal und Konsonant zu sein. In der richtigen Aussprache fremder Wörter als Corneille, Newton, ist es besonders hörbar.

Das v ist ein Mittelkonsonant zwischen f und w; weicher als jenes, und härter als dieses. Man schreibe es da, wo man zweifelt, ob f oder w

richtiger und besser sei: z. B. braver, haven, Teuvel.

In demselben Verhältnisse stehet das c mit dem z und s: denn was ist c, wenn es nicht k und nicht z, sondern c ist?

Aus Gründen ist es wahrscheinlich, daß die Römer ihr c, da wo es uns z ist, wie das französische c, wenn es nicht k ist, gelesen haben: z. B. in dicere, facio, wie in celui-ci. Mehr als dieser Wahrscheinlichkeit bedarf es nicht, um den sonst ganz unnützen Charakter c für den Mittelmitlaut zwischen s und z zu bestimmen. Wenn demnach die deutsche Aussprache diesen Mittelmitlaut hat, so ist das c ein deutscher Buchstabe.

Es hat aber die deutsche Aussprache diesen Mitlaut so gewiß, als er nächst dem r in ihr der frequenteste ist. Nur wird er noch immer ganz unverantwortlicherweise dermaßen verkannt, daß man sogar das in Gestalt und Namen von seiner Bestimmung zeugende Zeichen ß, welches ihm unsre Alten gaben, bloß für ein verschönertes oder verkürztes ſſ hält, und es darum sogar einen höchst albernen Buchstaben gescholten hat.

Die Verschiedenheit der Wörter reise, reisse, reize liegt lediglich in der stärkern und schwächern Artikulazion der zweiten Silben: Wenn nun unter jener Voraussetzung reice geschrieben wird, so kann keiner das Wort anders lesen als er das unrecht geschriebene reisse zu lesen gewohnt ist.

In Straße, süße u. d. klingt das ß, oder wie man glaubt das verdoppelte ſ, genau so als das c in dem französischen race, suce.

Das

Das c oder ß kann so wenig durch ff und ſs, als irgend ein andrer harter Mitlaut durch Verdopplung des verwandten weichern ersetzt werden. Aus reiſſen oder reiſsen kann sowenig reißen oder reicen, als etwa aus Leidder Leiter werden. Ja, das doppelte ſ kann sogar nicht einmal als ein willkürlicher Charakter für den Mittelkonsonant zwiſchen s und z gelten. Wie will man verschiedene Wörter, als z. B. nuſſeln, duſſelig, biſſen (Scheuwerden des Rindviehes) recht schreiben? Denn nur in dieſen und noch einigen Wörtern iſt die Verdopplung des ſ (und, wol zu merken! noch dazu nur nach den Regeln der herrschenden Rechtschreibung) richtig; in allen übrigen Fällen durchaus nicht.

IV.

Jeder Vokal wird in der Ausſprache entweder gezogen oder geſtoßen, und iſt sonach an und für ſich lang oder kurz, à oder á.

Darum iſt auch jede Silbe eines Worts an und für ſich, dem Tone nach, lang oder kurz: ſie ſei geſchloſſen oder offen. Z. B. Kahn und kann ſind geſchloßne Silben; jene lang: kàn; dieſe kurz: kán. So iſt auch von den offnen Silben nah (Adverb.) und na (Interj.) jene lang: nà; und dieſe kurz: ná.

Hieraus folgt, daß die Ausſprache durchaus keinen Konſonanten verdoppelt, ſo wenig nach einem langen als nach einem kurzen Vokal. Man ſpricht z. B. nicht: Krabbe, Treppe, wiſſen (eigentlich wißßen), nuſſeln; ſondern krá-be, tré-pe, wi-cen, nú-seln; wie man gleichfalls nicht: Lauffen, flieſſen; ſondern lau-fen, flicen ſpricht.

Selbſt

Selbst die volubeln: l, m, n, r (deren eigene Eigenschaft diese für Sprache und Schrift so wichtige Entdeckung bis itzt erschwert und aufgehalten haben mag) machen keine Ausnahme. Denn wenn der Vokal gestoßen wird, so erfolgt die rechte Aussprache; und: läle, méme, nóne, háre, kann nicht anders gelesen werden, als man Lalle, Memme, Nonne, harre, liest.

Dies bestätiget vollends die orthographische Unmöglichkeit, das c durch ſs oder das ß durch ff zu ersetzen.

Eine Abart des kurzen Silbentons ist der nur in der Wortverbindung unterschiedbare abgebrochne Ton; z. B. in den Schlußsilben der trochäischen Wörter: Affe, fehlend, die schwächer ausschallen als die der gleichfalls trochäischen Wörter Kaffee, Elend.

V.

In jedem zwei- drei- und mehrsilbigen Worte ist allemal der Ton einer gewissen bestimmten oder bestimmbaren Silbe vor den übrigen Silbentönen des Worts hörbar. Dieser stärkere Ton ist der Wortton.

Er ist nach Beschaffenheit des Vokals lang oder kurz, z. B. in den beiden Wörtern: Tonwort und Wortton, sind einerlei Silben; aber in jenem hat die zweite Silbe dieses und in diesem die zweite Silbe jenes Worts den Wortton, der also in jenem Worte lang, und in diesem kurz ist.

In zusammengesezten mehrsilbigen Wörtern werden einander untergeordnete Worttöne unterschieden; z. B. in übersetzen und übersetzen.

Was der Wortton in dem einzelnen Wort oder Silbensatze, das ist der Redeton in dem aus mehreren Wörtern bestehenden Wortsatze als in welchem

chem er der vor den bloßen Worttönen hörbare Ton des Ausdrucks ist.

Er ist in dem Tonworte natürlich zugleich der Wortton; und, so wie dieser, nach Beschaffenheit des Vokals, lang oder kurz.

Nachdem ein Redesatz mehr oder weniger zusammengesetzt ist, besteht er aus mehreren oder wenigern Wortsätzen. Diese haben oder leiden willkürliche Wortabsätze, in welcher einem sich der Hauptredeton und in den übrigen die ihm untergeordneten Nebenredetöne befinden.

Dieser Redesatz: „Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern; aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern:“ besteht aus zwei Wortsätzen, von welchen der erste oder Vordersatz drei, und der zweite oder Nachsatz vier Absätze hat. Nemlich so:

1) Ich werde vielleicht | in meiner Todesstunde | zittern |.

2) Aber | vor meiner Todesstunde | werde ich nie | zittern.

Auf die Redetöne kommt in der Aussprache alles an. Sie verfehlen, heißt, den Zweck der Rede verfehlen. Ein unrechter Redeton kann den Sinn der ganzen Rede verderben; und darum muß die Bezeichnung der Redetöne die angelegentlichste Angelegenheit der Rechtschreibung sein.

Die Worte der Rede mit den rechten Buchstaben geschrieben, stellen noch die Rede nicht dar. Durch die Tonbezeichnung wird hier erst aus dem todten Schattenriß ein lebendiges Farbengemälde.

Es ist ganz widersinnig, Buchstaben als Tonzeichen zu gebrauchen. Der Zweck der Rechtschreibung wird dadurch offenbar verfehlt, und Unrechtlesung veranlaßt. Was ist das: zu schreiben: Saat, That, Rath, hier, Thier; und Trupp,

Trup-

10.

Aus Elbing

sind nachstehende Waaren im J. 1791 in 181 Seeschiffen, 409 Bordingen, und 424 Polnischen Gefäßen versendet worden.

Benennung der Waaren	Anzahl		Preise	Geldbetrag in preussischen Gulden *)	
Asche: Pottasche	10590	Schiffpf.	à 88 fl.	931920	
blaue	460	Schiffpf.	24 fl.	11040	
Weedasche	464	Last	360 fl.	167040	
Bier, Englisches	1647	Tonnen	100 fl.	164700	
Brantewein, Franz- und Rum	667	Orhoft	180 fl.	120060	
Federn	1070	Stein	40 fl.	42800	
Flachs	23777	Stein	10 fl.	237770	
Garn	51652	Schock	18 fl.	929736	
Getreide: Weizen	14124	Last	280 fl.	3954720	
Roggen	4927	Last	150 fl.	739050	
Erbsen	31	Last	180 fl.	5580	
Gerste	852	Last	120 fl.	102240	
Malz	6	Last	130 fl.	780	
Hafer	217	Last	90 fl.	19530	
Heringe	29929	Tonnen	12 fl.	359148	
Holz: Schneideholz	54	Schock	700 fl.	37800	
Plankenholz	44	Schock	400 fl.	17600	
Stabholz	1144	Schock	45 fl.	51480	
Kaffeebohnen	413810	Pfund	27 gl.	372429	
Kraftmehl und Puder, einländisch,	4991	Stein	7 fl.	34937	
Leinewand, Polnische u. Einländische.	18597	Schock	15 fl.	278955	
Einländische Züchnerwaare	28081	Thaler	— —	84243	
Tabak	2819	Centner	à 20 fl.	56380	
Wachs	121	Stein	42 fl.	5082	
Wein, Franz- u. Süßer	5858	Orhoft	90 fl.	527220	
Rhein-	93	Ohm	200 fl.	18600	
Champagner und Bourgogner	14831	Bouteil.	3 fl.	44493	
Wolle, Polnische	9862	Stein	17 fl.	167654	
Zucker, fremder	423868	Pfund	30 gl.	423868	
Sirop	134753	Pfund	7 gl.	31442	11
Summa				9,938297	11
Im Jahr 1790 **) sind exportirt				12,909858	4
Im Jahr 1791 also weniger				2,971560	23
Differenz der in diesem J. niedrigern Getreidepreise bei 14124 Last Weizen à 120 fl. = 1694880 fl.					
4927 - - Roggen à 30 fl. = 147810 fl.				1,842690	
Mithin weniger an Waaren im J. 1791. ungefähr				1,128870	23

*) Ein Preuß. Guld. ist der dritte Th. e. Thal. = 8 Gr. Brandenb.

**) Man s. B. Monatsschr. 1791 März, S. 293.

Herausgegeben bei Joh. Mich. Mauke.

Druckfehler.

(Berliner Monatsschrift, Januar 1792.)

Seite 6. Zeile 10. statt andern, lies: neuern.
— 9. — 8. st. freien, l. feinen
— — — 16. st. des Kolons hinter schweigen, setze man ein Punkt.
— — — 17. st. bei: l. beiden
— 30. — 5. das Wort an wegzustreichen
— — — 6. st. erinnert, l. erinnert an
— 34. — 6. st. von l. und
— 48. — 8. st. daß l. so daß
— 49. — 21. st. Ernennung l. Erneuerung
— 66. — 20. st. das l. was
— 73. — 5. und 6. st. ihnen l. ihren
— 78. — 18. st. unter, l. unter andern
— — in der Note Z. 3. statt eines ? setze ein:
— 81. Z. 4. st. Striel l. Stil
— 83. — 10. und 11. st. besondere l. besondern
— 85. — 19. st. vermüssen l. vermissen
— 90. — 16. st. sich, l. sich nicht
— 92. — 12. und letzte Zeile st. nur l. nun
— 94. letzte Zeile st. Despot l. Depôt

Geringere Druckfehler wird der geneigte Leser leicht selbst verbessern, und alles mit der Entfernung der Druckerei (in Jena, bei Mauke) entschuldigen.

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift

1792. März.

I.

An den Mäcenas, als er Oberaufseher der Stadt war.

Horazens achte Ode des dritten Buches.

— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑

Was mich Ehelosen die Märzkalenden
Angehn; was die Blumen, die Weihrauchpfanne
Und auf frischem Rasenaltar die Glut soll,
Fragst du, gelehrter
Alterthumserforscher in beiden Sprachen.
Ich gelobte Libern ein süßes Opfer,
Einen weißen Bock, als ein Sturz des Baumes
Schier mich dahinriß.
Dieser Tag, mein jährlicher Festtag, ziehe

Die mit Pech versicherte Korkbaumrinde
Jenem Eimer ab, der im Jahr des Konsul
Tullus schon Rauch trank.
Hundert Becher deines erhaltnen Freundes
Leere jetzt, Mäcenas! und laß die Kerzen
Wachen, bis die Sonne den Tag bringt; fern laß
Zank und Geschrey sein.
Um des Staates Ruhe sei nicht in Aengsten:
Kotison, der Dacier, ist gebändigt;
Feindlich kehret gegen sich selbst der Meder
Leidige Waffen.
Auch trägt an Hispaniens Küsten unser
Erzfeind, der Kantabrier, späte Fesseln,
Und mit schlaffem Bogen verläßt der rauhe
Scythe das Schlachtfeld.
Laß dich als Privatmann die Vatersorge
Für des Volkes Wohl nicht zu sehr bekümmern.
Nimm, der ernsten Arbeit entladen, froher
Stunden Geschenk an.

Anmerkungen.

Unser Dichter lobt seinen fürstlichen Freund niemals ausführlich und in einem eigenen Lobgedichte; vermuthlich den Augustus nicht eifersüchtig zu machen: aber er unterläßt nicht, alles was ihm zur Ehre gereichen kann in besondern Oden kurz und sehr fein anzubringen. Man darf nur die übrigen Oden an den Mäcenas ansehen. Bald erwähnt er mit drei Worten seines königlichen Geschlechtes (I, 1; III, 29); bald der Ehre, die ihm von dem gesammten Volke auf öffentlichem Schauplatze wiederfuhr (I, 20; II, 17): zwei Dinge, auf die sich Mäcenas am meisten zu Gute thun mochte. In einer andern Ode (V, 1) gedenkt er seines gefährlichen Feldzuges mit dem Augustus. Auch den Geburtstag seines Gönners (nicht

des

des Alleinherrschers) besingt er, aber nur mit ein paar Worten, und noch dazu in einem Liebesliede an eine schöne Phyllis (IV, 11). An einem Orte (III, 29) rühmt er auf eine besondere Art den hochgethürmten und vielleicht beneideten Pallast, womit er Rom verschönert hatte; an einem andern (V, 14) die Schönheit seiner Gemahlinn, von welcher man weiß, daß sie mit der Livia gewetteifert hat: er thut es aber sehr behutsam, und ohne sie zu nennen. Endlich will er auch zu verstehen geben, Mäcenas habe ein vortreffliches Werk von Augustus Feldzügen angefangen (II, 17). — In dieser achten Ode des dritten Buches will er ihn als einen klugen Geschäftsmann loben, der in Augustus Abwesenheit die wichtigsten Anstalten zur Sicherheit der Stadt getroffen habe: um dieses zu thun, spricht er fast allein von dem Schmause, wozu er ihn eingeladen hat. Als einem Freunde und als einem Wahrheit liebenden Manne war es ihm ohne Zweifel sehr lieb, seinem Mäcenas das Lob einer herrlichen Staatsverwaltung geben zu können, ein Lob, worin die Geschichtschreiber mit ihm übereinstimmen. Auch konnte er es nicht unterlassen, dieses wohlverdiente Lob in der neun und zwanzigsten Ode dieses dritten Buches zu wiederhohlen. Aber auch dort geschieht es nur gelegentlich, indem er ihn abermals zu einer kleinen Mahlzeit einladet.

V. 1. **Was mich Ehelosen die Märzkalenden angehn.)** Den ersten März hatten ehemals die Frauen den Krieg zwischen den Römern und Sabinern glücklich geendigt, und an diesem Tage pflegte man die Götter um Glück in der Ehe anzurufen. Man nannte diese Feste *Matronalien*, welche mit den *Saturnalien* der Männer darin einige Aehnlichkeit hatten, daß die Frauen die Knechte an diesem Tage gleichfalls bedienten.

V. 4, 5. **Gelehrter Alterthumserforscher in beiden Sprachen:)** in der Griechischen und Römischen Sprache, die damals den Gelehrten allein zu erlernen nöthig waren. — Daß Mäcenas sich in dieser Zeit als Praefectus urbis sehr thätig bewiesen hatte, mußten ihm alle Römer offenbar zugestehen: warum lobt ihn denn der Dichter hier als einen Gelehrten? Er thut es, das gewöhnliche Urtheil zu widerlegen, daß

ein Mann, der die Wissenschaften treibt, nur ein schlechter Geschäftsmann sein könne.

V. 6, 7. Ich gelobte Libern ein süßes Opfer, einen weißen Bock:) das heißt: Ich gelobte ein jährliches Freudenmahl anzustellen, wobei der Wein für einen fröhlichen Trinker allemal das Vornehmste ist, besonders für einen Dichter, der durch den Wein zu Liedern begeistert wird. Eine andere Ursache, warum Horaz dem Bacchus ein Opfer gelobt, ist unnöthig aufzusuchen. In der vierten Ode des dritten Buches schreibt er seine Errettung aus dieser und aus andern Gefahren den Musen zu; und in der siebenzehnten Ode des zweiten Buches sagt er ausdrücklich, daß der Waldgott Faunus ihn vor der Verletzung von dem umgefallenen Baume durch seine vorgeschlagene Hand geschützt habe: allein weder den Musen, noch dem Faunus, noch auch dem Merkurius, dessen er am letzten Orte als eines Freundes der Gelehrten erwähnt, verspricht er für seine Erhaltung ein Opfermahl. — Der Bock, den er hier jährlich dem Bacchus zu opfern gelobt, war das gewöhnliche Opfer dieses Gottes, dessen Feinde die Böcke sind, weil sie seine Weinstöcke benagen. Es wurden aber dergleichen nicht ganz den Göttern gebracht, sondern ein guter Theil ward auf die Tafel des Opfernden gesetzt, der auf einen solchen Festbraten (mehrere Gerichte nicht ausgeschlossen) seine Gäste eingeladen hatte. Von einem Wirthe, der es bei dem Opferfleische bewenden ließ, heißt es bei einem lateinischen Dichter, nach Opitzens Uebersetzung:

Du setzest Schaffleisch vor, und Schaffleisch nur allein:
Es sollten billig auch nur Wölfe Gäste sein.

Anh. zu Wernikens Ueberschr. Pag. 339.

V. 11. Im Jahr des Konsul Tullus.) Lucius Volcatius Tullus regierte als Konsul im Jahr 685 nach Erbauung Roms, ein Jahr vor der Geburt des Horaz.

V. 12. Schon Rauch trank.) Es ist bekannt daß man den Wein ein wenig vom Rauche durchziehen ließ, wodurch er sich theils länger halten, theils den Geschmack eines ältern Weins bekommen sollte.

V. 13, 14. Hundert Becher deines erhaltnen Freundes leere jetzt.) Hundert anstatt nicht wenige, eine bestimmte Zahl statt einer unbestimmten. Uebrigens ist dieß eine gewöhnliche Uebertreibung, die sich besonders für einen Trinker schickt. Auch im gemeinen Leben bedient sich jedermann dieser runden Zahl hundert, wenn von weit wenigerm die Rede ist. Hierbei ist noch zu merken, daß diese Italiänischen Becher nur sehr kleine Becherchen waren.

V. 14, 15. Laß die Kerzen wachen, bis die Sonne den Tag bringt.) Die Römer, die ihre Hauptmahlzeiten gegen die Nacht, und also bei Licht hielten, verlängerten ihre Nacht dadurch, daß sie bei brennendem Licht bis zum andern Tage fortschmauseten.

V. 15. Fern laß Zank und Geschrei sein.) Jene Policeigeschäfte, wobei laute Klagen und heftige Zänkereien vorfallen, laß von unsrer Gesellschaft entfernt sein. Einige Ausleger deuten dieses auf das Schreien und Zanken solcher Verrunkenen, die einen übeln Rausch haben: weil der Dichter in einer frühern Ode (I, 27) seine Kriegskameraden offenbar vor Zank, Geschrei und Schlägerei warnt: allein dort wird die Rede an eine trinkende Gesellschaft gerichtet; hier aber ladet er den Freund und Staatsmann zu sich ein, wo dergleichen Warnung am unrechten Orte stehen würde.

V. 18. Kotison, der Dacier, ist gebändigt.) „Die Dacier pflegten, so bald das Eis die beiden Ufer „der Donau verband, unter dem Befehl ihres Königes „Kotison, Streifereien vorzunehmen und die Nachbar„schaft zu plündern. Es schien dem Augustus das be„ste, dies Volk, welchem schwer beizukommen war, „ganz zu entfernen. Er ließ daher den Lentulus wider „sie anrücken, der sie weit von dem jenseitigen Ufer „forttrieb, und diesseits Verschanzungen anlegte.“ Florus, IV, 2. Uebrigens werden die Geten von den

alle Schriftsteller gleichviel Recht gehabt, als Herr Professor Hufeland (XXXII. 3.) und Herr Hofrath Hufeland (XXXII. 3.) wenn sie über Gesundheit und Krankheit schreiben. Denn wie kann der Verfasser, der Leser, der Recensent wissen, ob Herr Professor Hufeland, oder Herr Hofrath Hufeland Recht habe, ehe sie nicht beyde einig sind? Und wenn sie einig sind, wie kann der Leser wissen, ob sie nicht beyde irren? Und wenn sie auch nicht irren, wie ist er versichert, daß sie auch heute noch nicht irren werden?

Ich habe diesen Aufsatz deswegen ganz hieher gesetzt, weil er meine bisherige Absicht, Beyträge anstatt der bisherigen Recensionen zu liefern, ganz vereitelt. Denn bey der Lektüre, zwischen Hofrath Hufeland und Professor Hufeland, wurde mir die Lust zu meiner Arbeit ganz benommen, und ich bin der Lektüre gewisser Bücher, die ich mir durch sie hätte erwerben können, müde geworden, weil ich nicht wußte, ob ich durch sie Recht oder Unrecht erlangen würde. Und so ist es mir auch mit dem Buche gegangen, das ich mir durch sie hätte erwerben können.

Ich habe es gelesen, und habe es nicht gelesen.

Der Verfasser dieses Buches, Herr Professor, und zweyter Leiter der Gesundheit Ihrer Seelen in Berlin, hat mir es geschenkt, und ich habe es gelesen. Ich habe es gelesen, und habe es nicht gelesen, und durch das Lesen, und durch das Nichtlesen, ist mir das Buch, das mir geschenkt worden, ganz unnütz geworden. Ich habe es gelesen, und habe es nicht gelesen, und es ist mir Verdrießlichkeit, Aerger, und Zeitverlust daraus entstanden.

S. 42. 43. sind mir Schriften Ihrer geschrieben worden, die ich nicht gelesen habe, und die mir auch den Wunsch überhaupt, sie noch zu lesen, benommen haben.

Sarmaten rechnet,) sagt Florus in eben demselben Kapitel: Die Scythen und Sarmaten sandten Botschafter und ließen um Freundschaft bitten. Und Suetonius schreibt: Auch die Indier und Scythen, die nur durch das Gerücht bekannt waren, wurden gereizt um Augustus und des Römischen Volkes Freundschaft durch Gesandten zu bitten. — Diese beiden Völker verbindet Horaz gleichfalls, wenn er zum Augustus sagt: Te Indus, te profugus Scythes miratur.

V. 25. Laß dich als Privatmann) Einen Privatmann oder bloßen Patricier ließ sich Mäcenas am liebsten nennen. Er verrichtete die wichtigsten Geschäfte unter seines Freundes Augustus Namen, ohne Konsul, Prätor oder Aedil zu heißen: Titel, die dieser königliche Urenkelsohn nicht annehmen wollte.

Ramler.

2.

In welchem Sinn ist die Preußische Monarchie ein militärischer Staat?

(Aus der Einleitung zu den Vorlesungen über das Allgemeine Gesetzbuch)

Man sagt gewöhnlich — und Sie werden es oft gehört haben —: die Preußische Monarchie ist ein militärischer Staat. Es liegt etwas Wahres in diesem Ausdruck; aber ich fürchte, daß hier, so wie in vielen Dingen, aus Mangel einer bestimmten und deutlichen Vorstellung, mancher unrichtige Schluß daraus hergeleitet, manche falsche und gefährliche Anwendung davon gemacht wird.

Preußen hat gewiß den stärksten Anlaß, die innere Vollkommenheit seiner Armee, die gute Mannszucht, die Fertigkeit, Ordnung und Schnelligkeit in den Waffenübungen, wodurch wir bisher vor allen andern Nazionen rühmlich uns ausgezeichnet haben, zu erhalten, und immer mehr zu erhöhen. Auch muß Preußen stets in Vereitschaft sein, jedem Angriff schnell, mit Nachdruck, und mit anhaltender Kraft zu widerstehen. Dies kann niemand leugnen, der nur einige Kenntniß von dem politischen Zustand in Europa überhaupt, und von der besondern Lage der Preußischen Monarchie hat.

Da auch zur Erhaltung einer Armee viele Menschen nöthig sind, und da zum guten Soldaten Festigkeit und Stärke des Körpers gehöret; so erhellet von selbst, daß es für den Preußischen Staat nothwendig ist, die Bevölkerung auf alle Art zu befördern, und die Erziehung des Volks dahin zu richten, daß daraus stets eine hinreichende Mannschaft gehoben werden könne, die stark von Körper, und zum Gehorsam, zum Muth, zur Treue und Beharrlichkeit in den vielfachen Beschwerden und Gefahren des Krieges gewöhnt sei.

Man kann endlich sagen: es sei nothwendig, der Armee gewiße äußere Vorzüge vor den übrigen

Staats-

Staatsbürgern einzuräumen. Ein Stand, der mit so vielen Beschwerden und Gefahren zu kämpfen hat, der alles dasjenige was die Menschen gewöhnlich für das höchste Gut ansehen, mit Gleichgültigkeit betrachten; der Ruhe, Bequemlichkeit, Gesundheit, ja selbst das Leben aufopfern muß, um seine Pflicht treu und gewissenhaft zu erfüllen: ein solcher Stand bedarf besonderer Aufmunterung; ihm müssen kräftige Triebfedern gegeben werden, wenn er in diesen Gesinnungen bei gutem Muthe bleiben, und in der fortwährenden Thätigkeit erhalten werden soll, die zu seiner Vervollkommnung nothwendig ist. Besonders gehört der Ehrtrieb, dessen mächtige Wirkungen die Geschichte aller Zeiten beweist, zu seinen wesentlichen Bestandtheilen. Soll dieser Ehrtrieb fest gegründet, soll er immer mehr angefacht, und in der höchsten nützlichen Spannkraft unterhalten werden; so muß er sich in den täglichen Verhältnissen äußern, und in die ganze Verfassung eingewebt sein. — Auch wird den übrigen Staatsbürgern diese Auszeichnung des Standes zu keiner Beschwerde gereichen, so lange weise Mäßigung dabei beobachtet wird. In der ganzen lebenden Natur geben Stärke, Muth und Tapferkeit ein Uebergewicht. So auch unter den Menschen; besonders verdienen diejeni-

gen eine ausgezeichnete Achtung, die sich allen Gefahren bloßstellen, damit Andere ihr Vermögen, ihre Freiheit, und alle Annehmlichkeiten des Lebens in Ruhe und Frieden genießen können.

Dabei muß man jedoch stehen bleiben. Behaupten wollen: die Vollkommenheit und das Wohl der Armee sei der lezte Zweck, auf welchen Alles zurückgeführet werden, und dem alles Andere aufgeopfert werden müsse; hieße einen Grundsatz aufstellen, dessen Unrichtigkeit und Gemeinschädlichkeit in die Augen springt. In jenem ersten Zustande der menschlichen Gesellschaft, als die Sitten und Bedürfnisse noch höchst einfach waren, das Geld noch nicht so zauberische Wirkungen hervorbrachte, und selbst die Kriegskunst nur auf Geschicklichkeit und Stärke des Körpers, und auf persönlicher Tapferkeit beruhte; war es jenem berühmten Stifter der Spartanischen Republik möglich, einen ganz kriegerischen Staat zu bilden. Er machte bekanntlich alle mannbare Bürger zu Soldaten, hielt sie ganz von den Gewerben und vom Handel ab, reichte ihnen nur die nothwendigsten Lebensmittel, und ließ diese von Sklaven erbauen und zubereiten. Aber, wie viele Härte machte dies System nicht nothwendig? Wie bald ward diese unnatürliche Verfassung nicht durch

Kul-

Kultur des Menschengeschlechts, Beispiel benachbarter Völker, neu erwachte Bedürfnisse des Lebens, und zunehmenden Luxus, zerstört; und stürzte, obgleich nach einer unerwarteten Dauer, unaufhaltbar zusammen! In der jetzigen Verfassung von Europa läßt sich ein solches System gar nicht denken. Es würde daraus bald ein Staat von Bettlern entstehen, den man mit eisernen Mauern umgeben müßte, um den gewaltsamen Auswanderungen vorzubeugen; und auch alsdann würde die abnehmende Bevölkerung und die steigende Dürftigkeit, nach einer Folge von Jahren, entweder eine Revoluzion oder ein gänzliches Aussterben veranlassen.

Unter mehreren Gründen liegt der vorzüglichste in dem Zeichen des Reichthums: im Gelde. Mit dem erweiterten Gebrauche desselben haben sich die Sitten ganz verändert, die Bedürfnisse sind bis ins Unendliche vervielfältiget; Geld ist das allgemeine Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse, und die Staatswirthschaft ist fast ganz zur Geldwirthschaft geworden. Der Soldat empfängt seinen Lohn in Gelde, und wird zum Theil mit Gelde geworben; seine Kleidung, seine Waffen, und alle übrige Kriegsbedürfnisse müssen mit baarem Gelde angeschaft werden; und nur ein kurzdau-

render

render Feldzug kostet unermeßliche Summen. Seitdem das Geld diese Gewalt erlangt hat, ist es unmöglich geworden, ohne Geld eine Armee zu erhalten, und Krieg zu führen. Bedürfte dies eines Beweises, so würde ich solchen nicht besser, als mit der Auktorität des Großen Königs führen können. „Das Geld," sagt er in der Geschichte seiner Zeit, „ist dem Zauberringe gleich, womit „die Helden der Fabel Wunder verrichten. Die „großen Entwürfe der Politik, die Unterhaltung „der Armeen, die besten Absichten zur Unterstü„tzung des Volks, alles dies bleibt gleichsam todt, „ohne die belebende Kraft des Geldes. Gute „Haushaltung des Regenten ist zum öffentlichen „Wohl von dem größten Nutzen; hat er keinen hin„reichenden Geldvorrath aufgesammelt, um die „Kosten eines Krieges zu bestreiten, ohne das „Volk mit ausserordentlichen Auflagen zu belasten, „oder um bei allgemeinen Unglücksfällen die Noth„leidenden zu unterstützen: so fallen alle diese Las„sten auf die Unterthanen, und sie bleiben zur Zeit „der Widerwärtigkeit, wenn sie den Beistand am „nöthigsten haben, ganz ohne Hülfe."

Dieses auch dem Regenten so unentbehrliche Geld wird von dem arbeitenden Theil der Nazion durch Abgaben erhoben. Die arbeitende Classe,

wenn

wenn sie fortwährend große Summen aufbringen soll, muß solche außer ihrem täglichen Unterhalt erwerben; denn wollte sie das Geld von ihrem Kapital nehmen, so würde bald eine gänzliche Verarmung entstehen. Der Erwerb des arbeitenden Theils der Nazion ist also die einzige Quelle des Reichthums eines Staats, und der Macht seines Regenten. Er entspringt aus den Früchten der Erde, und aus dem Kunstfleiße; er beruhet auf Landwirthschaft, Manufakturen und Handlung. Je mehr diese Quellen des Einkommens ergiebig sind, je größer die Anzahl derer ist, welche daraus schöpfen; destomehr kann die Nazion dem Landesherrn abgeben, und destomehr ist der Landesherr im Stande auf die Kriegsmacht zu verwenden. Die Vorsicht hat auf eine bewundernswürdige Art das Wohl der Nazionen mit dem Vortheil und der Macht ihrer Herrscher unzertrennlich verknüpft.

Die Vollkommenheit der Landwirthschaft, der Manufakturen, des Handels, und aller darauf abzweckenden bürgerlichen Einrichtungen im Finanz- Justiz- und Polizeifach, ist die nothwendige Grundlage, ohne welche auch ein militärischer Staat nach dem jetzigen Zustand der Dinge nicht mit Dauer bestehen kann. Alles was diese Grundlage befestigt und erweitert, giebt der Kriegsmacht des Staates

mehr Stärke, Dauer und Ausdehnung; alles aber, was diese Grundlage schwächt oder erschüttert, gereicht ihr zum unvermeidlichen Verderben.

Alle Staaten Europens, welche, zur See oder zu Lande, auch nur in gewissem Grade kriegerisch sind, haben diese Wahrheit erfahren, und jede Abweichung davon in dem Augenblick der Verblendung, oder einer ausserordentlichen Anspannung, zu ihrem Schaden lebhaft empfunden. In dem besondern Zustand des Preußischen Staats liegt kein Grund zur Ausnahme; vielmehr treffen neue Gründe zur Bestätigung ein. Preußen ist in der politischen Nothwendigkeit, eine stärkere Armee auf den Beinen zu erhalten, als andere Staaten nach Verhältniß ihrer Einwohner, des Umfangs ihrer Länder, und ihrer öffentlichen Einkünfte. Soll dies keine Ueberspannung der Kräfte des Staats bewirken, die nach einiger Zeit sich mit gänzlicher Erschlaffung endigen würde; so ist kein anderer Weg möglich, als die größte Sorgfalt anzuwenden, um den Erwerb, diesen wahren Reichthum der Nazion, zu vermehren, und die ganze bürgerliche Verfassung nicht nur zu erhalten, sondern auch immer vollkommener zu machen. Nur dadurch können die beiden Erfordernisse einer großen Kriegsmacht: Menschen, und Geld; auf immer versichert

sichert werden. Es liegt in den unveränderlichen Gesetzen der Natur, daß Menschen sich da am besten vermehren, wo sie hinreichende Nahrung finden; es liegt ferner in den unveränderlichen Gesetzen der Natur, daß eine arme Nazion ihrem Landesherrn nur wenige Abgaben entrichten kann. Der Nahrungszustand des Volks ist also die gemeinschaftliche Quelle der Bevölkerung, und der landesherrlichen Einkünfte; und dieser Nahrungszustand beruht auf dem Flor und dem richtigen Verhältniß der Landwirthschaft, der Manufakturen und des Handels. Nach dem genauen Zusammenhang in dem künstlichen Bau der Staatsmaschine ist dazu die Vollkommenheit der bürgerlichen Einrichtungen im Justiz- Finanz- und Polizeisache nothwendig.

Noch eine Betrachtung. Preußen hat — außer dem innern Vorzug seiner Armee an guter Disciplin, an Geschicklichkeit und Schnelligkeit in den Kriegsübungen — auch dadurch eine große Kriegsmacht erhalten, daß weise Sparsamkeit seiner Regenten einen beträchtlichen Vorrath von baarem Gelde gesammelt hatte, mit welchem ohne andere Hülfsmittel ein auswärtiger Krieg viele Jahre hindurch fortgesetzt werden kann. Dies war auch zur Erhaltung des Preußischen Staats nothwendig. Da er mehr Soldaten auf den Beinen haben

ben muß, als die andern großen Mächte Europens nach Verhältniß ihrer Volkszahl und ihrer öffentlichen Einkünfte; so würden bei einem anhaltenden Kriege bald die Mittel fehlen, ein so zahlreiches Heer mit allen Bedürfnissen zu versehen, und den Abgang an Menschen, Waffen, und Kriegsvorräthen zu ersetzen. Preußen müßte entweder sich ganz erschöpfen, oder seine Armee auf das natürliche Verhältniß der Volkszahl und der öffentlichen Einkünfte mit den andern großen Staaten, herabsetzen. In beiden Fällen würde seine Größe und politische Kraft auf immer dahin sein. — Verfolgt man diese Idee etwas weiter, so ergiebt sich bald: daß die Grundsätze des in der neuern Staatswirthschaft als ein Problem aufgestellten Schuldensystems für den Preußischen Staat höchst verderblich sind, und daß es vielmehr nothwendig ist, den öffentlichen Schatz nicht nur zu erhalten, sondern auch denselben in gewissem Grade ferner zu vermehren. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur auf zwei Umstände Acht haben: auf den stets abnehmenden Werth des Geldes, und auf die Verbesseruna der Staatsökonomie bei den übrigen großen Mächten Europens.

Das Gold und Silber ist nicht bloß ein Maaßstab des Werths der Dinge, ein sehr bequemes

Tausch-

Tauschmittel; sondern es kann zugleich als eine Waare auf dem großen Markte der Welt betrachtet werden: und in dieser Rücksicht hat es mit allen übrigen Waaren die Eigenschaft gemein, daß sein Werth sich vermindert, sobald der Vorrath größer ist, als das Bedürfniß, oder die Nachfrage. Die Ausführung dieser Sätze und ihrer Gründe, welche so fein als verwickelt sind, gehört nicht hieher; ich kann bei der allgemeinen Erfahrung stehen bleiben, daß seit Entdeckung der reichen Bergwerke in Amerika der Werth des Goldes und Silbers in Europa fast bis auf ein Viertel von demjenigen, was er zuvor gewesen war, herabgesetzt ist; oder, welches eben so viel sagt, daß die Preise aller Bedürfnisse seitdem drei bis viermal höher gestiegen sind. Noch vor funfzig Jahren konnte mit einer bestimmten Summe ein weit größerer Vorrath von Lebensmitteln gekauft werden, als itzt. Dies finden wir mit wenigem Unterschied durch ganz Europa bestättigt, und es beweist den verminderten Werth des Geldes sehr deutlich. Wir können auch daraus schließen, daß unter gleichen Umständen, in sofern nicht Lebensart, Sitten und Industrie entgegen wirken, oder die Quellen von Amerika für uns versiegen sollten, diese Verminderung stufenweise fortgehen wird. — Be-

trachten wir nun den Vorrath von Gold und Silber in der Preußischen Schatzkammer; so ergiebt sich, daß eine gleiche Summe vor funfzig Jahren einen größern Werth hatte als itzt; und daß sie künftig noch einen geringern Werth haben wird. Eben die Summe, mit welcher itzt ohne andere Hülfsmittel ein zehnjähriger Krieg geführet werden könnte, wird vielleicht nach einer Folge von Jahren kaum zu einem fünfjährigen hinreichend sein. Wäre also der Preußische Schatz nicht nach diesem Verhältniß vermehrt, so würde sein Werth um die Hälfte verringert, und die darauf beruhende politische Kraft um so viel geschwächt sein. Es kann auch nichts ändern, wenn bei den benachbarten Staaten das Geld in gleichem Verhältniß seinen Werth vermindert, weil hier bloß die eigenthümliche Kraft des Preußischen Schatzes betrachtet werden muß.

Aber dies ist noch nicht alles. Die übrigen Mächte Europens, obgleich der Preußischen an Volkszahl und öffentlichen Einkünften überlegen, hatten bisher keinen erheblichen Vorrath von baarem Gelde gesammelt, und manche von ihnen waren vielmehr mit Schulden beladen. Sie mußten einen beträchtlichen Theil der Staatseinkünfte zu Bezahlung der Zinsen von ihren Schulden anwen-

den,

den, und jeder anhaltende Krieg ſetzte ſie in Verlegenheit; ſie wurden dadurch genöthigt, entweder neue Schulden zu machen, oder von ihrer Nazion ungewöhnliche Summen zu erheben, und das Letzte war ohne gewaltſame Störung des Nahrungszuſtandes nie möglich. Preußen hatte dabei ſichtbaren Vortheil, und ſein Vorrath an baarem Gelde hielt der Ueberlegenheit anderer Mächte an Menſchen und Ländern ganz allein das Gegengewicht. — Dieſer Vortheil iſt ſo auffallend geworden, daß alle große Mächte itzt dahin ſtreben, eine beſſere Staatsökonomie bei ſich einzuführen. Wenn Einige ernſtliche Anſtalten treffen, ſich von drückenden Schulden zu befreien; ſo wird derjenige Theil der öffentlichen Einkünfte, welcher bisher zur Bezahlung der Zinſen angewendet werden mußte, künftig zur Verſtärkung der Kriegsmacht gebraucht werden können; wenn andere Staaten ſich bemühen, gleichfalls einen Vorrath von baarem Gelde zu ſammeln, ſo wird dieſer Vorrath künftig dem Preußiſchen Schatze das Gegengewicht halten. In beiden Fällen muß die natürliche Folge entſtehen, daß in eben dem Grade, in welchem die andern Mächte den Zuſtand ihrer Staatskaſſe verbeſſern, das natürliche Uebergewicht an Volkszahl und Einkünften wieder hergeſtellet wird.

Aus diesen Bemerkungen erhellet, daß wenn der Preußische Schatz nicht weiter vermehrt würde, die darauf beruhende politische Kraft in dem zusammengesetzten Verhältniß abnehmen müsse, als der Werth des Geldes sich vermindert, und die andern Mächte in der Verbesserung ihrer Staatskasse weitere Fortschritte machen. Es scheint daher zur Erhaltung des Preußischen Staats nothwendig, daß der öffentliche Schatz nach eben diesem zusammengesetzten Verhältnisse immerfort vermehret werde. — Diese Vermehrung hat jedoch ihre von der Natur gezeichneten Gränzen, welche ohne Nachtheil des allgemeinen Wohls nicht überschritten werden können. Geld ist der große Hebel des Nahrungszustandes; und wenn dies Instrument hinweggenommen wird, so müssen die Gewerbe in Stockung gerathen. Eine bestimmte Quantität Geld ist zur einheimischen Cirkulazion nothwendig; von dem lebhaften und richtigen Gange der Cirkulazion hängt sowohl der Flor des Nahrungszustandes, als das Einkommen des Landesherrn ab. Soll jährlich ein Theil des baaren Geldes aus der Cirkulazion weggenommen, und in den Schatz gelegt werden, so muß die Nazion ihn ohne Nachtheil ihres Nahrungszustandes entbehren können; und dies ist nur auf die einzige Art möglich, wenn sie

bei ihrem Verkehr mit Auswärtigen jährlich wenigstens so viel reinen Gewinn hat. Ohne diese Voraussetzung würde es nichts helfen, wenn auch die Bergwerke des Landes jährlich eine reiche Ausbeute an Gold und Silber lieferten; welches das Beispiel von Spanien deutlich beweiset. Der reine Gewinn bei dem Verkehr mit Auswärtigen beruhet aber lediglich auf dem Flor der Landwirthschaft, der Manufakturen und des Handels; er ist das Resultat der Zusammenwirkung und des richtigen Verhältnisses jener einzigen Quellen des Nazionalreichthums; und um sie gegen so manche schädliche Einflüsse von aussen und innen zu sichern, sind alle die bürgerlichen Einrichtungen nothwendig, welche die künstliche Staatsmaschine ausmachen. — Wir haben itzt die glückliche Gewißheit, daß die Preußische Nazion bei ihrem Verkehr mit Auswärtigen jährlich einen reinen Gewinn, oder nach der Kunstsprache eine günstige Handlungsbilanz hat. Wäre es möglich, diesen Gewinn in jedem Jahre genau zu berechnen; so würde der Betrag desselben, bis auf einen kleinen Theil, welcher der Nazion zur Aufmunterung gelassen werden müßte, diejenige Summe ausmachen, welche jedesmal in den Schatz gelegt werden müßte.

Sagen Sie nicht: Sollen wir nur darum Geld erwerben, damit der Staat destomehr in

den Schatz legen könne? Wenn Sie auf die Natur des Geldes Rücksicht nehmen; wenn Sie bedenken, daß nicht das Geld an und für sich, sondern nur die Zahl der genießbaren Dinge, welche damit angeschaft werden können, den wahren Reichthum ausmacht; wenn Sie ferner erwägen, daß der Staat jedem Einzelnen das Seinige läßt: so widerlegt sich der Einwurf von selbst. Es scheint vielmehr klar: daß, wenn der Zuwachs an baarem Gelde nicht aus dem Umlaufe hinweggenommen, und in den Schatz gelegt würde, das in der Nazion vorhandene Gold und Silber, nach Verhältniß seiner Vermehrung, am Werth verlieren müßte, und daß also die Nazion zwar einen größern Vorrath in Zahlen, aber in der That keinen größern Reichthum, haben würde.

Sollte es aber je dahin kommen, daß der reine Gewinn aufhörte, so müßte auch der Vermehrung des Schatzes Einhalt geschehen. Sonst würde bald zum Schaden der Cirkulazion und des Nahrungszustandes ein Mangel an baarem Gelde entstehen; die Nazion würde das Fehlende bei Auswärtigen auf Kredit suchen, dafür Zinsen bezahlen müssen, und bei weiterer Progression in ein schreckliches Labyrinth von Schulden gerathen.

Dies wird hinreichend sein, um sich zu überzeugen: daß ein jeder militärischer Staat, und besonders der Preußische, die stärksten Gründe hat, den Nahrungszustand mit allen darauf abzweckenden bürgerlichen Einrichtungen unverletzt zu erhalten, und so viel möglich vollkommen zu machen. Die Armee kann nur neben der bürgerlichen Verfassung bestehen, von welcher sie Dasein, Dauer und Stärke erhält; ihre eigene Erhaltung und Vollkommenheit macht es nothwendig, den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel, und alle darauf abzweckende Einrichtungen in keinem Stücke zu stören, vielmehr sie zum gemeinschaftlichen Wohl zu erhalten, und zu befördern. Der Schatz ist nicht um des Wächters willen, sondern der Wächter um des Schatzes willen.

Die Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruht, scheint unwiderstehlich; eine andere Macht beruht auf Geisteskraft und Muth. Kriegsgewalt unterdrückt die Völker, die Gesetze, ja sogar die Gefühle. Sie kann nur ausrotten und ersticken; schaffen, erheben und begeistern kann sie nicht. Lanzen zerbrechen, Waffen rosten, der Arm des Helden verweset; aber was in den Geist gelegt ist, bleibt ewig. Ja, früh oder spät,

muß die Uebermacht sich dahin ziehen, wo das größte Licht des Verstandes ist.

Wenn wir nun bestimmter einsehen, in welchem Sinne die Preußische Monarchie ein militärischer Staat genannt werden kann; so haben wir zugleich den allgemeinsten Gesichtspunkt gefunden, aus welchem das Gesetzbuch betrachtet werden muß. Wir sehen nunmehr ein, daß alle Vorschriften desselben die Eigenschaften guter Gesetze überhaupt haben; daß sie auf Gerechtigkeit, Billigkeit, und allgemeines Wohlwollen gegründet sein; Sicherheit des Eigenthums, und persönliche Freiheit schützen; Treue und Glauben befestigen, und zugleich dahin gerichtet sein müssen, die Gewerbe unter den Menschen, und alle Geschäfte welche darauf Bezug haben, zu erleichtern. Wir sehen aber auch ein, daß sie nach der eigenthümlichen Lage des Preußischen Staats noch besonders dazu beitragen müssen, dem ganzen Körper Festigkeit, Stärke und Spannkraft zu geben; die militärische Macht, und alles was darauf Bezug hat, nicht nur zu erhalten, sondern zu vermehren, zu erhöhen, und in ihren Wirkungen, regelmäßig, schnell, und — man erlaube mir den Ausdruck — zermalmend zu machen.

Ich

Ich bitte Sie, diesen Gesichtspunkt bei Lesung des Gesetzbuchs stets vor Augen zu haben. Sie werden daraus den Nutzen und die Nothwendigkeit mancher Vorschriften einsehen, die Ihnen sonst nicht sogleich einleuchten dürften. Hier will ich Sie nur noch auf die Betrachtung aufmerksam machen, daß die Preußische Monarchie eben deshalb, weil sie ein militärischer Staat ist, nothwendig eine feste, wahre Monarchie sein muß. Die Erfahrung aller Zeiten hat bewiesen, daß nur diejenigen Staaten im Kriege mit Kraft und Nachdruck handeln können, die ein Oberhaupt haben, in welchem sich die ganze Macht vereinigt, und das dadurch im Stande ist, mit weiser Leitung diese ganze Macht auf den ersten Wink in Bewegung zu setzen. Keine gemischte Regierungsform hat durch Kriegsmacht jemals bleibenden Ruhm und Uebergewicht erworben. Die Einmischung vieler Köpfe, von verschiedenen Fähigkeiten und Gesinnungen, von entgegengesetzten Absichten und Leidenschaften, die langsame, schwerfällige, und alle Geduld ermüdende Behandlung der Geschäfte, verträgt sich nicht mit der miltärischen Kraft, welche gleich dem Blitze schnell und mächtig wirken muß. Der Endzweck, einer Nazion Stärke und Wirksamkeit in Vertheidigung ge-

gen ihre Feinde zu geben — weshalb stehende Armeen itzt überhaupt nothwendig sind — macht es auch nothwendig, die stehende Armee der Aufsicht und dem Befehl eines Einzigen zu übergeben. Der glückliche Erfolg einer Kriegsoperazion hängt fast immer von dem Nachdruck und der Entschlossenheit beim Anfang derselben ab; von der Heimlichkeit, Behendigkeit und Einheit aller Maaßregeln in der Ausführung; und von der augenblicklichen Ergreifung jeder günstigen Gelegenheit, welche sich dazu darbietet. Sollte es je dahin kommen — und wer darf, wer kann es nur denken? — daß die Preußische Monarchie aufhörte, eine wahre Monarchie zu sein; so würde sie mit starken Schritten ihrer gänzlichen Auflösung sich nahen. Wir würden ein Raub habsüchtiger Nachbarn werden, und in den Denkbüchern der Welt würde nur das ruhmvolle Andenken unserer treuen und tapferen Vorfahren übrig bleiben.

Preußischen Patrioten darf ich nichts weiter sagen, um sie zu überzeugen, daß alle diejenigen Vorschriften des Gesetzbuchs, welche die Erhaltung einer ächt-monarchischen Regierungsform zum Zweck haben, nothwendig, und für uns Alle heilsam sind. Und hat nicht die glückliche Erfahrung

rung von mehr als einem Jahrhundert bewiesen, zu welchem Flor und Ansehen der Preußische Staat durch die Weisheit und Tapferkeit seiner Beherrscher gestiegen ist? Haben wir nicht die schönste Aussicht, daß auch die künftigen Regenten diese glorreichen Beispiele befolgen, unser gemeinschaftliches Wohl erhalten, und es immer mehr befördern werden? Hat nicht Friedrich Wilhelm II unter den vielen Beweisen Seiner Großmuth und Güte auch den gegeben, daß wir nach einer zwölfjährigen Arbeit das erste Allgemeine Gesetzbuch besitzen, welches nicht nur zu unserm Wohl gereichen, sondern auch für andere Nazionen heilsame Folgen haben, und überhaupt der ganzen Rechtswissenschaft eine neue edlere Gestalt geben wird?

Lassen Sie uns der Vorsehung danken, daß wir das Glück genießen, unter einer solchen Regierung zu leben! Lassen Sie uns aber auch dieser menschenfreundlichen Regierung mit Treue und Gehorsam zugethan sein, und vor dem Freiheitsschwindel uns bewahren, der jetzt unter unsern Augen so viele Millionen Menschen ins Verderben gestürzt hat!

Berlin. Goßler.

3.

Patriotiſche Nacheiferungsgeſellſchaft in Neuenburg.

Schon vor einiger Zeit verbanden ſich einige edle Patrioten in Neuenburg (Neufchatel) zu einer gelehrten Privatgeſellſchaft, um ihre Kräfte deſto wirkſamer zum Nutzen und zur Ehre ihres Vaterlandes anzuwenden. Sie beſtand theils aus eigentlichen Gelehrten, theils aus angeſehenen Staatsmännern, theils auch aus andern einſichtsvollen Mitbürgern. Als eines der thätigſten Mitglieder, und wahrſcheinlich Stifter dieſer Verbindung, verdient vorzüglich der Königl. Preußiſche Herr Geſandte am Turiner Hofe, Freiherr von Chambrier, Erbherr auf Oleires, Kgl. Kammerherr, und itzt Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, genannt zu werden. Bei ſeiner nicht weiten Entfernung konnte er immer ſehr unmittelbaren Antheil an der Geſellſchaft nehmen.

Sie hat einige kleine, aber wichtige, und ihrem Verdienſte gemäß nicht genug bekannt gewordene Schriften herausgegeben. Z. B. im Anfang des J. 1790: Nachrichten über den Zuſtand

des

des Fürstenthums *), welche sowohl in gelehrten Untersuchungen der ehemaligen Zeiten, als in Schilderung der itzigen Verfassung und Beschaffenheit bestehen. Es sind drei Abhandlungen: 1) Ueber die Verhältnisse mit der ehemaligen freien Reichsstadt Besançon. Es ist merkwürdig genug, daß im 13 Jahrhundert Burggraf Friedrich von Hohenzollern, der Stammvater der Könige von Preußen, itziger Herren von Neuenburg, schon in Verbindung mit dem Fürstenthume stand. Nehmlich, vermöge seiner Vermählung mit Elisabeth von Meranie, Pfalzgräfinn von Burgund, wodurch er auch die Advokatie (das Schutzrecht) über Besançon besaß; indem verschiedne Lehngüter des Hauses Meranie in dem Gebiete von Neuenburg lagen. 2) Ueber die Gesetzgebung des Landes. Historisch, von den ältesten bis auf die neuen Zeiten herab. 3) Ueber den Handel des Fürstenthums. Sehr wichtig. Zustand vor 1707, in welchem Jahre Neuenburg an Preußen kam: das Land war arm, und trieb wenig Handel; die Einnahme des Landesherrn betrug nicht viel über 40,000 Liver. Wie ist dies itzt verändert! Ohne Er-

*) Mémoires sur l' Etat de Neuchatel et Valangin. Janvier 1790. Ohne Druckort. 6 Bogen in 8.

Erwerbfleiß würde das Land nicht bestehen, vielweniger sich bereichern, können. Denn an eigentlichen Erzeugnissen liefert es, außer etwas Mastvieh und Käse, fast nur rothen Wein. Dagegen muß es aus der Fremde: Getreide, Wolle, Flachs, Seide, Baumwolle, Oel, Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, Spezereien, Salz und Leder, nehmen. An Getreide allein wird für 710,000 L. eingebracht; und an Wein nur für 470,000 L. ausgeführt. Aber hier tritt itzt die Industrie ein, deren Hauptzweige die Kantenfabriken, die Uhrmacherei, die Kattunfabriken, und der Spedizionshandel sind. Im J. 1788 zählte man 3807 Kantenwirkerinnen, 3634 Uhrmacher, 2028 Kattunarbeiter. Die Anzahl der Kaufleute hat sich, in den J. 1752 bis 1785, von 285 bis auf 458 vermehrt. Die Anzahl der Landesbewohner kann man ungefähr auf 40,000 rechnen.

In demselben J. 1790 lieferte auch ein Mitglied der Gesellschaft *) die Uebersetzung einer merkwürdigen politischen Schrift. Neuenburg gehört he-

*) Herr de Sandoz de Travers, Conseiller d'Etat, et Châtelain de Thielle. Das Werk heißt: De l'Interet politique de la Suisse relativement à la Principauté de Neuchatel et Vallengin. A Neuchatel, de l'Imprimerie de L. Fauche — Borel, Imprimeur du Roi. M.DCC.XC. 10 Bog. in 8.

bekanntlich in dem Helvetischen Staatskörper nur zu denen Zugewandten Orten, welche Alliirte (nicht Associirte) heißen. Schon öfter ist die Rede davon gewesen, ob es nicht als 14ter Kanton in die Eidgenossenschaft selbst treten könne; aber es sollen immer die Römischkatholischen dagegen gewesen sein, weil sie durch einen solchen Zuwachs der Protestantischen Partei zuviel zu verlieren glauben. Ein bekannter Schweizerischer Schriftsteller, Müller von Friedberg, äußerte auch den Gedanken von Neuenburgs näherer Verbindung, in einer Schrift unter dem Titel: „Hall eines Eidgenossen.“ Sie erregte große Sensazion, und fand manchen Widerspruch. Darum führte der Verfasser jenen Gedanken in einem eigenen kleinen Werke weiter aus, welches lebhaft und gut geschrieben ist, und manche merkwürdige Nachrichten von Neuenburgs Verhältnissen gegen die Nachbaren, und selbst gegen seinen regierenden Fürsten, enthält. Diese freimüthig-patriotische Schrift übersetzte der Herr Staatsrath von Sandoz, und eignete sie König Friedrich Wilhelm II zu.

Aber, nicht bloß als Gelehrte und Schriftsteller wollten diese Männer ihrem Vaterlande nützlich sein. Um noch allgemeiner dort wirken zu können, suchte der obengenannte Freiherr von

Cham-

Chambrier bei dem Herrn Grafen von Herzberg, und durch denselben bei Sr. Majestät an: daß unter Allerhöchster Bestätigung, und unter den Auspizien der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und des Kurators derselben eine öffentliche Nacheiferungsgesellschaft zur Beförderung des Landesbesten (Société d' Emulation pour le bien public) in Neuenburg dürfe errichtet werden. Von dem für alles Gute so rastlosen Staatsminister war die thätigste Verwendung, und von dem für jede Verbesserung Seiner Länder so väterlich besorgten Könige die gütigste Genehmigung vorauszusehn. Am 6 Juni 1791 ward, unter Höchsteigener Unterschrift und Königlichem Siegel, mit Gegenunterzeichnung des Grafen von Herzberg, die öffentliche Urkunde (Lettres Patentes) ausgefertigt: vermöge welcher dieser neu errichteten Gesellschaft Bestätigung und Schutz angedeihet, und ihr zugleich das Recht gegeben wird, Schaumünzen schlagen zu lassen, um sie bei Gelegenheit der von ihr zu bestimmenden Preisaufgaben zu vertheilen *).

Das

*) Nachricht von dieser neuerrichteten Gesellschaft und der Königlichen Bestätigung derselben ertheilet auch der Discours que le Ministre d' Etat Comte de Herzberg — a lu dans l'assemblée publique de

Das Vaterland hat sich in der That von dem Eifer und den Einsichten dieser patriotischen Gesellschaft viel zu versprechen. Die ersten Preismünzen hat Hr. von Chambrier aus seinen Mitteln schlagen lassen. Bei den Aufgaben hat man, um sie höchst praktisch einzurichten, auf die oben angegebene Beschaffenheit des Landes, welches so viele Bedürfnisse durch Ankauf aus der Fremde befriedigen muß, Rücksicht genommen. Man wünscht, den Getreidebau, und künftig auch den Seidenbau, im Lande zu verbessern. In jener Hinsicht, sind die beiden ersten Preisaufgaben der Gesellschaft folgende: 1) „Welche „moralische, und vorzüglich welche physische Hin„dernisse stehen einem bessern Getreidebau in dem „Fürstenthum Neuenburg und Valengin entgegen? „Wie lassen sich, nach der Natur des verschiede„nen Bodens, jene Hindernisse heben, und der „Kornbau befördern? 2) Welches sind die ein„fach-

de l' Académie tenue le 26 Janv. 1792. (Berlin, 4), S. 2. Eben daselbst erwähnt der Herr Graf noch anderer itzt gestifteter Patriotischer Gesellschaften unsers Landes, nehmlich in ökonomischer Absicht: 1) zu Mohrungen in Preußen, 2) zu Potsdam in der Kurmark, 3) zu Hamm in der Grafschaft Mark. Ferner der Militärischen Gesellschaft in Wesel, wovon die folgende Nummer die Urkunden selbst beibringt.

„fachsten und sichersten Mittel zur Austrocknung „der morastigen Gegenden, woraus ein Theil des „Sagnerthales *) besteht?“

Die Mitglieder der Gesellschaft am Schlusse vorigen Jahres waren: 1) von Pury, Staatsrath, Präsident. 2) von Montmollin, Staatsrath und Maire von Valengin. 3) Freiherr von Chambrier, Kammerherr. 4) von Marval, Staatsrath und Kastellan von Landeron. 5) von Sandoz de Travers, Staatsrath und Kastellan von Thiel. 6) der Obriste Le Chambrier. 7) von Sandoz de Travers, Prediger. 8) von Rougemont, Staatsrath und Generalkommissarius. 9) von Tribolet, Staatsrath und Kanzler. 10) von Chaillet, Pastor. 11) von Chaillet, ehemals Offizier in französischen Diensten und Ritter vom Verdienstorden. 12) von Meuron, ehemaliger Bürgermeister. 13) Borel, Prediger. 14) von Meuron, Professor der schönen Wissenschaften. 15) von Pierre, Mitglied des kleinen Raths. 16) Baucher, Kaufmann. 17) von Meuron, Prediger, Sekretär der Gesellschaft. B.

4.

*) Dieses, in Valengin liegende, vier Stunden lange Thal, worin man über 3300 Einwohner zählt, besteht aus den zwei Kirchspielen Sagne und Ponts. An manchen Stellen, vorzüglich um den letztgenannten Ort, ist der Boden sehr morastig, und liefert Torf.

4.

Patriotische Gesellschaft der Kriegskunstverehrer in Wesel.

Es ist wohl unleugbar ein höchst verdienstliches Unternehmen, für die immer vollkommnere Ausbildung eines der wichtigsten Stände im Staate zu sorgen. Dieses Verdienst erwirbt sich der als Kriegsmann und Gelehrter gleich berühmte Herr Generallieutenant von Schlieffen, Guvernör zu Wesel, indem er für die Offiziere der Weselschen Besatzung, unter dem Namen „einer Gesellschaft der Kriegskunstverehrer" eine Verbindung gestiftet hat, welche den Mitgliedern angenehme, nützliche und lehrreiche Beschäftigungen gewähren wird.

Einsichtsvolle Liebe zu seinem Vaterlande, und einsichtsvolle Liebe zu seinem Stande: das sind die zwei Haupterfordernisse, welche der Staat von seinen Bürgern — welche Art von Handthierung diese auch treiben mögen — wünschen kann. Kein Land verachte das andere; kein Stand verachte den andern! Aber ein, durch Vernunft und Grundsätze gebildeter, durch Achtung der Sittlichkeit und Menschenwürde geläuterter, Eifer für sein Vaterland, für seinen Stand, ehret jeden Patrioten; und kann — so geleitet — nie in die

rohe Wildheit ausbrechen, wodurch man allen Begriffen des Rechts und allem Gefühle der Anständigkeit zu nahe tritt *).

Wie philosophisch richtig, und wie edel menschenfreundlich, der verehrungswürdige Stifter der Weselschen Gesellschaft diese Begriffe bestimmt hat: wird man am liebsten aus Seinem Entwurfe, und aus Seiner Rede, welche nun folgen, selbst ersehen.

B.

* * *

Vollzogener Entwurf zu einer Weselschen Gesellschaft der Kriegskunstverehrer, eröfnet am Ersten Tage des Jahrs 1792. Wesel, gedruckt bei F. J. Röder (1½ Bog. in klein 8.).

Da Wesel, außer der Hauptstadt, eine der zahlreichsten Besatzungen des ganzen Preußischen Reichs enthält, und ihre Zugehörigen nicht, wie die Besatzung von jener, durch allzugroßen Abstand der Wohnungen, durch mehrere Geschäfte, oder allzumannigfaltige Zerstreuung, Hinderniß finden, sich zu gemeinnützigen Absichten öfter an einem Ort zu versammlen; so scheint die Errichtung einer solchen

*) Die öffentlichen Zeitungen haben schon den Zug der Feinheit und Bildung angekündigt, daß die Offiziere der Weselschen Besatzung eine Art von Schimpf unter sich selbst darauf gesetzt haben, wenn Jemand die nur zu sehr gewöhnlichen Fluchwörter gebraucht.

chen Gesellschaft allhier passender als kaum anderswo zu sein.

Ihr Zweck.

Für schon ausgebildete Kriegsmänner: das Hinbringen müssiger Stunden in wechselseitiger Belehrung; für noch auszubildende: das Erwecken des Nacheifers.

Ihre Mitglieder.

a) Geborne.

Alle Staabsbefehlshaber und wirkliche Hauptleute der Besatzung, die Kriegen beigewohnt haben.

b) Erkorne.

Die Wahlfähigkeit derselben erfordert: im reifen Alter, Feldzugserfahrenheit und ausgezeichneten Diensteifer; im jugendlichen aber: Ersatz des Abganges an Erfahrung, durch schon erlernte Handwerkskenntnisse, oder ausserordentlichen Trieb, nebst natürlichen Anlagen, sie zu erlernen. Doch dürfte mit der Aufnahme dieser Jugend, eben so wenig als mit Ertheilung von Ordensbändern, verschwenderisch zu verfahren sein, damit sie ein wünschbarer Vorzug bleibe, und daher das Bestreben sie zu verdienen anfeuere.

Geschäftsmänner.

Die Gesellschaft scheint zu bedürfen Eines Vorsitzers, und eines Besorgers ihrer vorkom-

menden Angelegenheiten; welchem Beſorger auch gewöhnlicherweiſe der etwa eintretende Briefwechſel und die Vorleſungen oblägen.

Art der Wahlen.

Alle durch Stimmenmehrheit folgender Geſtalt:

Der Vorſitzer werde zum erſtenmale bei erſter Verſammlung der gebornen Mitglieder, in der Folge aber aller, erkoren; jährlich habe eine neue Wahl deſſelben Statt; doch könne der nehmliche in ſeinem Amte beſtätigt werden; auch möge ein jeder die Wahl ablehnen. Völlige Freiheit, ohne welche ein Ding bald inißfällt, ſei in allem vorhanden.

Eben ſo verhalte es ſich mit dem Beſorger.

Die zu erkieſenden Mitglieder bringe der Vorſitzer allein bei der Geſellſchaft in Vorſchlag; über die Aufnahme derſelben aber entſcheide die Mehrheit von Ja oder Nein in zuſammengelegten Zettelchen.

Verſammlung.

Zu ihrem Orte finde der zeitige Vorſitzer ein oder mehrere geräumige Zimmer auf ſeine Koſten aus, wenn er die eigenthümliche Wohnung nicht dazu widmen kann oder will, und ſo lange kein gün-

günstiger Zufall der Gesellschaft ein eigenes Gebäude beschereret.

Die Zusammenkünfte theilen sich in ausschließliche und öffentliche; jene, als die eigentlichen Tagefahrten der Zunft, müßten bloß aus ihren Mitgliedern bestehen. Bei diesen hingegen könnten auch Unaufgenommene sich einfinden dürfen, damit das Ersprießliche sich allgemeiner verbreite.

Vom ersten Weinmonats bis ersten Ostermonats sei die Zeit der ausschließlichen Zusammenkünfte jeder Sonntag; der öffentlichen aber, jeder der andern Wochentage. Am Ende von jener Frist bestimme die Gesellschaft das Zusammenkommen auf die folgenden Monate des Jahres.

Verbindlichkeiten dabei zu erscheinen, seien keine; jedes Mitglied, jeder Unaufgenommene komme, oder bleibe aus, nach Willkühr. Geschäfte entschuldigen ohnehin; und auch bei Musse, lasse man lieber Lust an der Sache, als Zwang, zum Kommen reizen.

Gesetze.

Keine! als diejenigen, worauf Anständigkeit sich ohnehin schon gründet; denn oftmals ist Ueberfluß von Vorschriften eben so zweckwidrig und lästig, als Abgang derselben.

Beschäftigung und Zeitvertreib.

a) Unterhaltung.

Für die Einen: Vorlesungen, oder Gespräche und Urtheile über das Kriegswesen im Allgemeinen; über Handwerksbegebenheiten der ältern, der neuern, der gegenwärtigen Zeit; über die Schaarkunst oder Taktik; über geschehene oder geschehen sollende Kriegsübungen; Kurz, über alle Dienstsachen ohne Ausnahme. Ferner: über nützliche Entwürfe oder Ausarbeitungen von Fremden oder Einheimischen, die der Gesellschaft vorgelegt werden dürften. Denn von Seiten der letzteren würde dieses Mittel Empfehlung für die Aufnahme in die Gesellschaft sein; und, wenn die Verfasser beim Vortrage nützlicher Neuheiten sich auch befliessen, die kauderwälschen Ausdrücke der rohern Weilandszeit zu vermeiden, ohne ins Alberne zu fallen, so könnten auch sie dazu beitragen, daß Deutschlands Kriegersprache nicht minder gewönne als die Kriegskunde selbst.

b) Spiele.

Keine andere, als: Schaarkunst- oder Taktikspiel mit Stäbchen, um Aufgaben über Kriegsvolksbewegungen entweder zu machen, oder aufzulösen; oder Schachspiel, weil es das Nachdenken schärft, und Aehnlichkeit mit Ersterem hat.

Ehren-

Ehrenmitglieder.

Sollte die Gesellschaft durch das Ersprießliche, das sie verspricht, auch anderswo als in Wesel bemerkt werden, und rühmlich bekannte Auswärtige sie durch ihre Namen als Ehrenmitglieder verherrlichen wollen; so geschehe deren Aufnahme, wie die der hiesigen Mitglieder.

Wahlspruch.

Aus Zeitvertreib Nutzen.

* * *

Rede
bei Eröfnung der Weselschen Gesellschaft der Kriegskunstverehrer.

Meine Herren!

Ihre Gefälligkeit hat meinen Vorschlag zu einer neuen Gesellschaft unter uns beliebt. Unterhaltung über Kriegskunde ist zum Hauptgegenstande derselben gewählt worden. Wir sind heute zum erstenmale versammelt. Unsere Absicht enthält unser Wahlspruch: Aus Zeitvertreib Nutzen.

Nichts aber, meine Herren, beschäftige uns ernsthafter, als die Aufrechthaltung von Preußens Kriegsruhm, der jeden Preußen ehrt. Kö-

nig Friedrich Wilhelm I bereitete die Mittel, ihn zu erlangen. Eine Gesellschaft, ähnlich der unsrigen, wenigstens durch ihren Zweck; eine Gesellschaft, die nur für Tabaksgenuß und gegen Langeweile entstanden zu sein schien, wo aber vielleicht mehrmalen tiefere Einsicht manchem bloß spielenden Handwerksfreunde reichhaltigere Gedanken lächelnd unterschob — diente dem merkwürdigen Fürsten, die Entwürfe zu jenen Mitteln reifend zu machen. Dessen Sohn, Friedrich, versetzte durch meisterhaften Gebrauch, durch Vervollkommnung derselben, sich selbst unter die größten Heerführer aller Zeiten, seine Heere unter die gepriesensten. Der Enkel des Erstern und Nachfolger des Zweiten, den wir itzt als unsern Monarchen, als unsern obersten Feldhauptmann verehren, als Menschenfreund lieben, besitzt Eigenschaften, die uns mit Zuversicht beleben: Er werde den vorhandenen Glanz seiner Waffen, welchen Sie, M. H., zum Theil mit erringen halfen, durch neuen verherrlichen, woferne Krieg auf Frieden folgen sollte; wir aber alle uns beeifern, unter dessen Anführung das noch zu sein, was Sie unter der von seinem Oheim waren. Ich selbst hatte, wie Ihnen bekannt ist, damals nur den Vorzug, für die Sache des Helden, nicht aber wie Sie unter seinen Augen, zu kämpfen.

Allein

Allein, da alles Gestiegene bald wiederum sinkt, falls vermehrte Kraft es nicht höher treibt, und Kriegerruhm hiervon nicht ausgenommen ist; so bleibe für uns, die wir Preußische Kriegsbediente sind, die Behauptung, die Erweiterung der Ehre dieses Namens, stets heftige Leidenschaft; folglich ziehe alles, was dazu beitragen kann, unsern äußersten Fleiß auf sich.

Theure Pflicht sei es also für uns, den gemeinen Söldnern, welchen wir vorstehen, die nöthige Stimmung beizubringen, und dieselben zu der Mannszucht, zu der Ordnung, zu der Geübtheit, worauf aller Erfolg beruhet, anzuhalten, oder zu leiten; aber ohne gegen sie zu wüthen, so oft als Ahndung nöthig wird. Ahndung muß jedesmal dem Vergehen so angemessen sein, daß der Fehlende selbst, oder wenigstens seine vernünftigen Standesgenossen, sie billig finden.

Diese unsere Nachgesetzten sind unsere Nebenmenschen, sind unsere Brüder; sie empfingen am Stammeigenthume nur ein geringeres Loos vom ewigen Vater unser Aller; welcher vermuthlich keine Gleichheit unter seinen Kindern gewollt hat, weil sie nirgend zu finden ist, nirgend zu finden sein kann: unter Wesen, ungleich an Geisteskräften, ungleich an Leibesstärke, und denen

allen

allen noch ausserdem der Trieb, sich einander zu übertreffen, angeboren zu sein scheint. Auch sieht man jede Menschengesellschaft, vom einzelnen Haushalte zum Gemeinwesen von zahllosen Haushälten, bestehend aus Häuptern und Gliedern. Die Wilden selbst, deren Daseinsart wir den Stand der Natur zu nennen pflegen, beweisen diese Wahrheit; und nachdenkende Unbefangenheit kann die Lehre von der Gleichheit, welche itzt mehr als jemals ausgebreitet werden will, schwerlich für etwas anders halten, als für einen holden Traum des wohlmeinenden Vorurtheils, oder für ein Täuschungsmittel, wodurch gehorchende Herrschsucht ihre Banden abschütteln und mißvergnügte Einfalt sich unterjochen mögte.

Wurden aber jene unsere nachgesetzten Brüder in der Theilung gleich weniger begünstigt als wir, so genießen sie doch das ihnen am gemeinschaftlichen Heerde beschiedene Brot keinesweges umsonst; sie sind vielmehr unsere wesentlichen Mitarbeiter an der Wohlfahrt des Ganzen, oder an dem von uns Einzelnen zu erwerbenden Beifall. Wir können nichts ohne sie; ihnen gebührt also unsere geflissenste Sorgfalt um so mehr, je weniger ihre irdischen Erwartungen mit den unsrigen in gleichem Verhältnisse stehen.

Theure

Theure Pflicht sei es ferner für uns, die uns untergeordneten Nebenbefehlshaber, welche spätere Geburt zu Nachfolgern auf den von uns erreichten Dienststufen bestimmt, nicht minder als jene Söldnergattung, zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten anzuhalten. Aber, weil überkommene Erziehung bei ihnen das Gefühl der Ehre gewöhnlich lebhafter macht, als es bei jener aus Mangel von ähnlicher Beihülfe ist; so seien sie von uns auch durch verschiedene Wege zum nehmlichen Ziele gelenkt, und der ihnen, wie uns allen, mehr oder weniger anklebende Trieb einander zu übertreffen, diene uns zum vornehmsten Werkzeuge ihrer verbesserten Ausbildung.

Zum Unterrichte der Jugend, die bei uns vom Standorte des Fahnjungherrn weiter vorzurücken hofft; selbst zum Unterrichte noch unveralteter, noch wißbegieriger Befehlsleute, sind hier bekanntlich schon Anstalten getroffen worden. Wohldenkende Männer, theils Gelehrte, theils Kriegsbediente, machen es sich zum nie genug zu preisenden Geschäfte, ohne andern Lohn als das Bewußtsein des gestifteten Guten, die angehenden Vertheidiger des Gemeinwesens mit zweckdienlichen Kenntnissen auszurüsten. Aber, nicht alle der übrigen Befehlsleute dieser Besatzung sind mehr

in den Jahren, noch bei der Muſſe, daß ſie jene Anſtalt benutzen könnten; manche von ihnen verſtehen auch wirklich ſchon, was dort zu lernen iſt. Alle hingegen haben gleichwohl hin und wieder unbeſchäftigte Stunden, die vielleicht aus Nichtbeherzigung, daß es Wege giebt, ſie ſo unterhaltend als nützlich anzuwenden, oftmals fruchtlos verſäumet werden; und faſt Alle ſtehen durch Aufmunterungen, vornehmlich durch ſolche, vermittelſt welcher Eigenliebe ins Spiel gebracht wird, zu größerer Brauchbarkeit zu leiten. Denn Brauchbarkeit führt zu Beförderung, oder zu Beifall, oftmals zu beiden: und das Verlangen darnach iſt die kräftigſte Triebfeder zum Hervorthun.

Zwar läßt ſich das pünktliche Vollziehen gewiſſer Obliegenheiten auch erzwingen; allein bloßer Zwang treibt doch höchſtens nur, und oft nur unvollkommen, auf das was geſchehen ſoll. Hervorthunsbegierde hingegen ſchränkt ſich nicht auf das Verlangte ein; ſie ſchwingt uns vielmehr über uns ſelbſt empor. Sie allein kann aus uns machen, was wir, unſern natürlichen Anlagen nach, zu werden vermögen. Folglich, M. H., ſei das Augenmerk eines jeden von uns, ſie bei jenen unſern Nebenbefehlshabern, ja bei uns ſelbſt anzufachen oder zu unterhalten.

Der

Der bisherige Abgang solcher Versammlungen, wie itzt die unsrige ist, machte die Gelegenheiten des wechselseitigen Anregens, des wechselseitigen Belehrens, zu selten für einen jeden Kriegsbedienten dieser Besatzung; zu selten für uns Aeltere, die wir einige Versuchtheit überkommen haben, um nützliche Folgerung der Eine aus des Andern Beobachtungen zu ziehen; zu selten für erfahrungslose Jüngere, um ihre Begriffe durch unsere Versuchtheit zu erweitern oder zu berichtigen. Und die Einrichtung, welche Sie, M. H., genehmigt haben, daß die Zusammenkünfte unserer Gesellschaft nur einen Tag in der Woche ausschließlich aus ihr selbst bestehen, den Versammlungen der übrigen Tage aber ein jeder Andere beiwohnen könne, scheint auf der einen Seite Unterricht für Alle zu gewähren; auf der andern, den Vorzug: unserer Vereinigung näher anzugehören, nichts destoweniger der Eigenliebe wünschbar zu lassen.

Ich kenne das Menschenherz genug, ich hege eine zu gute Meinung von unserer hiesigen Kriegerjugend, um nicht versichert zu sein, daß Gleichgult über diese Gelegenheit, ihre Lust zum Handwerke, ihr Verlangen nach Beifall, im vortheilhaften Lichte zu zeigen, den Wenigsten davon zum Vorwurfe gereichen werde; und indem wir uns

schmei-

schmeicheln dürfen, bei Manchen die eingeschläfer-ten oder noch unerwachten Geisteskräfte durch die Hülfsmittel der Eigenliebe dem Schlummer zu entreißen, so können wir erwarten, uns auch auf diese Art ums Vaterland verdient zu machen.

Das Vaterland, dessen Namen allein schon würdig ist, auf gefühlvolle Seelen löblich zu wirken, dessen Wohlfahrt, dessen Erhabenheit sich auf seine Zugehörigen deutlich genug ergießt, um jeden Vernünftigen zu überführen, die ihm dafür geziemende Wärme sei nicht bloß die Frucht einer schwärmerischen Begeisterung, sondern die der reiflichen Erwägung des Eigenerspriesslichen; das Vaterland, M. H., muß mit der Gegend, worin wir erzeugt wurden, keinesweges verwechselt werden.

Nicht Geburt, sondern Zugewandtheit, bestimmt es für uns; wir alle sind Preußen, weil wir Preußen dienen. Preußen allein ist unser Vaterland, in welchem Winkel der Erde die Mutter auch immer mit uns niedergekommen sein mag; bleibt Preußen geachtet, so sind wir es auch; erhält sich dessen blühender Zustand, so bleiben unsere Dienstvortheile, unsere Aussichten befestigt. Im umgekehrten Falle hingegen, würde das Umgekehrte eintreten: der bloße Namen der Preußen würde nicht mehr, wie itzt, uns an sich selbst schon

zur

zur Ehre gereichen; und in Ansehung anderer Genüsse müßte jeder Einzelne den Verfall des Gemeinwesens bitter empfinden.

Selbstliebe, nicht minder als Pflicht, macht uns also Preußens Ruhm, Preußens Wohl gleichsam zu einem heiligen Gegenstande der Inbrunst, dem alles gebührt was wir vermögen, und dem wir kurzdauernde Geschöpfe auch durch das Theuerste, was wir haben, doch nur ein unbedeutendes Opfer bringen können. Denn, wagen wir gleich Leben und Gesundheit dafür; was thun wir mehr, als einen Versuch, den Kriegsgefahren das bloß zu stellen, was ohnehin wenige Augenblicke hernach ein Raub der Krankheiten oder des Alters werden muß? Aber, manche von Ihnen selbst, M. H., sind redende Beweise, daß Kriegerehre nicht stets durch frühen Tod erkauft zu werden braucht: Sie haben sich damit gezieret, und leben noch; und Ihr erlangter Beifall, welche Belohnung ist er nicht für Sie selbst, welch ein Antrieb für Andere!

Fügen Sie, M. H., dem schönen Beispiele, das Sie gegeben haben, gelegentlich auch schickliche Ermahnungen hinzu; lassen Sie uns gemeinschaftlich daran arbeiten: Vaterlandsliebe, und, nächst derselben, einen heilsamen Zunftgeist zu verbreiten. Vaterlandsliebe glühe für Preußen

überhaupt; Zunftgeist aber, für die Hauptmannschaft, die Schaar, die Schaarheit, ja für die Besatzung, welcher ein jeder im Dienste Preußens vorsteht, oder angehört. Zunftgeist erzeugt Nacheifer, dieser hingegen Verlangen, Bestreben, Thaten, die dem Vaterlande nützen. Nacheifer belebe uns stets; aber niederträchtiger Neid, der sich zu jenem edlen Antreiber verhält, wie es der Glaube lehrt, daß Engel der Finsterniß sich zu Engeln des Lichts verhalten; Neid, der minder nach Ueberlegenheit ringt als sie herabzuwürdigen, der froher ist über den Mißerfolg der Geschicktern, als geflissen ihnen gleichzukommen; Neid, dieser scheußliche Unhold, täusche uns nie unter der Larve des preiswürdigen Nacheifers!

Nie bringe der Unhold die Schaarheiten von Schlieffen, von Eckartsberg, von Dohna *), und die einzelnen Schaaren oder Hauptmannschaften derselben, gegen einander auf; aber bemühet seien sie stets, es einander zuvorzuthun. Nur, wenn sie sich übertroffen finden, stelle sich kein ander Gefühl bei ihnen ein, als die Begierde, den diesmal vermißten Vorsprung durch verdoppeltes Anstrengen in der Folge zu erreichen.

We-

*) Namen der drei Infanterieregimenter in Wesel.

Wesels Besatzung ringe mit andern Besatzungen um Lob; nur verunglimpfe sie dieselben nicht. Und uns Preußen insgesamt verführe kein übertriebener Eigendünkel, die Oestreicher, die Russen, die Schweden, die Sachsen, u. s. w. zu mißschätzen, weil wir uns mehrmalen glücklich mit ihnen gemessen haben. Aber vom Einzelnen zur Mehrheit, von der Mehrheit zum Ganzen, seien alle unsere Kräfte angespannt: Niemanden nachgehen zu müssen, Jedem überlegen zu bleiben, oder zu werden; und der Schwung des Ganzen wird an Höhe verhältnißmäßig mit dem Streben des Einzelnen sein.

Freilich ist die erste Stelle unter den heutigen Kriegern, welche des verewigten Friederichs Mitkämpfer ihren folgenden Standesgenossen erstritten haben, ein schwer zu bewahrendes Kleinod. Wetteifer, der vormals dazu beitrug, uns unsern mittelreichern Widersachern überlegen zu machen, kann auch ihnen gegen uns zu statten kommen; aber nichts destoweniger würde die Einbuße des Kleinods schändlicher für uns sein, als dessen Gewinn für die Erwerber rühmlich war. Und, da die Geschichte lehrt, daß die geringzähligen Spartaner, durch den Geist der sie belebte, dem übrigen Griechenlande trotz seiner Volksmenge, seinem Handel,

seinen Künsten, seinem Wetteifer, so lange Zeit überlegen blieben; da gleiche Beharrlichkeit im Streben uns gleichen Erfolg verspricht: so könnte die unausbleibliche Folge unserer Ermüdung auch nicht einmal durch den immerwährenden Wechsel aller Dinge zu entschuldigen sein. Denn, steht gleich Erfolg selbst beim Schicksale; so steht es doch bei Uns, ihn zu verdienen; ja, auch gegen die Wandelbarkeit des Waffenglücks kann ein großes Beispiel, wovon wir Zeugen waren, uns Zuversicht geben —: Friederich wurde mehrmalen geschlagen; nie überwältigt!

5.

Betrachtungen über den Einfluß der deutschen Staatsverfassung auf das Nazionalglück der Deutschen;

in Beziehung auf zwei Aufsätze von Mirabeau und von Wieland.

Zwei berühmte Schriftsteller unsers Zeitalters haben sich mit Untersuchung der Frage beschäftigt: ob unser Deutschland sich seiner Staatsverfassung wegen mehr zu beklagen oder glücklich zu preisen habe. Beide entschieden für das letztere; beide berech-

berechneten die Vorzüge und Nachtheile, die aus der Organisazion dieses Staatskörpers entspringen, so gegen einander, daß sich das Uebergewicht auf jener Seite finden mußte; Beide wurden fast zu Lobrednern einer Maschine, deren Brauchbarkeit und Güte den meisten Kennern wenigstens problematisch geschienen hatte.

Der Eine war ein Ausländer, der seine unstreitig großen Verstandeskräfte hauptsächlich auf die Untersuchung der Theorie sowohl, als der Praxis aller Arten von Staatsverfassungen, der möglich zweckmäßigsten, der einst gewesenen und der noch existirenden, verwandte; der als Gelehrter und als ein Mann von einem Stande, dem keine Gelegenheit sich in der großen Welt umzusehen versagt war, Lektüre, Reisen und Umgang zur Vervollkommnung seiner Einsichten in diesem Fache benutzte; ein gründlicher Denker, ein scharfer Beobachter, ein trefflicher Schriftsteller; mit einem Worte: es war Mirabeau *). Er betrach-

*) Im 5ten Bande seines Werks: De la Monarchie Prussienne. Das Stück daraus, worauf ich mich hier beziehe, steht sehr gut übersetzt in der Berlin. Monatsschrift, Februar 1789. Diese Uebersetzung habe ich bei gegenwärtigem Aufsatz vor Augen gehabt; und wenn ich Mirabeau citire, so ist sie es eigentlich, auf die ich verweise.

kete Deutschland als Philosoph und als Franzose: dort aus dem allgemeinen Gesichtspunkte dessen was zur wahren Glückseligkeit einer Nazion erfordert wird; hier aus dem besondern Gesichtspunkte, welche Verfassung Deutschlands für Frankreichs Interesse die unschädlichste sei. Er that noch mehr: er verwandelte seine Seele gleichsam in die Seele eines Deutschen, und fragte sich, was er, wenn er in Deutschland geboren wäre, in dem politischen Zustande Deutschlands für Gründe finden würde, entweder dieses Land, als sein Vaterland, andern Staaten vorzuziehen, oder ihnen nachzusetzen. Und hier wußte er sich in die Seele eines zufriednen Deutschen so meisterhaft, so glücklich, so zauberhaft hineinzudenken, daß die Zufriedenheit, die er als Deutscher behauptete empfinden zu können, unfehlbar in die Seele seiner deutschen Leser hat übergehen müssen. — Eine Bedenklichkeit muß jedoch bei einem kalten Deutschen, der gegen die Beredtsamkeit dieses außerordentlichen Mannes auf seiner Huth ist, aufsteigen. Mirabeau gesteht, ein patriotischer Franzose müsse Deutschlands gegenwärtigen Zustand verewigt wünschen. Sollte dieser Wunsch ohne allen Einfluß auf Mirabeaus Darstellung gewesen sein?

Der

Der andere Schriftsteller, welcher unsre Vaterländische Konstituzion vor kurzem ins Schöne gemalt hat, ist selbst ein Deutscher; es ist Wieland *). Bekanntermaßen hat er mit eben der Biegsamkeit, mit eben der Leichtigkeit, womit er einst die Schaftesburys, die Crebillons, die Arioste, und so viel andre ausländische schöne Geister nachahmte, in den letzten Jahren auch einem Hume abgelernt, über politische Gegenstände mit kluger Mäßigung und weiser Behutsamkeit zu philosophiren. Wer liest ihn nicht mit dem größten Vergnügen, ob er uns gleich selbst nur zu oft an die Veränderlichkeit seiner Denkungsart erinnert?

Ich wage es hiemit, die Behauptungen dieser beiden Männer über diesen Punkt öffentlich zu bestreiten. Ich weiß, daß ich bei diesem Unternehmen den Verdacht kühner Ruhmsucht nicht vermeiden kann. Gleichwohl bin ich mir besserer Beweggründe bewußt.

Einem andern Vorwurf, den man mir vielleicht machen wird, muß ich jedoch begegnen. Ist es nicht unpatriotisch, die Zufriedenheit, die jene beiden Männer vielen Deutschen unfehlbar einflößten, wieder vernichten, oder wenigstens stören

*) In der Vorrede zu Schillers historischem Kalender für Damen für das Jahr 1792.

zu wollen? — Die Regel: Alles gut zu finden, ist, je nachdem sie angewandt wird, bald eine vortrefliche, bald eine elende Maxime. Angewandt auf unsern Zustand, in so weit er von einer höhern unsichtbaren Macht abhängt, kann sie unsre Gemüthsruhe befördern, erleichtert sie die Resignazion des Weisen, ist sie die goldne Regel des praktischen Optimisten. Hingegen: in Dingen, die von uns selbst oder von andern Menschen abhängen, Alles gut zu finden, ist oft Beweis der Unwissenheit, die nichts bessers kennt; oft Behelf der Trägheit, die die Mühe scheut, ohne welche keine Verbesserung möglich ist; oft auch Kunstgriff der Schmeichelei, die da, wo Tadel an der rechten Stelle wäre, Beifall verschwendet, um ihre eigennützigen Absichten zu erreichen. Es ist wesentliche Tugend des Patrioten, wie des Philosophen, wie des Kaufmanns, wie eines jeden Hausvaters, bei Untersuchungen des Zustandes der sie betreffenden Dinge, kalt und unbefangen zu sein, und sich den Blick weder durch Wünsche und Begierden, noch durch Furcht und Besorgnisse trüben oder verwirren zu lassen. Mit einer festen und gesetzten Gemüthsfassung muß der Hausvater sein Hauswesen, der Kaufmann seinen Vermögenszustand, der Philosoph das Verhältniß des Guten zum Bösen in dieser Welt, untersuchen;

eben

eben diese Gemüthsfassung soll der Patriot mitbringen, wenn er das Gute und Nichtgute in der Verfassung seines Vaterlands berechnen will.

Der Patriot, der so gestimmt, gleichwohl ein Resultat findet, daß ihm nicht lieb ist, wird freilich eine Verbesserung wünschen; aber mit Mäßigung. Es würde sehr ungerecht sein, ihn, wenn er sein Resultat gesteht, deswegen für einen Unzufriednen zu halten, oder gar zu beschuldigen, daß er Unzufriedenheit und Mißvergnügen verbreiten wolle. Wenn er die Dinge, so wie er glaubt sie gesehen zu haben, ohne Uebertreibung, ohne Deklamazion, ohne Bitterkeit, ohne Spleen, darstellt; so kann er oft dadurch seinem Vaterlande eben den Dienst erweisen, den ein kluger und redlicher Arzt einem zwar gesunden, aber den Saamen einer Krankheit schon in sich tragenden Freunde leistet, indem er ihn auf diesen seinen kritischen Zustand aufmerksam macht. — Ich hoffe, daß man in meinem Aufsatze weder Uebertreibung noch Spleen und Bitterkeit finden wird. Ich bin kein Redner; auf die Ehre jener Arzt zu sein, mache ich keinen Anspruch. Mein ganzer Ehrgeiz geht dahin, Lesern, die über dergleichen Dinge gern denken mögen, neue Veranlassung zu dieser ihnen angenehmen Beschäftigung zu geben.

Wenn das Bestehen großer Staaten ohne einen despotischen Beherrscher wirklich so sehr Unmöglichkeit wäre, als es sich Mirabeau *) damals dachte, wie er jenen Aufsatz schrieb; wenn Kriegs- und Eroberungssucht von ausgedehnten Monarchien unzertrennlich, wenn keine Beständigkeit des Friedens für große unter einem Zepter vereinigte Nazionen zu hoffen, wenn die Erde gegen keine Verheerung sicher wäre, so lange nur wenige große Völker sich in sie theilen; wenn wir in der That die Verbindung kleiner Staaten für die einzige, oder auch nur die geschickteste Form halten müßten, der menschlichen Gesellschaft die möglich vollkommenste Ausbildung und Glückseligkeit zu verschaffen: so wäre die Frage — ich bekenne es — schon aus diesen allgemeinen Gründen hinlänglich wider mich entschieden. Ja, wenn wir in der Zertheilung Deutschlands in eine so große Menge kleiner Staaten wirklich die einzige und nothwendige Bedingung von der Fortdauer des Glücks von Europa, von der Erhaltung der allgemeinen Freiheit, von der Abwendung eines allgemeinen Despotismus, erkennen müßten; so würde ich ohne Bedenken allgemeines Völkerglück vorziehen, und mich nicht betrüben

noch

*) S. 139.

noch ärgern, daß es auf Kosten einiger Grade unsers Nazionalglücks erkauft würde. Ich bekenne es, Patriotismus, dem sein Vaterland Alles und die ganze übrige Welt Nichts ist, scheint mir, wenn ich den Fall der Vertheidigung ausnehme, ein abscheuliches Laster, ein schwarzes Verbrechen gegen das menschliche Geschlecht zu sein. In Kollisionsfällen, wo nicht von Vertheidigung, von Rettung, sondern von Vermehrung schon vorhandenen Glücks die Rede ist, muß das Menschengeschlecht den Vorzug vor dem Vaterlande erhalten, wie in ähnlichen Kollisionsfällen die Familie eines jeden Bürgers dem Vaterlande nachstehen muß. — Allein Mirabeaus Voraussetzungen sind beide grundlos: es ist nicht wahr, daß die Verbindung kleiner Staaten den Frieden mehr befördere; es ist nicht wahr, daß das Glück der Menschheit mit lauter großen Monarchen unbestehbar sei. Hat denn Deutschland seit dreihundert Jahren weniger Krieg gelitten, als das unter einem Monarchen vereinigte Frankreich oder Spanien? Das Gegentheil ist notorische Wahrheit. Sodann können große Monarchieen neben einander bestehen, ohne sich vom Herrschgeist oder von der Kriegssucht bethören zu lassen. Allgemeiner Friede auf Erden kann nur das Werk allgemeiner Aufklärung,

sein

sein. Allgemeine Aufklärung in großen Monarchieen ist wenigstens möglich; und, wenn sie nur erst sich daselbst verbreitet hat, unvertilgbar. Bloß von ungehindertem Fortgange der Aufklärung hängt das Glück der Menschheit ab.

Mirabeau *) hielt es für eine natürliche Folge unserer Verfassung: daß der größere Theil deutscher Länder gut regiert werde, daß nur ein sehr kleiner Theil über Unerträglichkeit der Staatsverwaltung zu klagen habe. Zugegeben, daß dieses nicht bloß gegenwärtig Thatsache sei, sondern auch immer gewesen sei; zugegeben, daß wir, seitdem unsre Verfassung entstand, der guten Landesregierungen weit mehr, als der schlechten, zählen konnten: so ist dieses glückliche Verhältniß keine nothwendige Wirkung unserer Verfassung, sondern bloß zufällige Folge von einer Menge mitwirkender Umstände. Ich sehe in der Verfassung keine Gewährleistung, daß dieses Verhältniß nothwendig so sein, und folglich immer bleiben müsse. Wenn es manchen deutschen Fürsten gab, den die Beschränktheit seiner Macht und seiner Staaten nicht abhielt, so wild zu sein wie ein Kommodus, so verschwenderisch und ausschweifend wie ein Nero, so einfältig wie ein Klaudius; so ist die Möglich-

*) S. 144.

Möglichkeit da, daß einst recht viel von dieser Art existiren. — Es ist wahr, in der deutschen Verfassung sind Mittel angegeben, bösen Regenten Einhalt zu thun. Allein die Anwendung dieser Mittel erfordert so viel Zeit, daß das Uebel schon geschehen ist, ehe Hülfe kömmt; daß eine ganze leidende Generazion hinstirbt, ehe auch nur die Morgenröthe einer Erleichterung, einiges Trostes, aufgeht. Es könne nicht viel Böses geschehen, in Deutschland, meint Mirabeau; ach! bei welchem Volke ist durch seine Regenten etwas Böses geschehen, wozu man keine Parallele in der Geschichte einzelner deutscher Länder finden könnte? — Doch wenn uns auch die völligste Sicherheit gegeben würde, daß der guten Regierungen in Deutschland immer mehr wären, als der schlechten; so wäre doch das noch kein Vorzug, den Deutschland vor andern großen Staaten voraus hätte. Denn eigentlich hieße das nur so viel: der größere Theil der deutschen Nazion ist nicht unglücklich. Dieses aber kann von jeder großen Nazion, selbst unter einem despotischen Zepter, behauptet werden.

Einen wesentlichen Vorzug würden wir unserer Verfassung zu danken haben, wenn sie wirklich bewirkt hätte, was einer ihrer beiden Lobredner *) be-

*) Wieland, S. 19.

behauptet, daß es bei uns keinen übermäßigen Reichthum und keine sich weitverbreitende Armuth gäbe. Ich bemerke, daß man gewöhnlich, wenn man die Klasse der Reichen in Deutschland mit der Klasse der Reichen in andern Ländern, z. B. in England, vergleichen will, eine falsche Grundlage annimmt. Man stellt deutsche Privatpersonen mit Privatpersonen in jenen Ländern zusammen; und bedenkt nicht, daß es unter diesen letzten gewisse Klassen giebt, die, wenn dort unsre Verfassung wäre, mit unsern Reichsfürsten müßten verglichen werden. Man erstaunt, daß es Lords in England giebt, die über sechszigtausend Pfund, oder über drei bis viermal hunderttausend Thaler Einkünfte haben. Aber dieser Lord würde, wenn England unsre Konstituzion hätte, Englischer Reichsfürst sein. Wir müssen also, wenn vom Reichthum des hohen Englischen Adels, d. i. der Lords oder Pairs, die Rede ist, die Parallele dazu in Deutschland ebenfalls unter dem hohen Adel, d. i. unter dem Reichsfürstenstande aufsuchen *). Wenn diese Bemerkung gegrün-

*) Die Engländer scheinen, und mich dünkt richtig, hierin eben so zu denken; worüber ich ein neueres Beispiel, obgleich anderer Art, anführen kann. Der Verfasser einer Introduction to the Knowledge of Ger-

gründet ist, so ist übermäßiger Reichthum in Deutschland gewiß eben so häufig, als in irgend einem andern Lande. — Ob Mangel und Armuth unter den niedern Volksklassen in Deutschland weniger um sich gegriffen habe, als in andern Ländern: darüber will ich nicht urtheilen, weil ich den Zustand der verschiednen deutschen Provinzen, so wie auch anderer Länder, in dieser Hinsicht zu wenig aus eigner Beobachtung kenne. Das Wenige aber, was

Germany (London, Hookham, 1789, 16 Bogen gr. 8.) welcher Deutschland sehr lobt, und im Ganzen eben nicht unrecht urtheilt, obgleich seine Kenntniß unsers Vaterlandes nur äußerst oberflächlich ist, redet auch von der humoristischen Originalität der Deutschen. Bekanntlich wird diese in Deutschland selbst bezweifelt; und wer hätte eine solche Behauptung vollends von einem Engländer erwartet? Er sagt S. 48: „Der Geist, sich unabhängig, sowohl vom Beispiele als vom Einfluß Anderer, zu „erhalten, ist die Regel ihres Privat- und ihres „öffentlichen Betragens. Sie steuren ihren eigenen „Weg, ohne sich zu bekümmern, welchen Andere „nehmen; und sie befragen dabei vorzüglich ihre „Einfälle, ihre Grillen, ihre Leidenschaften. Um „diese zu befriedigen, scheinen sie sich über alles „Gerede wegzusetzen, und keinen Kostenaufwand zu „scheuen.“ — Vielleicht fragt mancher Deutscher hierbei: Spricht der Verfasser hier nicht von der Lebensart der Englischen Lords (wenigstens wie man sie sich gewöhnlich bei uns denket), sondern wirklich von unserm Lande? Die Antwort ist: Er redet, wie er dies auch selbst sagt, von den regierenden Herren, von kleinen deutschen Fürsten. Er führt hernach einige Beispiele, aber nur von Verstorbenen, an.

was ich habe beobachten können, bewegt mich eben nicht, jene Behauptung zu unterschreiben, ob ich sie gleich nicht bestreiten will.

Mirabeau *) und Wieland **) haben den gemeinschaftlichen Gedanken: für Gelehrte, für Männer von Talenten, für Künstler in gewissen Fächern, sei in Deutschland mehr Veranlassung zu einer zufriednen Existenz, als in allen andern Ländern. „Alle Fürsten," sagt Mirabeau, „bedürfen guter Aerzte, guter Wundärzte, geschickter „Mathematiker, Rechtsgelehrten und Kameralisten, kurz in allen menschlichen Kenntnissen geübter Männer." Und so ergeben sich, meint er, eine unendliche Menge von Gelegenheiten zu ihrer Versorgung. — Ich antworte: Erstlich, wenn Deutschland eine Constituzion hätte, welche die Industrie im Großen, die Handlung, die Schifffahrt, die Manufakturen mehr begünstigte; so würden sich für Männer von Gelehrsamkeit und Talenten weit mehr und ergiebigere Quellen des Auskommens und der Anwendung ihrer Einsichten und Geschicklichkeiten hervorthun, als sich jetzt (bloß die Rechtsgelehrten ausgenommen) für sie finden. Wo können praktische Mathematiker ein ergie-

*) S. 148, 149.
**) S. 19.

ergiebigeres Feld für ihre Thätigkeiten, für Erfindsamkeit, für ihr Auskommen finden, als ihnen in England die großen Fabriken und der Schiffbau verschaffen? Zur Versorgung guter Wundärzte hat ein Staat, der große Flotten an Kriegs- und Kauffahrthei-Schiffen unterhält, gewiß mehr Gelegenheit, als ein andrer, dem es an beider Art Flotten fehlt. — Allein Zweitens, was viel wichtiger ist: diejenigen Gelehrten und talentvollen Männer, zu deren Versorgung die zahlreiche Menge Deutscher Höfe so viel Gelegenheit giebt, gehören gerade zu derjenigen Klasse, deren zu großer Anwachs für eine Nazion in Hinsicht auf ihre staatswirthschaftliche Vollkommenheit eben nicht sehr zu wünschen ist; sie gehören zur Klasse der Kostgänger, die zwar einem Volke sehr zur Ehre gereichen, ihm auch große wesentliche Vortheile verschaffen können, die ihm aber doch allemal, indem er sie ernähren muß, eine Last sind.

Hier werde ich durch beide Lobredner unserer Verfassung veranlaßt, meine Leser auf ein doppeltes, positives, großes Uebel, das aus ihr entsprungen ist, aufmerksam zu machen. Das eine besteht in gar zu großem Anwachs der Kostgänger des Staates. Man bedenke: einige hundert Regierungen! einige hundert Höfe! welch

die Ehre der Ehe; die Ehrenschuldner und ist jetzt nicht zu zahlen. Ehre von Ehrenschuld, Ehrenschuld; Ehrenschuld, Ehrenschuld. Ehrenschuld, Ehrenschuld, Ehrenschuld,

Hingegen — und dieses ist das zweite noch größere aus unsrer Staatsverfassung, wenigstens bis itzt, entspringende Uebel. — Die producirenden Volksklassen werden durch unsre Verfassung untergehalten. Sie können sich weder zu der Thätigkeit noch dem Wohlstande erheben, den sie möglicher Weise erreichen könnten, und den sie einst, ehe die itzige Verfassung ihre Konsistenz erhielt, wirklich erreicht hatten. Die Deutsche Industrie würde einen höhern Schwung nehmen, wenn ihr die Flügel nicht gelähmt wären. Einst hatte Deutschland beträchtliche Tuchfabriken; es hat noch einige, aber im Verhältniß zu dem gegenwärtigen Zustande von ganz Europa sind sie das bei weitem nicht, was sie ehemals waren. Der

ganz Europa; aber es lehrt zugleich eine weit größere Anzahl von Deutschen Staatskalendern kennen, als man vielleicht vorhanden glaubt. Von beinahe allen altfürstlichen Häusern, und von den meisten geistlichen Staaten sind sie da; und, zusammengefügt, würden sie eine beträchtliche Anzahl von Quartbänden betragen. Noch auffallender, als das vom Verf. angeführte Beispiel von Frankreich und England, ist das von Rußland; welches, als das größte Reich in der Welt, die kleinste Anzahl von Hofbedienungen enthält. — Aber, wer wollte bloß deshalb die ungeheuer großen Monarchieen vorziehen? Es giebt auch hier wohl ein Maximum und ein Minimum; nur mögte es schwer fallen, dasselbe genau zu bestimmen. B.

Anbau des Bodens ist nichts weniger als zur möglich größten Höhe getrieben. Deutsches Bier war einst ein wichtiger Ausfuhrartikel. Wie elend sieht es mit deutschem Weinbau aus? Das fernere Bestehen unserer Leinwandfabriken ist sehr ungewiß. Die Engländer haben es durch ihre Bestrebungen fast schon so weit gebracht, daß sie eben so gute, ja noch feinere Leinwand, als die Deutsche, eben so wohlfeil liefern können. Noch sind sie nicht völlig damit zu Stande. Gelingt es ihnen aber ganz, so wird Deutschland seinen Absatz dieses Artikels nach so viel andern Ländern in und außerhalb Europa verlieren. Deutschland müßte die größten Lederfabriken haben: es hat sie nicht; die schönsten Papierfabriken: es hat sie nicht. Ich müßte mich sehr irren, wenn erfahrne Statistiker meiner Behauptung, daß bei ungestörter und folglich erhöhter Industrie wenigstens noch eine Million Menschen mehr in Deutschland leben könnte, ihre Beistimmung versagen sollten. Können gegen diesen Abgang einige tausend Menschen, denen die Menge der kleinen Höfe und Regierungen ihren Unterhalt giebt, in Anschlag kommen?

Zu einer vollkommnen alles belebenden Industrie wird Vereinigung der Nazionalkräfte erfordert; und die Kräfte der Deutschen Nazion sind

unter

unter hundert größere oder kleinere Staaten vertheilt. Was aber noch schlimmer ist, und eigentlich das Uebel ausmacht: jeder dieser Staaten will die Porzion Kräfte, die ihm zu Theil wurden, bloß für sich, zu seinem eignen Vortheil, wirken lassen; wendet sie wohl gar wider seine Nachbarn, wider das Ganze an. Daher sind einige hundert, vielleicht einige tausend winzige krüppelhafte Fabrikchen entstanden, die sich zu den Englischen verhalten, wie Pygmäen zu Riesen. Mit einem Markte von einigen Meilen macht man Ein- und Ausfuhrgesetze, wie die Engländer, deren Markt die ganze Welt ist. Auch unser Markt hätte die ganze Welt sein können, wenn unsre Fürsten und die Hanse zu rechter Zeit ihr gemeinschaftliches Interesse erkannt hätten. Wie sehr es von beiden Theilen verkannt, vernachläßigt, oder andern Absichten aufgeopfert wurde; ist noch von keinem Schriftsteller recht ins Licht gesetzt. Aber, wer wird sich auch gern einer so traurigen Arbeit unterziehen?

Mirabeau gesteht es *): öffentliche, wahrhaft nützliche Anstalten, Kanäle z. B. zwischen der Elbe und der Weser, zwischen der Weser und dem Rhein, sind in Deutschland unmöglich. — Spaniens größter Nachtheil ist die physische Unmöglichkeit,

*) S. 140.

die Kommunikazion seiner verschiednen Provinzen durch Kanäle und Landstraßen zu befördern: es hat zu großen Mangel an Flüssen; zu unwegsame Gebirge durchschneiden es von Osten nach Westen, vom Norden nach Süden. Mit solchen natürlichen Hindernissen haben wir in Deutschland nicht zu kämpfen. Der moralischen Hindernisse, der Hindernisse die von der Willkühr der Menschen abhängen, giebt es desto mehr. Wem sind sie nicht bekannt? ich würde sonst auf Mirabeaus hieher gehörige Stelle verweisen, wiewohl er nicht einmal die Liste unserer Uebel vollzählig geliefert hat.

Ich zweifle, daß Deutschland mehr mittelmäßige, wohlhabende, wohlpolizirte, und (ein wichtiger Beisatz) betriebsame, Städte besitze, als irgend ein andres Land in Europa. Wieland behauptet jenes *); aber ich gebe ihm zu bedenken, daß eine große Anzahl deutscher Städte ihre Aufnahme bloß dem Umstand, daß sie der Sitz eines Hofes oder einer Regierung sind, verdanken. Daher das Jammern und Winseln, wenn eine Residenz, wenn Kollegia von einer Stadt nach einer andern verlegt werden. Nie hört man von solchen Klagen Englischer oder Französischer Städte. Wenn man

aus

*) S. 18, 19.

aus der Liste Deutscher sich wohl befindender Städte alle, die es bloß durch den Aufenthalt des Fürsten oder der Kollegien sind, ausstriche, und nur diejenigen stehen ließe, deren Betriebsamkeit die Quelle ihres Wohlstandes ist, ich zweifle, daß sie einer ähnlichen Liste von Städten in Frankreich oder England gleichkommen würde.

Daß Deutschland für seine industriösen Söhne kein wohlthätiges Vaterland ist, beweisen die Tausende, welche in Frankreich und England eine würdigere Sphäre für ihre Talente und Thätigkeit suchen mußten, weil Deutschland sie ihnen nicht verschaffen konnte. Wer weiß nicht, daß Tausende von Künstlern und feinern Handwerkern ein Glück in andern Ländern machen, wie sie in ihrem Vaterlande es nicht hätten machen können?

Der Umstand, daß die producirende Klasse bei uns nicht zu dem Grade von Wichtigkeit gelangen kann, zu dem sie, nach der Natur der Dinge, gelangen sollte; hat eine sehr nachtheilige Folge. Falscher Ehrgeitz verleitet wohlhabende Eltern, ihre Söhne zu sogenannten gelehrten Bedienungen zu bestimmen. Einige hundert Höfe, Regierungs- Justiz- Kameral- und andere Kollegia geben eine Menge von Aussichten, junge Leute auf diesem Wege zu versorgen. Aber die Zahl der Kompetenten wird im-

mer! größer; die Bewerbungskünste werden daher immer weiter getrieben. Daher die Furcht, sich durch Freimüthigkeit an seiner Beförderung zu schaden, oder sich durch Aeusserungen, die dem Hofe mißfallen könnten, den Weg zu Gehaltszulagen zu versperren. Daher das Akkommodiren seiner Systeme nach dem Interesse, nach den Absichten, nach den Launen sogar des Herrn, dem man dient, oder auch nur dessen, der am meisten bei Jenem vermag. Daher jene Kriecherei; jene ärgerlichen Auftritte, die Mirabeau so gut beobachtet hatte, die er aber, wie es scheint, absichtlich nicht ausmalen wollte *). Daher jenes Rang- und Titelwesen, das einen so kleinlichen Ehrgeiz veranlaßt.

Man will behaupten: in Deutschland sei mehr Gesundheit, sei weniger Sittenverderben, als in andern Ländern **). Eines eigentlichen Beweises sind Behauptungen über Thatsachen dieser Art nicht fähig. Vielleicht hat man so geschlossen: wo weniger große Städte und weniger Reichthümer sind, da ist weniger Sittenverderben und also mehr Gesundheit. Aber ich zweifle nicht, wer die Welt aus eigner Beobachtung kennt, wird überzeugt sein, daß

*) S. 150.

**) Wieland, S. 20.

daß in großen Städten, wo der Geist der Handlung und der Industrie seinen völligen Einfluß hat, die Sitten weit weniger verderbt sind, als an kleinen Höfen. — Sodann glaube ich auf Zeugnisse, denen ich meinen Glauben nicht versagen kann, daß in den innern Provinzen Frankreichs sowohl als Englands weit mehr von alter Simplizität und Reinheit der Sitten übrig ist, als Viele in Deutschland sich vorstellen mögen.

Unsere Verfassung, sagt man, sichere uns gegen aristokratischen sowohl als demokratischen Despotismus *). Ich will den Despotismus bei Seite setzen; aber mancher schädlicher, sehr schädlicher aristokratischer und demokratischer Einfluß existirt doch unleugbar. Ein beträchtlicher Theil Deutschlands besteht aus Bißthümern und Prälaturen; ihrer sollen in allen über siebenzig sein. „Die „ursprüngliche Bestimmung der Bischöfe und Dom„herren," sagt ein Kenner der Deutschen Verfassung **), „verlor sich beinahe ganz. Bißthümer „und Pfründen mußten dem hohen und niedern „Adel zur Versorgung ihrer Söhne dienen." Das darf ich doch, ohne den Begrif zu verstellen, so übersetzen: sie wurden aristokratische Institute.

*) Wieland, S. 10.

**) Pütter in s. Entwickelung, Th. I. S. 159.

Es könnte übrigens noch Manches über diesen Punkt gesagt werden, wenn es nöthig wäre. — Aber auch an demokratischen Mißbräuchen fehlt es nicht; gehören die Handwerksmißbräuche nicht in diese Klasse? In welchem Lande ist die Aufhebung der Zünfte, oder auch nur ihrer übertriebnen Privilegien mit mehr Schwierigkeiten verknüpft als in Deutschland?

Immerhin sei unsre Konstituzion ein unüberwindliches Hinderniß für uns, an Macht die erste Nazion in Europa zu werden; immerhin sei uns alle Möglichkeit benommen, durch die Waffen zu herrschen, durch Eroberungen zu glänzen! Möchte es nur gegründet sein, daß unsere Verfassung uns hinlänglich wider auswärtige Angriffe oder gegen Kriege auf unserm Boden, um ausländischer Angelegenheiten willen, sichere *). Aber ach! bei unserer Verfassung sind wir, so oft ein Krieg nur einigermaßen in der Mitte von Europa entsteht, in Gefahr mit darin verwickelt zu werden; noch mehr, in Gefahr, unser Vaterland zum Hauptschauplatz des Krieges bestimmt zu sehen: und dieses um eines fremden Interesses willen. Seit dem Westfälischen Frieden wurden Kriege geführt, die eigentlich nur Holland, oder Polen, oder Spanien an-

gin-

*) Wieland, S. 20

gingen; aber dieser fremden Angelegenheiten wegen ward auf Deutschen Feldern Deutsches Blut vergossen, Deutsche Städte wurden verheert, Deutsche Provinzen verwüstet. Und sichert uns unsre Verfassung, daß in Zukunft nicht wieder, wegen Angelegenheiten Deutscher Höfe, innerliche Kriege entstehen? — „Ach Deutschland kann kaum drei Lustra vor den „Verheerungen des Krieges gesichert sein! Eine „(Deutsche) Provinz dünkt sich da schon glücklich, „wenn der Feind zehn Jahre ausbleibt, ohne ihr das „zu entreißen, was sie während der kurzen Zeit „einsammelte, oder aus den ehemaligen Plünde„rungen noch retten konnte *). Man setze in dieser Bemerkung statt zehn Jahre, zwanzig; und die Geschichte seit dem Westfälischen Frieden bezeugt, daß es eine wahre Bemerkung ist.

Als ich die schöne Stelle bei Mirabeau las, wo er **) den Zustand der Aufklärung, die Verbreitung nützlicher Künste, im Protestantischen Deutschlande mit so vieler Theilnehmung beschreibt; verbreitete sich eine Heiterkeit in meiner Seele, die immer dann bei mir entsteht, wenn ich redende Beweise von wirklich erfolgter Veredlung der Menschheit vor Augen sehe. Und

er

*) Mirabeau, S. 140.

**) S. 151.

er ist wirklich da, dieser Vorzug unsers Vaterlandes, von allen Vorzügen der größte: Aufklärung; Bestreben, gelingendes Bestreben, das Reich der Wahrheit immer mehr anzubauen; Begierde, nie ruhige, und immer mehr Befriedigung findende Begierde nach nützlichen Kenntnissen! Möchte es doch keiner menschenfeindlichen Gewalt gelingen, uns dieses Vorzugs je wieder zu berauben! — Allein, wie konnte der scharf und richtig sehende Mirabeau diesen Vorzug für eine Wirkung unserer Verfassung, unserer Zertheilung in so viel kleine Staaten halten? Verlangen nach Aufklärung braucht nicht erst durch äußere Ursachen in dem Menschen gewirkt zu werden; es ist ein von der Natur in ihn gelegtes Verlangen, das mit seiner vollen Kraft wirkt, und den Menschen zum Forschen und Untersuchen treibt, sobald es ihm nur nicht durch äußere Ursachen verwehrt oder verleidet wird. Bei einem nur einigermaßen civilisirten Volke werde die Aufklärung nur nicht durch die Konstituzion oder durch den Regenten verhindert, und sie entsteht von selbst; so wie Fleiß und Industrie von selbst entstehen, wann sie nur nicht mit zu großen Hindernissen zu kämpfen haben. Jenen Vorzug eines allgemeinen Bestrebens hat das Protestantische Deutschland mit

Schwe-

Schweden, Dännemark und Holland gemein, weil man auch in diesen Ländern den menschlichen Geist mit keinen Fesseln beschwert hat. Auch das Katholische Deutschland fängt an, dieses Vorzugs theilhaftig zu werden, weil es sich in neuern Zeiten weiserer Regenten, als in den vorigen, zu erfreuen gehabt hat. Das Hauptverdienst dieser menschenfreundlichen Regenten war, daß sie ihrem Volke die Freiheit zu forschen, zu untersuchen, mit einem Worte, die Freiheit zu denken, wiedergaben.

Man gesteht: unsere Verfassung hat allen deutschen Gemeinsinn erstickt *). Als Deutsche, haben wir weder zur Ausübung patriotischer Tugenden noch zum Genuß patriotischer Empfindungen Gelegenheit. Was ein Patriot sei, was es heiße, als Patriot denken, handeln, fühlen: das kann ein in Deutschland Geborner aus eigner Erfahrung nicht wissen, wenn er nicht ein Preuße, oder Oestreicher, oder Sachse, oder Baier, oder sonst Mitbürger eines der größern Deutschen Staaten ist. Und dann fühlt er seinen Patriotismus nicht als Deutscher, sondern als Preuße, als Oestreicher, u. s. w. Der Preuße glüht bei der Erzählung

*) Wieland, S. 25.

zählung von Friedrichs Heldenthaten, ist stolz auf den Ruhm seines Landes, ist bereit sich für seinen König aufzuopfern. Oestreichs Macht und Glanz, Oestreichs Vorzüge sind die herrschenden Ideen eines östreichischen Patrioten. — Ich weiß, die Griechen befanden sich zwar auch in dem Falle, daß jeder einzelne Staat seinen Bürgern Patriotismus für diesen einzelnen Staat einflößte. Es gab Spartanische, Athenische, Thebanische Patrioten. Dennoch gab es auch allgemeinen Griechischen Patriotismus. Er war aber nicht das Werk der Konstituzion: denn die Griechen hatten keine allgemeine Konstituzion; sondern des Nazionalcharakters, des Bewußtseins, daß ein Grieche von Erziehung, ein nicht ausgearteter Grieche, durch seine geübtere Denkkraft, durch seine Geistesvorzüge, durch die feinere Ausbildung seines Empfindungsvermögens, gleichsam ein veredelter Mensch sei. Griechheit, wie Dionys von Hallikarnaß sie nennt, war das Synonym von veredelter Menschheit.

Wielands *) Optimismus in Ansehung unserer Verfassung ist nur, wenn er gehörig bestimmt wird, gegründet. Unter den Umständen, worin die Deutschen sich befanden, als ihnen ihre

derma-

*) S. 10.

dermalige Konstituzion gegeben ward: am Ende des schrecklichen, grausamen, dreißigjährigen Krieges — war keine bessere zu hoffen, und unsere Vorfahren hatten von Glück zu sagen, daß sie nur die gegenwärtige erhielten. Es ist aber wohl Euphemismus, wenn Wieland *) den Friedenskongreß zu Osnabrück eine Nazionalversammlung nennt. Zwei auswärtige Nazionen mit den Waffen in den Händen schrieben vor, wie es künftig in Deutschland sein sollte. Eine Nazion von vier und zwanzig Millionen Menschen gab sich ihre Verfassung nicht selbst; sondern ließ sie sich von Fremden geben, ließ sie sich von Fremden verbürgen. Das eine der beiden sicherstellenden Völker beträgt ungefähr zwei Millionen. Vier und zwanzig Millionen nehmen zwei Millionen zu Gewährleistern einer durch die Waffen der letztern mitbewirkten Konstituzion an. O Religionshaß! Faktionenwuth! solche Wunder können nur durch euch möglich werden!

Wenn also die Berechnung des Guten und Bösen, das für Deutschland bisher aus seiner Verfassung entsprungen ist, nach richtigen Grundsätzen und unleugbaren Thatsachen angestellt wird; so

*) S. 10.

so ergiebt sich folgendes Resultat. Es fehlt in unserm Vaterlande weder an aristokratischen, noch demokratischen Mißbräuchen. Die Nazion muß eine weit größere Anzahl von allerlei Hof- und Staatsbedienten, von Kostgängern, ernähren, als irgend eine andere. Die producirenden Klassen bleiben tief unter dem Grade von Wohlstand und Vollkommenheit, den sie natürlicherweise erreichen könnten. Der industriöse Deutsche, der seine Kunstliebe, sein Kunstgenie befriedigen will, muß auswandern; in Deutschland sind alle Umstände seinem Aufkommen entgegen. Deutschland ist immer in Gefahr, um fremder Angelegenheiten willen der Schauplatz blutiger, verwüstender Kriege zu werden. Nie ist es vor innern, zwischen Deutschen Fürsten selbst geführten Kriegen sicher. Eine der ergiebigsten Quellen moralischer Vollkommenheiten und moralischer Glückseligkeit fließt für den Deutschen nicht; er hat keine Gelegenheit Patriot zu sein. Die Menge der Höfe läßt auch, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, viel Sittenverderbniß erwarten. Sie veranlaßt eine kleinliche Art von Ehrgeitz; sie erzeugt die Rang- und Titelwuth. Aufs Allgemeine gehende nützliche Anstalten sind nicht zu hoffen. Zwischen einzelnen Deutschen Völkerschaften ist ein eben so

heftiger, eben so tief eingewurzelter Haß entstanden, als je zwischen Franzosen und Engländern, zwischen Dänen und Schweden war. — Bei diesen für das Ganze nachtheiligen Umständen werden aber freilich einige Länder gut regiert; und es ist nicht zu fürchten, daß ganz Deutschland unter den Scepter eines einzigen Despoten gerathen werde.

Das Höchste, was Wieland *) von dem Zustande, worin wir Deutschen uns befinden, zu sagen wußte, ist: daß es ein leidlicher Zustand wäre. Denen, die sich in einem solchen Zustande befinden, Zufriedenheit empfehlen, heißt wohl nichts anders, als ihnen Resignazion empfehlen; nicht aber sie bereden wollen, daß das Leidliche etwas Vollkommenes sei.

Meine Absicht war bloß, die wahre Beschaffenheit unsers gegenwärtigen Zustandes in das gehörige Licht zu setzen. Wie er verbessert werden könne, dafür sorge die Weisheit unserer Fürsten, unserer Landesväter. Möchte doch der ursprüngliche Begriff des Titels Fürsten, möchte doch der ehrwürdige Begriff eines Landesvaters, ihrem Herzen wichtig sein! Möchte der Titel Landesherr nie

zu

*) S. 15.

zu falschen, unglücklichen Begriffen gemißbraucht werden! K.

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Um allem Mißverständnisse vorzubeugen, da man itzt so leicht — etwa auch so gerne? — mißversteht, will ich ein paar Worte hinzufügen. Staatsverfassung oder Konstituzion, wovon itzt so manche Unberufene unberufenerweise reden, bedeutet gewöhnlich: die Bestimmung der innern Regierungsform eines Landes, das Verhältniß der verschiedenen Volksklassen gegeneinander, und ihren Einfluß bei der Gesetzgebung, der Bewilligung von Auflagen, der Entscheidung über Krieg und Frieden, u. s. w. Der gelehrte und scharfsinnige Verfasser der vorliegenden Abhandlung, welche eigentlich nur die kleineren deutschen Staaten zum Augenmerk hat, gebraucht zwar auch diese beiden Wörter; aber offenbar in einem andern Sinne, nehmlich so daß sie vielmehr die äußere Eintheilung der Länder bedeuten. Die Frage ist eigentlich bei ihm: Ob es besser sei, daß ein Land, welches einerlei Volk, einerlei Sprache, einen verbindenden Zusammenhang der geographischen Lage, und ein politischgeknüpftes allgemeines Band hat,

in

in sehr viele Staaten und Staatchen zerstückelt ist; oder daß es sich nur in einige, größere, Abtheilungen zerspaltet: übrigens ohne Rücksicht auf die innere Form der Regierung in jenen kleinern und diesen größern Ländern?

Die Frage ist, wie man sieht, auch schon spekulativ nicht unbeträchtlich; und es kommen dabei wichtige Erörterungen vor, deren einige der Hr. Verfasser glücklich gefaßt hat. — Praktisch wird diese Untersuchung in Deutschland um desto interessanter, weil offenbar immer mehr Staaten, durch Aussterben, zusammenfallen und künftig zusammenfallen werden; wogegen keine Vertheilung eines Landes unter mehrere Söhne mehr Statt findet.

Ich wiederhohle übrigens hier mein oben S. 279 abgelegtes Bekenntniß: daß die Bestimmung des Genug oder Zuviel hierbei äußerst schwer, wo nicht unmöglich ist. Und in Absicht der eigentlichen Staatsverfassung, mögte ich immer behaupten, daß darauf viel weniger als auf die gute Staatsverwaltung, und auf den Charakter der Nazion, ankömmt. Wenigstens wird jeder Unterthan in der Preußischen Monarchie, wenn er auch nur die vorstehenden Abhandlungen No. 2, 3, und 4 überdenkt, gewiß mit mir ausrufen: Wohl

dem Lande, wo eine weise Regierung, wo gute Gesetze, und wo patriotische Gesinnungen unter den Einwohnern der verschiedensten Provinzen, herrschen! B.

6.

Mösers fünfzigjährige Amts-Jubelfeier.

In einem Sendschreiben an den Herausgeber der Berl. Monatsschrift, Herrn Bibliothekar Biester.

Wohlgeborner, Hochzuverehrender Herr!

Da es bekannt ist, daß Ew. Wohlgeboren, und ein großer Theil der Leser Ihrer Monatsschrift mit Ihnen, an Allem was dem wahren Verdienste und der bessern Menschheit zur Ehre gereicht, keinen geringen Antheil nehmen; so darf ich wohl nicht erst um Nachsicht bitten, wenn ich mir das Vergnügen gönne, Ew. von einer Feierlichkeit, die dem längst erkannten Verdienste unsers Mösers hier in diesen Tagen gewidmet wurde, eine kleine Nachricht zu geben. Sie erwarten diese aber von mir in keiner andern, als der dürftigen und prunklosen Sprache des bloßen Anzeigers, nicht der ausgesuch-

gesuchten eines Lobredners: welche letztere, wenn ich ihrer auch fähiger wäre als ich wirklich bin, meinem Gegenstande, wie ich glaube, eher Abbruch thun, als ihn heben möchte. Dabei soll es dem Gutachten Ew. völlig überlassen bleiben, ob Sie von den wenigen Zeilen, die Sie hier lesen werden, für die guten Leser Ihrer Monatsschrift, in dieser oder jeder andern beliebigen Form, Gebrauch machen wollen.

Bei der diesjährigen Versammlung unserer Landstände, die bei uns in Osnabrück mit dem Monat Januar ihren Anfang zu nehmen pflegen, erweckte der Gedanke an die vielen und großen Verdienste, welche Möser um sein Vaterland und die hochlöbl. Ritterschaft unseres Hochstifts, während der fünfzig Jahre die Er mit Derselben verbunden war, sich erworben hat, in mehreren würdigen Mitgliedern dieses Standes den lebhaften Wunsch: diese ihre fünfzigjährige Verbindung mit einem solchen Manne durch eine Sollennität zu feiern, die unserm ganzen Publikum zu einem unzweideutigen Beweise dienen könnte, wie sehr der würdige Mann von einem so würdigen Kollegium erkannt und geschätzt werde.

Da die Aeusserung jenes Wunsches den Beifall der gesammten Ritterschaft fand; so wurden

nun, zu deſſen Ausführung, unter der Aufſicht einiger ihrer Mitglieder, alle zu einer ſolchen Amtsjubelfeier nöthige und ſchickliche Anſtalten getroffen. Sie, die Ritterſchaft, gab den 17ten dieſes Monats einen ſollennen Ball, wozu die Mitglieder der drei privilegirten Landſtände, der hohen Kollegien, die Herren des Militare, nebſt vielen andern Freunden und Verehrern des Möſerſchen Namens eingeladen waren.

So groß und gemiſcht die Geſellſchaft auch war (denn ſie beſtand aus beinahe zweihundert Perſonen von beiden Geſchlechtern, und aus allen Ständen erleſen); war es doch eine Freude zu ſehen, wie Alles nur gleichſam den Sinn dieſes Tages athmete, wie man ſogar keine Spur ſah von dieſem oder jenem, was ſonſt Menſchen von einander zu entfernen, einander langweilig oder drückend zu machen pflegt.

Ein Ehrendenkmal von der Erfindung unſers geſchickten, in mehreren ſchönen und nützlichen Kenntniſſen erfahrnen, Kanonikus Lippers zierte die Tafel des Speiſeſaals. Dieſes Denkmal beſtand aus einer Säule mit einigen bedeutenden Attributen. Die vier Wände des Piedeſtals waren mit beiliegenden Inſchriften*) verſehen, welche

*) Sie folgen hinten.

che dazu abgefaßt waren, um die Empfindungen und Wünsche der feiernden Gesellschaft auszudrücken.

Sehr rührend war der Anblick, als der einundsiebenzigjährige Mann von Wehmuth überfloß, da er unter allen Beweisen von Freude und Feierlichkeit in den Saal der ihn erwartenden Versammlung geführt wurde.

Es giebt der Ehrenbezeugungen vielerlei; und darunter nicht wenige, die, man mag auf ihren Grund, oder den Gegenstand ihrer Veranlassung sehen, für die Sittlichkeit von weniger, als gar keiner Bedeutung sind. Diese war von anderer Art; sie war ein reiner voller Ausdruck des guten Deutschen Sinnes, Deutscher Gerechtigkeitsliebe, und einer wahrhaft humanen Schätzung des vielfachen gemeinnützigen Verdienstes: Eigenschaften, die alle leere Formen in Worten und Geberden, wodurch man gute Gesinnungen sonst so gern ersetzen will, aus den Herzen unserer Westfalen noch nicht haben verbannen mögen. Darum liebte Möser auch von jeher sein Vaterland so vorzüglich, und dieses sein Vaterland verdiente einen Möser zu haben.

Wenn gleich unser Zeitalter so manches darbietet, woran man eben nicht Ursache hat mit Ver-

gnügen und Theilnehmung zu denken; so muß es dem besseren Theile unserer Zeitgenossen doch eine angenehme Aufmunterung sein, für die, welche nach uns kommen werden, Gutes zu hoffen: wenn er siehet, wie man immer mehr anfängt, gegen die Verdienste großer Männer auch durch Beweise von edlerer und ganz anderer Art, als wodurch man sie vormals bezahlen zu können glaubte, Achtung und Erkenntlichkeit zu bezeugen. Jemehr der Geist unserer Deutschen suchen wird, sich zu diesem großen Sinne der Alten emporzuarbeiten, desto vielfacher wird auch die Liebe des Guten in jeder Art verstärkt und erhöhet, desto fruchtbarer werden die Keime schöner Aufmunterung und Nacheiferung sein, die der Nachwelt dadurch überliefert werden.

An Geist und Herzen große Menschen, die, wie eine Zierde unseres Geschlechts, so eine Wohlthat der Zeiten sind, welchen die Vorsehung sie gewährt, können freilich, unmittelbar, nur so lange Gutes wirken, als sie selbst unter ihren Mitbrüdern sind. Allein, daß sie für ihre Person so wenig, als der Schwächste der Sterblichen, auf mehr als menschliche Lebensdauer Anspruch machen können, noch wollen; eben dieses soll ihre dankbaren Zeitverwandten lehren, den reinen Quell ihrer

Wirk-

Wirksamkeit so lange zu nutzen, als er fließen kann, und sie — von bessern Gesinnungen beseelt, als die der Eigennutz weder geben mag, noch zulassen darf — geneigt machen, jenen ihre Laufbahn möglichst zu erleichtern, damit sie des Guten so viel schaffen mögen, als die Gottheit ihnen Sinn und Kräfte verlieh.

Indem sie aber auch nach ihrem Tode noch erkannt werden, — denn wann blieb wahres Verdienst von der Nachwelt ganz unerkannt? — — nützen sie auch dieser noch, und wirken, ungesehen, Gutes mehr, als wir berechnen können.

Dieses wird auch der Fall mit unserm Möser sein, dem wir Alle — und wer, der ihn kennt, nicht mit uns? — das entfernteste Lebensziel wünschen. Er gehört ja unter die wenigen Männer seines Standes und Verhältnisses, die mit Einfalt und Würde des Charakters ächten Deutschen Sinn, mit mildem Ernst und eigenster Gutmüthigkeit ein sicheres Gefühl von Pflicht und Recht, mit Geist und Kraft zu gemeinnütziger Thätigkeit wahre praktische Weisheit (wozu der Berufenen so viel, so wenig der Erwählten sind) unzertrennlich vereinigen, auf eine Art vereinigen, die überall, wo sie sich findet, den wahrhaft großen, durchaus gebildeten Mann beweist.

Und wie wenig sind der Männer, von welchen, wenn ihnen die Vorsehung in öffentlichen Verhältnissen bedeutende Posten anwies, sich in dem Maße, wie von Mösern, und in dem Sinne, sagen läßt: daß sie in ihrem Leben keinen Menschen zu drücken, vielen aber Freude zu machen, wohl zu thun, und gefällig zu werden strebten?

Doch Ew. bedürfen keiner solchen Anzeige. Ihnen, wie dem größten Theile Ihrer Leser, ist der Deutsche Möser zu rühmlichst, und von zu vielen Seiten bekannt, als daß ich von Ihm weiter ein Wort zu sagen brauchte.

Auch bedarf Er selbst so wenig, als Die seine erkannten Verdienste ehrende Ritterschaft, meines ungesuchten Lobes. Beide suchten den Verhältnissen ihres Standes und Berufes nicht erst seit gestern Ehre zu machen.

Mir hat es indessen eine angenehme Erhohlung gewährt, diese wenigen Zeilen über eine Sache zu schreiben, die dem Freunde des Guten, dem denkenden Beobachter, keinen geringen Stoff zu manchen fruchtbaren und nützlichen Betrachtungen, in unserm Zeitalter zumal, darbieten kann.

Da diese aber besser Ihnen selbst und Ihren Lesern überlassen bleiben, so darf ich nur noch die Versicherung der vollkommensten Hochachtung hinzusetzen, womit ich die Ehre habe zu beharren — —

Osnabrück,
d. 22 Jan. 1792.

Dr. Joh. Fr. Aleuker.

Die

Die Inschriften.

Erste Seite.

Zur Feier
des fünfzigjährigen Dienstes
Eines Mannes
der, in allen Geschäften gleich thätig,
das Wohl des Vaterlandes
in jedem seiner Zweige ruhmvoll beförderte;
und
als Syndikus der Landes-Ritterschaft
durch Eifer, Klugheit und tiefe Einsicht
Ihre Erwartung weit übertraf,
widmete
dieses Denkmal eines gerechten Dankes
die

Ritterschaft
des Hochstifts Osnabrück
d. 17. Jan. 1792.

Zweite Seite.

Bekränzt
von des Verdienstes Genius
empfange
IUSTUS MOESER
Deiner Mitbürger lautere Wünsche!
Dankbar,
dafs Du in Deinem Berufe
des Vaterlandes Wohl so mannigfaltig bewirktest,
in bedenklichen Lagen dessen Schritte leitetest,
ohne Geräusch, doch dauerhaft, sein Glück
begründetest;
Stolz,
dafs durch Deinen Geist und Deine Werke
Es selbst dem Auslande rühmlichst sich zeigen
konnte;
Sehnsuchtsvoll,
Deines Beistandes noch spähin sich er freuen
zu können,
wird
Dein Namen
Ihnen unvergefslich
sein.

Dritte

Dritte Seite.

Feſtlich ſei dieſer Tag
Geweih't dem edlen Manne
der fünfzig Jahre
der Ritterſchaft ſich widmete;
Ein Pfand der Dankbarkeit
dies Denkmal
das unvergeſslicher
in Ihrem Herzen ruh't.
Durch Sie bezeugt das ganze Land
wie Allen werth
der biedere *Moeſer*
ſei.

Vierte Seite.

Wonne
dem Manne
der in des Vaterlandes
Dienſten grau ward!
Dieſes frohen Tages
Einz'ger Wunſch erſchalle:
Lange Lebe Möſer!
wiſſe dann die Nachwelt
wie werth dem Deutſchen Lande,
wie einzig UNS der Mann war,
der ſo das Nützliche
mit dem Angenehmen
zu verbinden
wuſste.

7.

Anmeldung der Jesuiten in Brabant.

Sobald man in Polen an eine neue Einrichtung der Dinge dachte, traten auch sogleich die Jesuiten daselbst mit Vorschlägen und Forderungen hervor. Diese Auferstehung der Todten hat die B. Monatsschrift im Jänner 1791 S. 83 berichtet; und die authentischen Anerbietungen der Wiederauflebenden geliefert, aus welchen man deutlich sieht, daß ihr thätiger Geist während ihres 17jährigen Winterschlafes immer der nehmliche geblieben ist.

Itzt haben wir ein eben so authentisches und merkwürdiges Stück über die Belgischen Jesuiten vor uns. Es ist an die sogenannten Staaten der Katholischen Niederlande — diese kurzdaurenden Regenten der Oestreichisch-Niederländischen Provinzen zu der Zeit der Unruhen — gerichtet *). Da

*) Mémoire à Leurs Hautes et Souveraines Puissances Nosseigneurs les Etats-Unis des Pays-Bas Catholiques, sur le Rétablissement des Iésuites. „Et surrexerunt Principes Patrum de Iu„da et Benjamin, et Sacerdotes, et Levitae, et „omnis cujus Deus suscitavit spiritum, ut ascen„derent ad aedificandum Templum Domini.... „Universique qui erant in circuitu, adjuverunt „manus eorum. *Esdrae I, v.* 5, 6." 1790. 3 Bog. in

Da wenigstens in unsern Gegenden, noch der Umstand der Seltenheit hinzukömmt; so kann eine Anzeige von dieser Schrift um so weniger unwillkommen sein.

Es ist der bekannten Feinheit dieser frommen Väter würdig, daß sie sich nicht selbst anmelden, sondern dies von einem „wegen seines Ranges und seiner ehemaligen Aemter angesehenen Manne“ (p. 6) thun lassen. Dieser versichert dann, wie sich gebühret (p. 7): daß die guten Väter ihn nicht allein nicht zu ihrem Wortführer bestellt haben, sondern von seinem gegenwärtigen Schritt gar nichts wissen; folglich, wenn derselbe mißfallen sollte, hierunter nichts leiden können. — Für uns andre Leser bleibt dieser Mann ein Unbekannter; in dem an die Staaten überreichten Exemplare hat er sich unterschrieben (Note a, S. 7).

Daß der Verf., wie es Jesuiten und Jesuitenanhängern zukömmt, die Aufklärung, Philosophie, und freiere Religionsuntersuchung, bald lästert

in Großoktav. (Der Tempelbau soll also die Wiederherstellung des Jesuiterordens bedeuten!) — Das Motto am Ende der Schrift ist: „Eam „quae ejecta fuerat, congregabo; et ponam eos „in laudem et in nomen, in omni terra confu„sionis eorum. *Soph.* c. 3. v. 19.“ Und darunter: FIAT, FIAT!

läſtert bald hohnneckt; daß er die Gottloſigkeit und die Neuerungsſucht dieſes Jahrhunderts beſeufzt; daß er Kaiſer Joſefs Reformen bitter tadelt; daß er die Wiederherſteller der Orthodoxie und die Vertilger des „Philoſophismus und Janſenismus“ in den Häuptern der Belgiſchen Revoluzion lobpreiſet: alles das verſteht ſich von ſelbſt, und iſt des Anführens nicht wehrt. — Er kömmt ſodann auf ſeine Klienten; und da leſen wir: daß ſie in Portugal, völlig unſchuldig, bloß durch die itzt bekannt gewordene „Barbarei des ränkevollen und grauſamen Ungeheuers“ Pombal unterdrückt ſind; daß ſie in Spanien gar nicht gehört wurden, und daß K. Karl III durch falſche Briefe gegen ſie erbittert ward, da man des Jeſuitengenerals Hand nachmachte, und ihn ſchreiben ließ, der König ſei eine Frucht des ehebrecheriſchen Umgangs zwiſchen dem Kard. Alberoni und der Königinn Mutter; daß die Ausſprüche der Parlemente und des Königs von Frankreich nichts gegen ſie beweiſen, weil jene ſelbſt den Leichnam des Herrn beſchimpft hätten (in den ärgerlichen, durch die Bulle Unigenitus erregten, Streitigkeiten über die Beichtzettel der Kranken; man ſ. B. Monatsſchr. Jan. 1789, S. 69), und weil Ludwig XV durch das Schreckbild eines neuen Damien zur Erlaſſung des Ediktes vermocht ward.

Am weitläuftigſten verweilt der Verf. bei dem Aufhebungsbreve, um deſſen Ungültigkeit zu zeigen. In der That, mit den härteſten Ausdrücken; obgleich er erklärt, daß er kein Neuerer ſei, ſondern mit der Schule von Löwen und Douay die Unfehlbarkeit des Papſtes annehme. — Schon als Breve, iſt es unverbindlich; die

allgemeine Kirche erkennt die Stimme des heil. Stuhles nur in den Bullen. Es ist schon zum voraus durch 90 Bullen und von 19 Päpsten für verwerflich erklärt (weil es nehmlich diesen früheren Gesetzen und Entscheidungen widerspricht). Es ist, wegen aller möglichen Arten von Nullitäten, null und nichtig; als da ist die Nullität aus dem Göttlichen Recht, aus dem Naturrecht, aus dem Kriminalrecht, aus dem Kirchenrecht: und jede dieser Abtheilungen hat wieder ihre Unterabtheilungen, welche alle in dem Breve gefunden werden. Ferner eine Nullität wegen der Verläumdungen und Lügen. Ja, am Ende sogar, wegen der Schreib- und Sprachfehler; „welches schon nach den Rechten hinlänglich ist, eine Nullität zu bewirken *).“

Nun folgt, sehr schlau, ein Verzeichniß der Staaten, welche dies Breve nicht annahmen, und dessen Bekanntmachung nicht erlaubten. Die Sache hat ihre Richtigkeit: nur geschah es nicht, wie der Verf. will, wegen jener fünfzig Arten von Nullitäten; sondern, weil man dort überhaupt nicht Befehle vom Papst annimmt. Der König von Preußen achtete nicht darauf; ganz recht! aber er achtete auch nicht, und verbot sogar die Päpstliche Bulle zu Gunsten der Jesuiten (Oeuvr. posth. t. 11. p. 6). Er sprach freilich zuweilen in Bonmots über seine Aufbewahrung derselben; aber

*) P. 26: Ce Bref présente des textes de l'Ecriture sainte corrompus et des fautes de Grammaire; ce qui dans le droit suffit pour le rendre nul. Parcequ'on doit supposer qu'un Bref est un acte pésé, réfléchi, revu, examiné, corrigé par des gens assez instruits, pourqu'il ne leur échappe aucune faute. Ce sont dix mains différentes qui l'ont transcrit avec quantité de ratures.

aber er nannte sie dann auch wieder im Ernst „ein höchstschädliches Geschmeiß“ (ebendas.). Warum erzählt man nur die eine Hälfte der Sache? — Und wenn so viele Staaten gegen das Breve waren; wie kann der Verf. dann fast allen Ländern Europas, und Deutschland vorzüglich, soviel Ketzerei und Gottlosigkeit zuschreiben? S. 42 und 37: „Der Jansenismus hat ganz Deutschland verpestet; der daraus fließende Deismus und Materialismus verheeret itzt Frankreich. Nichts gilt mehr für heilig; nichts wird mehr geachtet: selbst der Hr. Zondadari nicht (d. 14. Febr. 1787 in Brüssel), der doch, als Nunzius, der erste Ambassadör in der christlichen Welt ist.“

Uebrigens werden, nach Würden und in der That der Wahrheit gemäß, die Jesuiten wegen ihrer Thätigkeit in Verhinderung der Aufklärung und Religionsfreiheit gelobt. Merkwürdiger aber ist noch die mit schrecklichen Farben entworfene Schilderung der bösen Folgen von der Aufhebung dieses Ordens. S. 33. „Von ihr entspringt die „Verachtung des bischöflichen und des geistlichen „Standes; u. s. w. — ja selbst die Verirrungen „der Regenten, und die Fehler worein sie gefallen „sind, seitdem die Jesuiten nicht mehr Einfluß „an den Höfen haben, und nicht mehr die Gewissen der Fürsten leiten; endlich auch der ungerechte Aufstand der Völker. Ich sage, der „ungerechte; um mit demselben nicht den Ihrigen, Meine Gnädigen Herren, welcher das „Werk der Gerechtigkeit und der Religion“ (und also doch auch wohl der Jesuiten?) „ist, zu verwechseln. S. 36, 37, 38: Die Aufhebung dieses „Ordens verursachte den Verfall der Sitten, der „Studien, der Erziehung, der Religion; die

„Stockung in den Monarchieen, die Empörung „der Völker, die Abnahme des Glaubens in allen „vier Welttheilen, und die Herabsetzung der Glau„bensdiener, von den bepurperten an bis zu de„nen in der Mönchskutte herab!“ (Freilich, hinc illae lacrymae! Aber, wenn man ähnliche Klagen selbst bei Protestanten liest, fällt dann Niemanden mehr der witzige Einfall von Rabener bei, welcher sagt: daß die Religion in Verfall sei, weil — der Stand der Küster nicht so recht mehr geachtet werde!) S. 43. „Der Papst erkennt sehr „wohl, daß die Aufhebung des Ordens, nebst vie„len andern gräulichen Uebeln, auch den Verfall „der Missionen bei den Schismatikern, den Hei„den, und den Wilden, bewirkt hat.“ Wie? auch bei den Schismatikern? Also wäre es doch wahr, daß die Jesuiten bei den sogenannten Kätzern, d. i. den Protestanten und Griechen, Bekehrungsanstalten hatten! Was werden zu diesem öffentlichen, förmlichen Zeugnisse die vielen gutmüthigen und ungutmüthigen Vertheidiger der Jesuiten sagen, welche dies bisher leugnen wollten!

Was nun besonders die Belgischen Provinzen betrift, so legt der Verf. den Ständen an das Herz: daß (S. 31) der Orden mit zur Konstitution des Landes gehöre; daß er, unter Philipps II Regierung, (ist es möglich, daß dieser Name noch mit Achtung und Liebe in den Niederlanden genannt werde?) förmlich und gesetzlich aufgenommen sei; daß (S. 39), als 1580 der Prinz von Parma in Maastricht, um den durch Religionsbedrückung empörten Freiheitssinn der Einwohner zu dämpfen, eine Citadelle auf Philipps Befehl anlegen sollte, er es diesem Zwecke viel angemessener fand, ein Jesuiterkollegium zu stiften, und dieses gemä

Digitized by Google

gemäß an den König berichtete; daß (S. 40), wenn nicht das Aufhebungsbreve und die darauf von der Regierung bewirkte Vertilgung des Ordens für ungesetzmäßig erklärt wird, dann auch alle andern Reformen Josefs gültig sein müssen, und folglich die dagegen vorgenommene Insurrektion der Belgischen Stände eine sträfliche Empörung zu heißen verdiene. (Ein in der That verfängliches Argument!) — Diesem zufolge dringt er (S. 38, 39) auf völlige Wiedereinsetzung des Ordens in alle seine Güter und seine geistlichen Rechte; er dringt (S. 44, 45) auf ein Ansuchen beim Papste um die Wiederherstellung der Jesuiten. Er weiß (S. 41), daß der Papst dieselbe eifrig wünscht, daß er die Aufhebung des Ordens als den höchsten Verlust ansieht, und gesagt hat: die umgestürzte Säule sei noch itzt die Hauptstütze des heil. Stuhls; er will (S. 45) Bürge sein, daß der Papst einem solchen Ansuchen nachgeben werde.

Eben so zuverläßig spricht er von den Jesuiten. Ich kenne sie, sagt er; und dies scheint wirklich der Fall zu sein. S. 46: Ich kenne sie; so zerknickt sie auch sind, werden sie nicht den Rest ihrer Tage in unnützer und unrühmlicher Ruhe verleben wollen. Man stelle das Institut wieder her; und den Augenblick werden sie mit dem größten Eifer sich aufs neue in die Laufbahn werfen: werden Unterricht, Predigen, Missionen, Seelsorge, jede geistliche Beschäftigung wieder übernehmen. — Einem solchen Kenner muß man es dann auch wohl glauben, wann er gleich darauf versichert: das Institut der Jesuiten müsse ganz und unverrückt wieder hergestellt werden, es könne nicht die geringste Aenderung dabei Statt haben! Der

wahre Charakter einer überirdischen Vollkommenheit!

Soviel ergiebt sich nun aus dem Vorstehenden deutlich: 1) Daß, obgleich Manche dies haben leugnen wollen, die Jesuiten noch da sind, noch zusammenhängen, noch thätig sein wollen, noch geneigt sind auf den ersten Wink hervorzutreten, ja diesen ersten Wink selbst zu veranlassen suchen. Auch in Frankreich ließen sie sich, unserm Verf. zufolge p. 37, gleich am Anfange durch geschickte und gelehrte Federn bei der Nazionalversammlung anmelden, welche aber in ihrem Jansenismus, Deismus und Materialismus nicht darauf achtete. 2) Daß, was auch Hr. Zimmermann in Hannover und Hr. Hofmann in Wien *) sagen mögen, die Revoluzionen eben nicht durch Aufklärung und Philosophie gestiftet werden, oder denselben auch nur zu gute kommen; sondern daß die orthodoxesten Geistlichen, durch die Feinde der freien Untersuchung d. h. durch die Jesuiten aufgehetzt, und von einem unaufgeklärten abergläubischen Pöbel unterstützt, auch noch in unsern Zeiten fürchterliche Empörungen bewirken. Gerne will unser Verf. die Jesuiten als ruhigleidende Dulder vorstellen; aber er kann sich die Freude doch nicht versagen, p. 18 anzuzeigen, daß die Hauptschrift über die von Sei-

*) Dies war schon zum Druck hingegeben, als ich das erste Stück der Wiener Zeitschrift zu Gesichte bekam. Ich las, um von allem andern zu schweigen, mit Erstaunen darinn S. 29: „Friedrich der sogenannte Große.“ Bisher hatte ich nicht geglaubt, daß ein Deutscher, welcher noch bei Sinnen ist, so schreiben könnte; und ich werde mich wenigstens nun wohl hüten, einen solchen Verfasser noch einmal zu citiren. Man vergl. auch seine Ausfälle auf Friedrich ebendas. und S. 30. S. 70, 76.

ten der Regierung angeblich geschmälerten Rechte der Universität Löwen von einem Exjesuiten ist. Aus eben solchen Federn sind wahrscheinlich auch die von ihm S. 34 so sehr gerühmten und mit ihren ganzen Titeln angeführten theologischen Empörungsschriften geflossen, welche er selbst die erste Sturmglocke in diesem Lande nennt.

8.

Patriotische Gesellschaft für den Landbau in der Mark Brandenburg, zu Potsdam.

Es ist oben S. 248 angezeigt worden, daß: außer mehrern patriotischen Verbindungen in den Königl. Preußischen Staaten, welche sämmtlich auf die immer höhere Vervollkommnung einzelner Länder oder einzelner Stände ihre Absicht richten, auch namentlich für das eigentliche Fach des *Landbaues* in drei Provinzen der Monarchie: Westfalen, Preußen, und dem Kurfürstenthum, patriotische Gesellschaften neulich entstanden sind.

Ich habe itzt das Vergnügen, die erste Preisaufgabe der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft hierdurch bekannt zu machen, so wie sie mir von dem Sekretär der Gesellschaft, Hrn. Feldprediger Klotzschke in Potsdam, zu diesem Behufe ist zugesandt worden. Man wird daraus sehen, wie sehr ein schon sonst um unser Land und um die Menschheit verdienter Mann, der edle Domherr von Rochow auf Rekahn, auch in dieser Hinsicht patriotisch denkt und handelt; und welche gemeinnützigen Endzwecke die würdige und thätige Gesellschaft sich vorsetzt. B.

Anzeige.

Bei der ersten Allgemeinen Versammlung der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam, welche den 7ten dies. M. gehalten ward, bestimmte der Herr

Dom-

Domherr von Rochow auf Rekahn, als zeitiger Direktor dieser Gesellschaft: eine Pramie von zehn Friedrichsdor für denjenigen, welcher einen Pflug erfinden würde, der

1) nicht aus vielen künstlichen Stücken bestehe, also vom gemeinen Manne leicht zu verfertigen sei;

2) nicht zu viel Eisen bedürfe, damit er leicht zu ziehen sei, und bei hinlänglicher Haltbarkeit auch nicht zu kostbar werde;

3) sich leicht und doch fest stellen lasse, um damit tief und flach zu pflügen; dabei

4) eine reine Fahre (Furche) mache;

5) die Fahre gehörig umkehre, so daß das Unterste oben kömmt; und endlich

6) bei dem die mindest mögliche Friktion der Räder Statt finde.

Wer binnen sechs Monaten ein, im Kleinen richtig gearbeitetes, Modell — welches, im Großen, die Probe dreier erfahrener Landwirthe, die der Herr Domherr von Rochow selbst zu benennen sich vorbehält, ein Jahr lang, nach obigen sechs Erfordernissen, aushält, — unter der hier unten benannten Adresse abliefert; hat diese Prämie der von mehrgedachtem Herrn Domherrn von Rochow patriotisch deponirten 10 Friedrichsdor zu erwarten.

Potsdam, den 9 Febr. 1792.

Die Märkische Oekonomische Gesellschaft zu Potsdam.

Druckfehler. Im Febr. Stück der Berl. Mon. Schr. S. 170. Z. 2. lies bekannt machen anst. machen.

Jena, gedruckt bei Johann Michael Mauke.

Berlinische Monatsschrift

1792. April.

I.

Angebinde am ersten April.

Die meergeborne Königinn der Liebe
Aphrodite betrat
Im blumenreichen April
Der Insel Cythera Gestade 1);
Fuhr mit Schwänen nach Paphos 2),
Und mit unsterblichen Tauben
Zum gestirnten Olymp.
Siehe, dort thronet sie
Auf dem glänzenden Stiere;
Siehe, dort geußt sie
Tropfen ihres Nektars
Auf den Erdball herab,

Ihren

1) Die Insel Cythera am Lakonischen Meerbusen, vor dem Malischen Vorgebirge gelegen.

2) Nach Paphos auf der Insel Cypern in Asien gelegen fuhr Venus auf einem Muschelwagen.

Ihren Geburtsmond April zu verherrlichen 3):
Fröhlich blühen die Wälder,
Augen gewinnet der Weinstock,
Neue Zweiglein die bräunliche Myrte.
Diese brechen die Liebenden,
Und opfern sie der Göttinn.

Vor allen Bäumen des Waldes,
Vor allen Blumen der Flur
Liebet Cythere die Myrte.
Ein dichter Myrtenstrauch verbarg sie,
Verbarg die reizenden Glieder der Göttinn,
Die noch vom Meeresschaum träufelten,
Als sie nackt an das Ufer
Ihrer gesegneten Insel stieg.

Laß mich dein Lob besingen, o Myrte!
Immer grün sind deine Blätter,
Immer daurend dein Wohlgeruch,
Immer heilsam deine Kräfte.
Du schmückst die festliche Tafel;
Du krönst die Jungfrau vor Hymens Altar;
Mit dir ist die Göttinn der Liebe gekrönt.
Mit dir — dies sei dein höchster Stolz —

Be-

3) Horaz nennt den April den Monat der meergebornen Venus. Auch ist ihr das Zeichen des Stieres heilig, in welches die Sonne im April tritt, nach den Versen des Manilius, die verdeutscht lauten:

Pallas, die Weberinn, schützt den Widder; des brünstigen Stieres
Waltet Cythere; die Zwillinge liebt der Zwilling Apollo; u. s. w.

S. Ramlers Mythol. 3. Th. S. 14.

Bekränz' ich an diesem Feste der Freude
Die Grazie Lalage.
Grünend ist ihre Jugend,
Ihr ganzes Leben Wohlgeruch,
Heil und Segen ihr gütiges Herz.
Du sollst forthin nicht mehr Cytheren,
Lalagen sollst du heilig sein.
Und dich, April, benenne kein Dichter
Den Venusmonat; er nenne dich
Den Monat unsrer Lalage!
Sie hat ein höheres Recht auf dich:
Weil sie am ersten deiner Tage
An dieses Lebens Ufer fuhr.

2.

Ueber das radikale Böse in der menschlichen Natur.

Daß die Welt im Argen liege: ist eine Klage, die so alt ist als die Geschichte, selbst als die noch ältere Dichtkunst, ja gleich alt mit der ältesten unter allen Dichtungen, der Priesterreligion. Alle lassen gleichwohl die Welt vom Guten anfangen: vom goldenen Zeitalter, vom Leben im Paradiese, oder von einem noch glücklichern, in Gemeinschaft mit himmlischen Wesen. Aber dieses Glück lassen sie bald wie einen Traum verschwinden; und nun

den Verfall ins Böse (das Moraliſche, mit welchem das Phyſiſche immer zu gleichen Paaren ging) zum Aergeren mit accelerirtem Falle eilen *): ſo daß wir jetzt (dieſes Jetzt aber iſt ſo alt, als die Geſchichte) in der letzten Zeit leben, der jüngſte Tag und der Welt Untergang vor der Thür iſt, und in einigen Gegenden von Hindoſtan der Weltrichter und Zerſtörer Kuttren (ſonſt auch Siba oder Siwen genannt) ſchon als der jetzt machthabende Gott verehrt wird, nachdem der Welterhalter Wiſchnu, ſeines Amts, das er vom Weltſchöpfer Brama übernahm, müde, es ſchon ſeit Jahrhunderten niedergelegt hat.

Neuer, aber weit weniger ausgebreitet, iſt die entgegengeſetzte heroiſche Meinung, die wohl allein unter Philoſophen, und in unſern Zeiten vornehmlich unter Pädagogen, Platz gefunden hat: daß die Welt gerade in umgekehrter Richtung, nehmlich vom Schlechten zum Beſſern, unaufhörlich (obgleich kaum merklich) fortrücke, wenigſtens die Anlage dazu in der menſchlichen Natur anzutreffen ſei. Dieſe Meinung aber haben ſie ſicherlich

*) Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitioſiorem.
Horat.

lich nicht aus der Erfahrung geschöpft, wenn vom Moralisch-Guten oder Bösen (nicht von der Civilisirung) die Rede ist: denn da spricht die Geschichte aller Zeiten gar zu mächtig gegen sie; sondern es ist vermuthlich bloß eine gutmüthige Voraussetzung der Moralisten von Seneka bis zu Rousseau, um zum unverdrossenen Anbau des vielleicht in uns liegenden Keimes zum Guten anzutreiben, wenn man nur auf eine natürliche Grundlage dazu im Menschen rechnen könne. Hiezu kömmt noch: daß, da man doch den Menschen von Natur (d. i. wie er gewöhnlich geboren wird) als, dem Körper nach, gesund annehmen muß, keine Ursache sei, ihn nicht auch der Seele nach eben so wohl von Natur für gesund und gut anzunehmen. Diese sittliche Anlage zum Guten in uns auszubilden, sei uns also die Natur selbst beförderlich. Sanabilibus aegrotamus malis, nosque *in rectum genitos* natura, si sanari velimus, adjuvat: sagt Seneka.

Weil es aber doch wohl geschehen sein könnte, daß man sich in beider angeblichen Erfahrung geirret hätte; so ist die Frage: ob nicht ein Mittleres wenigstens möglich sei, nehmlich: daß der Mensch in seiner Gattung weder gut noch böse; oder allenfalls auch eines sowohl als das andere,

zum Theil gut, zum Theil böse sein könne? — Man nennt aber einen Menschen böse, nicht darum, weil er Handlungen ausübt, welche böse (gesetzwidrig) sind; sondern weil diese so beschaffen sind, daß sie auf böse Maximen in ihm schließen lassen. Nun kann man zwar gesetzwidrige Handlungen durch Erfahrung bemerken, auch (wenigstens an sich selbst), daß sie mit Bewußtsein gesetzwidrig sind; aber die Maximen kann man nicht beobachten, sogar nicht allemal in sich selbst, mithin das Urtheil, daß der Thäter ein böser Mensch sei, nicht mit Sicherheit auf Erfahrung gründen. Also müßte sich aus einigen, ja aus einer einzigen mit Bewußtsein bösen Handlung, a priori auf eine böse zum Grunde liegende Maxime, und aus dieser auf einen in dem Subjekt allgemein liegenden Grund aller besondern moralischbösen Maximen, der selbst wiederum Maxime ist, schließen lassen, um einen Menschen böse zu nennen.

Damit man sich aber nicht sofort am Ausdrucke Natur stoße, welcher, wenn er (wie gewöhnlich) das Gegentheil des Grundes der Handlungen aus Freiheit bedeuten sollte, mit den Prädikaten moralisch gut oder böse, in geradem Widerspruch stehen würde; so ist zu merken: daß hier unter der Natur des Menschen nur der subjektive

Grund

Grund des Gebrauchs ſeiner Freiheit überhaupt (unter objektiven moraliſchen Geſetzen), der vor aller in die Sinne fallenden That vorhergeht, verſtanden werde; dieſer Grund mag nun liegen, worin er wolle. Dieſer ſubjektive Grund muß aber immer wiederum ſelbſt ein Aktus der Freiheit ſein (denn ſonſt könnte der Gebrauch, oder Mißbrauch der Willkür des Menſchen in Anſehung des ſittlichen Geſetzes, ihm nicht zugerechnet werden, und das Gute oder Böſe in ihm nicht moraliſch heißen). Mithin kann in keinem die Willkür durch Neigung beſtimmenden Objekte, in keinem Naturtriebe, ſondern nur in einer Regel, die die Willkür ſich ſelbſt für den Gebrauch ihrer Freiheit macht, d. i. in einer Maxime, der Grund des Böſen liegen. Von dieſer muß nun nicht weiter gefragt werden können, was der ſubjektive Grund ihrer Annehmung, und nicht vielmehr der entgegengeſetzten Maxime, im Menſchen ſei. Denn wenn dieſer Grund zuletzt ſelbſt keine Maxime mehr, ſondern ein bloßer Naturtrieb wäre; ſo würde der Gebrauch der Freiheit ganz auf Beſtimmung durch Natururſachen zurückgeführt werden können: welches ihr aber widerſpricht. Wenn wir alſo ſagen: der Menſch iſt von Natur gut, oder, er iſt von Natur böſe; ſo bedeutet dieſes nur ſo

viel, als: er enthält einen (uns unerforschlichen) ersten Grund *) der Annehmung guter oder der Annehmung böser (gesetzwidriger) Maximen; und zwar allgemein als Mensch, mithin so daß er durch dieselbe zugleich den Charakter seiner Gattung ausdrückt.

Wir werden also von einem dieser Charaktere (der Unterscheidung des Menschen von andern möglichen vernünftigen Wesen) sagen: er ist ihm angeboren; und doch dabei uns immer bescheiden, daß nicht die Natur die Schuld derselben (wenn er böse ist, oder das Verdienst (wenn er gut ist) trage, sondern daß der Mensch selbst Urheber desselben sei. Weil aber der erste Grund der Annehmung unsrer Maximen, der selbst immer wiederum in der freien Willkür liegen muß, kein Faktum

sein

*) Daß der erste subjektive Grund der Annehmung moralischer Maximen unerforschlich sei, ist daraus schon vorläufig zu ersehen: daß, da diese Annehmung frei ist, der Grund derselben (warum ich z. B. eine böse und nicht vielmehr eine gute Maxime angenommen habe) in keiner Triebfeder der Natur, sondern immer wiederum in einer Maxime gesucht werden muß; und, da auch diese eben so wohl ihren Grund haben muß, außer der Maxime aber kein Bestimmungsgrund der freien Willkür angeführt werden soll und kann, man in der Reihe der subjektiven Bestimmungsgründe ins Unendliche immer weiter zurück gewiesen wird, ohne auf den ersten Grund kommen zu können.

sein kann, das in der Erfahrung gegeben werden könnte; so heißt das Gute oder Böse im Menschen (als der subjektive erste Grund der Annehmung dieser oder jener Maxime, in Ansehung des moralischen Gesetzes) bloß in dem Sinne angeboren, als es vor allem in der Erfahrung gegebenen Gebrauche der Freiheit (in der frühesten Jugend bis zur Geburt zurück) zum Grunde gelegt wird, und so als mit der Geburt zugleich im Menschen vorhanden, vorgestellt wird: nicht daß die Geburt eben die Ursache davon sei.

Anmerkung.

Dem Streite beider oben aufgestellten Hypothesen liegt ein disjunktiver Satz zum Grunde: der Mensch ist (von Natur) entweder sittlich gut, oder sittlich böse. Es fällt aber Jedermann leicht bei, zu fragen: ob es auch mit dieser Disjunkzion seine Richtigkeit habe; und ob nicht Jemand behaupten könne, der Mensch sei von Natur keines von beiden; ein Andrer aber: er sei beides zugleich, nehmlich in einigen Stücken gut, in andern böse. Die Erfahrung scheint sogar dieses Mittlere zwischen beiden Extremen zu bestätigen.

Es liegt aber der Sittenlehre überhaupt viel daran, keine moralische Mitteldinge, weder in

Handlungen (adiaphora) noch in menschlichen Charakteren, so lange es möglich ist, einzuräumen: weil bei einer solchen Doppelsinnigkeit alle Maximen Gefahr laufen, ihre Bestimmtheit und Festigkeit einzubüßen. Man nennt gemeiniglich die, welche dieser strengen Denkungsart zugethan sind (mit einem Namen, der einen Tadel in sich fassen soll, in der That aber Lob ist): Rigoristen; und so kann man ihre Antipoden, Latitudinarier nennen. Diese sind also entweder Latitudinarier der Neutralität, und mögen Indifferentisten; oder der Koalition, und können Synkretisten genannt werden *).

Die

*) Wenn das Gute = a ist, so ist sein kontradiktorisch Entgegengesetztes, das Nichtgute. Dieses ist nun die Folge entweder eines bloßen Mangels eines Grundes des Guten = o, oder eines positiven Grundes des Widerspiels desselben = —a; Im letztern Falle kann das Nichtgute auch das positive Böse heißen (In Ansehung des Vergnügens und Schmerzens giebt es ein dergleichen Mittleres, so daß das Vergnügen = a, der Schmerz = —a, und der Zustand, worin keines von beiden angetroffen wird, die Gleichgültigkeit = o ist). Wäre nun das moralische Gesetz in uns keine Triebfeder der Willkür; so würde Moralischgut (Zusammenstimmung der Willkür mit dem Gesetze) = a, Nichtgut = o, dieses aber die bloße Folge vom Mangel einer moralischen Triebfeder = a × o sein. Nun ist es aber in uns Triebfeder = a; folglich ist der Mangel der Uebereinstimmung der Willkür mit demselben (= o) nur

Die Beantwortung der gedachten Frage nach der rigoristischen Entscheidungsart gründet sich auf der für die Moral wichtigen Bemerkung: die Freiheit der Willkür ist von der ganz eigenthümlichen Beschaffenheit, daß sie durch keine Triebfeder zu einer Handlung bestimmt werden kann, als nur sofern der Mensch sie in seine Maxime aufgenommen hat (es sich zur allgemeinen Regel gemacht hat, nach der er sich verhalten will); so allein kann eine Triebfeder, welche sie auch sei, mit der absoluten Spontaneität der Willkür (der Freiheit) zusammen bestehen. Allein das Moralische Gesetz ist für sich selbst im Urtheile der Vernunft, Triebfeder; und wer es zu seiner Maxime macht, ist moralisch gut. Wenn nun das Gesetz jemandes Willkür, in Ansehung einer auf dasselbe sich beziehenden Handlung, doch nicht bestimmt; so muß eine ihm entgegengesetzte Triebfeder auf die Willkür Einfluß haben; und, da dieses vermöge der Voraussetzung nur dadurch geschehen kann, daß der Mensch diese (mithin auch die Abweichung vom moralis-

nur als Folge von einer realiter entgegengesetzten Bestimmung der Willkür, d. i. einer Widerstrebung derselben = — a, d. i. nur durch eine böse Willkür, möglich; und zwischen einer bösen und guten Gesinnung (innerem Prinzip der Maximen), nach welcher auch die Moralität der Handlung beurtheilt werden muß, giebt es also nichts Mittleres.

moralischen Gesetze) in seine Maxime aufnimmt (in welchem Falle er ein böser Mensch ist); so ist seine Gesinnung in Ansehung des moralischen Gesetzes niemals indifferent (niemals keines von beiden, weder gut, noch böse).

Er kann aber auch nicht in einigen Stücken sittlich gut, in andern zugleich böse sein. Denn ist er in einem gut, so hat er das moralische Gesetz in seine Maxime aufgenommen; sollte er also in einem andern Stücke zugleich böse sein, so würde, weil das moralische Gesetz der Befolgung der Pflicht überhaupt nur ein einziges und allgemein ist, die auf dasselbe bezogene Maxime allgemein, zugleich aber nur eine besondere Maxime sein: welches sich widerspricht *).

Die

*) Die alten Moralphilosophen, die so ziemlich Alles erschöpften, was über die Tugend gesagt werden kann, haben obige zwei Fragen auch nicht unberührt gelassen. Die erste drückten sie so aus: Ob die Tugend erlernt werden müsse (der Mensch also von Natur gegen sie und das Laster indifferent sei)? Die zweite war: Ob es mehr als eine Tugend gebe (mithin es nicht etwa statt finde, daß der Mensch in einigen Stücken tugendhaft, in anderen lasterhaft sei)? Beides wurde von ihnen mit rigoristischer Bestimmtheit verneint, und das mit Recht; denn sie betrachteten die Tugend an sich in der Idee der Vernunft (wie der Mensch sein soll). Wenn man dieses moralische Wesen aber, den Menschen, in der Erscheinung, d. i. wie ihn uns die Erfahrung kennen läßt, sittlich beurtheilen will; so kann man beide angeführte

Die eine oder die andere Gesinnung als angeborne Beschaffenheit von Natur haben, bedeutet hier auch nicht, daß sie von dem Menschen, der sie hegt, gar nicht erworben, d. i. er nicht Urheber sei; sondern daß sie nur nicht in der Zeit erworben sei (daß er eines oder das andere von Jugend auf sei immerdar). Die Gesinnung, d. i. der erste subjektive Grund der Annehmung der Maximen, kann nur eine einzige sein, und geht allgemein auf den ganzen Gebrauch der Freiheit. Sie selbst aber muß auch durch freie Willkür angenommen worden sein, denn sonst könnte sie nicht zugerechnet werden. Von dieser Annehmung kann nun nicht wieder der subjektive Grund, oder die Ursache, erkannt werden (obwohl darnach zu fragen unvermeidlich ist; weil sonst wiederum eine Maxime angeführt werden müßte, in welche diese Gesinnung aufgenommen worden, die eben so wiederum ihren Grund haben muß). Weil wir also diese Gesinnung, oder vielmehr ihren obersten Grund nicht von irgend einem ersten Zeit-Aktus der Will-

führte Fragen bejahend beantworten; denn da wird er nicht auf der Waage der reinen Vernunft (vor einem göttlichen Gericht), sondern nach empirischem Maaßstabe (von einem menschlichen Richter) beurtheilt. Wovon in der Folge noch gehandelt werden wird.

Willkür ableiten können, so nennen wir sie eine Beschaffenheit der Willkür, die ihr (ob sie gleich in der That in der Freiheit gegründet ist) von Natur zukömmt. Daß wir aber unter dem Menschen, von dem wir sagen, er sei von Natur gut oder böse, nicht jeden einzelnen verstehen (da alsdann einer als von Natur gut, der andere als böse angenommen werden könnte), sondern die ganze Gattung zu verstehen befugt sind: kann nur weiterhin bewiesen werden, wenn es sich in der anthropologischen Nachforschung zeigt, daß die Gründe, die uns berechtigen, einem Menschen einen von beiden Charakteren als angeboren beizulegen, so beschaffen sind, daß kein Grund ist, einen Menschen davon auszunehmen, und er also von der Gattung gelte.

I.

Von der ursprünglichen Anlage zum Guten in der menschlichen Natur.

Wir können sie, in Beziehung auf ihren Zweck, füglich auf drei Klassen, als Elemente der Bestimmung des Menschen, bringen:

1) Die Anlage für die Thierheit des Menschen, als eines lebenden;

2) Für

2) Für die Menschheit befördert, als einen lebenden und geistig vermehrungsfähigen;

3) Für seine Persönlichkeit, als einen vernünftigen, und zugleich der Zurechnung fähigen Weltart.").

1. Die Anlage für die Thierheit im Menschen, kann man unter den allgemeinen Titel der **physischen und bloß mechanischen Selbstliebe**, d. i. einer

*) Diese kann blos nicht, als schon in dem Begriffe der vorigen enthalten, hinzuzu kommen, weil sie keine wichtige und der besondern Anzeige würdige Folgen, in Ansehung der Pflichten, aus sich hervorzieht, und, wenn sie gleich in der Moralphilosophie, wovon sie eine Hauptabtheilung ihrer Elementen ausmacht, nicht übergangen werden kann, sie dennoch in so weit als ein Theil der vorigen mit ist; weswegen sie auch nur einfachen Namen. Der Mensch nämlich ist vernünftig, und doch immer sowohl Creatur, die eine von Gott abhängige Vernunft bekommen, besitzen, als auch zu gewissen Zwecken, die ihm vorgeschrieben sind, geeignete Creatur, folglich Weltart. Aber, da er, als moralisches Geschöpf betrachtet, eine Creatur, als der Endzweck aller übrigen, und eben darum auch Weltart ist, so kann man ihn, ohne diese letztere Eigenschaft zu wiederholen, als ein solches, dessen Vernunft hervorbringende, oder zu Wirkungen geeignete, und also in einer Reihe solcher Wirkungen und der Verbindungen unter Wesen von der Verschiedenheit der Zwecke, die sie hervorbringen, einen Grund, und hernach zugleich den Grund der Möglichkeit dieser Verbindung enthält, wenn

einer solchen, bringen, wozu nicht Vernunft erfordert wird. Sie ist dreifach: erstlich, zur Erhaltung seiner selbst; zweitens, zur Fortpflanzung seiner Art, durch den Trieb zum Geschlecht, und Erhaltung dessen, was durch Vermischung mit demselben erzeugt wird; drittens, zur Gemeinschaft mit andern Menschen, d. i. der Trieb zur Gesellschaft. — Auf sie können allerlei Laster gepfropft werden, (die aber nicht aus jener Anlage, als Wurzel, von selbst entsprießen). Sie können Laster der Rohigkeit der Natur heißen; und werden, in ihrer höchsten Abweichung vom Naturzwecke, viehische Laster: der Völlerei, der Wollust, und der wilden Gesetzlosigkeit (im Verhältnisse zu andern Menschen) genannt.

2. Die Anlagen für die Menschheit können auf den allgemeinen Titel der zwar physischen, aber doch vergleichenden, Selbstliebe (wozu Vernunft erfordert wird) gebracht werden: sich nehmlich nur in Vergleichung mit andern als glücklich oder unglücklich zu beurtheilen. Von ihr rührt die Neigung her, sich in der Meinung Anderer einen Werth zu verschaffen; und zwar ursprünglich bloß den der Gleichheit: keinem über sich Ueberlegenheit zu verstatten, mit einer beständigen Besorgniß verbunden, daß Andere darnach streben

möch-

möchten; woraus nach gerade eine ungerechte Begierde entspringt, sie sich über Andere zu erwerben. — Hierauf, nehmlich auf Eifersucht und Nebenbuhlerei, können die größten Laster, geheimer und offenbarer Feindseeligkeiten gegen Alle, die wir als für uns fremde ansehen, gepfropft werden: die eigentlich doch nicht aus der Natur als ihrer Wurzel von selbst entsprießen; sondern, bei der besorgten Bewerbung Anderer zu einer uns verhaßten Ueberlegenheit über uns, Neigungen sind, sich der Sicherheit halber diese über Andere als Vorbauungsmittel selbst zu verschaffen: da die Natur doch die Idee eines solchen Wetteifers (der an sich die Wechselliebe nicht ausschließt) nur als Triebfeder zur Kultur brauchen wollte. Die Laster, die auf diese Neigung gepfropft werden, können daher auch Laster der Kultur heißen; und werden im höchsten Grade ihrer Bösartigkeit (da sie alsdann bloß die Idee eines Maximum des Bösen sind, welches die Menschheit übersteigt) z. B. im Neide, in der Undankbarkeit, der Schadenfreude, u. s. w. teuflische Laster genannt.

3. Die Anlage für die Persönlichkeit ist die Empfänglichkeit der Achtung für das moralische Gesetz, als einer für sich hinreichenden Triebfeder der Willkür. Die Empfänglichkeit

der bloßen Achtung für das moralische Gesetz in uns wäre das moralische Gefühl, welches für sich noch nicht einen Zweck der Naturanlage ausmacht, sondern nur sofern es Triebfeder der Willkür ist. Da dieses nun lediglich dadurch möglich wird, daß die freie Willkür es in seine Maxime aufnimmt; so ist Beschaffenheit einer solchen Willkür der gute Charakter; welcher, wie überhaupt jeder Charakter der freien Willkür, etwas ist, das nur erworben werden kann, zu dessen Möglichkeit aber dennoch eine Anlage in unserer Natur vorhanden sein muß, worauf schlechterdings nichts Böses gepfropft werden kann. Die Idee des moralischen Gesetzes allein, mit der davon unzertrennlichen Achtung, kann man nicht füglich eine Anlage für die Persönlichkeit nennen; sie ist die Persönlichkeit selbst (die Idee der Menschheit ganz intellektuell betrachtet). Aber, daß wir diese Achtung zur Triebfeder in unsere Maximen aufnehmen, der subjektive Grund hiezu scheint ein Zusatz zur Persönlichkeit zu sein, und daher den Namen einer Anlage zum Behuf derselben zu verdienen.

Wenn wir die genannten drei Anlagen nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit betrachten, so finden wir, daß die erste keine Vernunft, die zweite zwar praktische, aber nur andern Triebfe-

dern dienstbare, die dritte aber allein für sich selbst praktische, d. i. unbedingt gesetzgebende, Vernunft zur Wurzel habe: Alle diese Anlagen im Menschen sind nicht allein (negativ) gut (sie widerstreiten nicht dem moralischen Gesetze), sondern sind auch Anlagen zum Guten (sie befördern die Befolgung desselben). Sie sind auch ursprünglich; denn sie gehören zur Möglichkeit der menschlichen Natur. Der Mensch kann die zwei ersteren zwar zweckwidrig brauchen, aber keine derselben vertilgen. Unter Anlagen eines Wesens verstehen wir sowohl die Bestandstücke, die dazu erforderlich sind, als auch die Formen ihrer Verbindung, um ein solches Wesen zu seyn. Sie sind ursprünglich, wenn sie zu der Möglichkeit eines solchen Wesens nothwendig gehören; zufällig aber, wenn das Wesen auch ohne dieselben an sich möglich wäre. Noch ist zu merken, daß hier von keinen andern Anlagen die Rede ist, als denen, die sich unmittelbar auf das Begehrungsvermögen und den Gebrauch der Willkür beziehen.

II.

Von dem Hange zum Bösen in der menschlichen Natur.

Unter einem Hange (propensio) verstehe ich den subjektiven Grund der Möglichkeit einer Neigung (habituellen Begierde), sofern sie für die Menschheit überhaupt zufällig ist. Er unterscheidet sich darin von einer Anlage, daß er zwar angeboren sein kann, aber doch nicht als ein solcher vorgestellt werden darf: sondern auch (wenn er gut ist) als erworben, oder (wenn er böse ist) als von dem Menschen selbst sich zugezogen gedacht werden kann. — Es ist aber hier nur vom Hange zum eigentlich, d. i. zum moralisch, Böse" die Rede; welches, da es nur als Bestimmung der freien Willkür möglich ist, diese aber als gut oder böse nur durch ihre Maximen beurtheilt werden kann, in dem subjektiven Grunde der Möglichkeit der Abweichung der Maximen vom moralischen Gesetze bestehen muß, und, wenn dieser Hang als allgemein zum Menschen (also, als zum Charakter seiner Gattung) gehörig angenommen werden darf, ein natürlicher Hang des Menschen zum Bösen genannt werden wird. — Man kann noch hinzusetzen, daß die aus dem natürlichen Hange entsprin-

ſpringende Fähigkeit oder Unfähigkeit der Willkür, das moraliſche Geſetz in ſeine Maxime aufzunehmen, oder nicht, das gute oder böſe Herz genannt werde.

Man kann ſich drei verſchiedne Stufen deſſelben denken. Erſtlich, iſt es die Schwäche des menſchlichen Herzens in Befolgung genommener Maximen überhaupt, oder die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur; zweitens, der Hang zur Vermiſchung unmoraliſcher Triebfedern mit den moraliſchen (ſelbſt wenn es in guter Abſicht, und unter Maximen des Guten geſchähe), d. i. die Unlauterkeit; drittens, der Hang zur Annehmung böſer Maximen, d. i. die Bösartigkeit der menſchlichen Natur, oder des menſchlichen Herzens.

Erſtlich, die Gebrechlichkeit (fragilitas) der menſchlichen Natur iſt ſelbſt in der Klage eines Apoſtels ausgedrückt: Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt, d. i. ich nehme das Gute (das Geſetz) in die Maxime meiner Willkür auf; aber dieſes, welches objektiv in der Idee (in theſi) eine unüberwindliche Triebfeder iſt, iſt ſubjektiv (in hypotheſi), wenn die Maxime befolgt werden ſoll, die ſchwächere (in Vergleichung mit der Neigung).

Zweitens, die Unlauterkeit (impuritas, improbitas) des menschlichen Herzens besteht darin: daß die Maxime dem Objekte nach (der beabsichtigten Befolgung des Gesetzes) zwar gut und vielleicht auch zur Ausübung kräftig genug, aber nicht rein moralisch ist, d. i. nicht, wie es sein sollte, das Gesetz allein zur hinreichenden Triebfeder, in sich aufgenommen hat: sondern mehrentheils (vielleicht jederzeit) noch anderer Triebfedern außer derselben bedarf, um dadurch die Willkür zu dem, was Pflicht fordert, zu bestimmen. Mit andern Worten, daß pflichtmäßige Handlungen nicht rein aus Pflicht gethan werden.

Drittens, die Bösartigkeit (vitiositas, pravitas), oder, wenn man lieber will, die Verderbtheit (corruptio) des menschlichen Herzens, ist der Hang der Willkür zu Maximen, die Triebfeder aus dem moralischen Gesetz anderen (nicht moralischen) nachzusetzen. Sie kann auch die Verkehrtheit (perversitas) des menschlichen Herzens heißen, weil sie die sittliche Ordnung in Ansehung der Triebfedern einer freien Willkür umkehrt, und, ob zwar damit noch immer gesetzlich gute (legale) Handlungen bestehen können, so wird doch die Denkungsart dadurch in ihrer Wurzel (was die

mora-

moraliſche Geſinnung betrift) verderbt, und der Menſch darum als böſe bezeichnet.

Man wird bemerken: daß der Hang zum Böſen hier am Menſchen, auch dem beſten, (den Handlungen nach) aufgeſtellt wird, welches auch geſchehen muß, wenn die Allgemeinheit des Hanges zum Böſen unter Menſchen, oder, welches hier daſſelbe bedeutet, daß er mit der menſchlichen Natur verwebt ſei, bewieſen werden ſoll.

Es iſt aber zwiſchen einem Menſchen von guten Sitten (bene moratus) und einem ſittlich guten Menſchen (moraliter bonus), was die Uebereinſtimmung der Handlungen mit dem Geſetz betrift, kein Unterſchied (wenigſtens darf keiner ſein); nur daß ſie bei dem einen eben nicht immer, vielleicht nie, das Geſetz, bei dem andern aber es jederzeit zur alleinigen und oberſten Triebfeder haben. Man kann von dem Erſteren ſagen: er befolge das Geſetz dem Buchſtaben nach (d. i. was die Handlung angeht, die das Geſetz gebietet); vom Zweiten aber: er beobachte es dem Geiſte nach (der Geiſt des moraliſchen Geſetzes beſteht darin, daß dieſes für ſich allein zur Triebfeder hinreichend ſei). Was nicht aus dieſem Glauben geſchieht, das iſt Sünde (der Denkungsart nach). Denn, wenn andre Triebfedern nöthig ſind, die Willkür

zu gesetzmäßigen Handlungen zu bestimmen, als das Gesetz selbst (z. B. Ehrbegierde, Selbstliebe überhaupt, ja gar gutherziger Instinkt, dergleichen das Mitleiden ist); so ist es bloß zufällig, daß diese mit dem Gesetz übereinstimmen: denn sie könnten eben sowohl zur Uebertretung antreiben. Die Maxime, nach deren Güte aller moralische Werth der Person geschätzt werden muß, ist also doch gesetzwidrig, und der Mensch ist bei lauter guten Handlungen dennoch böse.

Folgende Erläuterung ist noch nöthig, um den Begrif von diesem Hange zu bestimmen. Aller Hang ist entweder physisch, d. i. er gehört zur Willkür des Menschen als Naturwesens; oder er ist moralisch, d. i. zur Willkür desselben als moralischen Wesens gehörig. — Im ersteren Sinne giebt es keinen Hang zum moralisch Bösen; denn dieses muß aus der Freiheit entspringen; und ein physischer Hang (der auf sinnliche Antriebe gegründet ist) zu irgend einem Gebrauche der Freiheit, es sei zum Guten oder Bösen, ist ein Widerspruch. Also kann ein Hang zum Bösen nur dem moralischen Vermögen der Willkür ankleben. Nun ist aber nichts sittlich- (d. i. Zurechnungsfähig-) Böse, als was unsere eigene That ist. Dagegen versteht man unter dem Begriffe eines Hanges einen

sub-

ſubjektiven Beſtimmungsgrund der Willkür, der vor jeder That vorhergeht, mithin ſelbſt noch nicht That iſt; da denn in dem Begriffe eines bloßen Hanges zum Böſen ein Widerſpruch ſein würde, wenn dieſer Ausdruck nicht etwa in zweierlei verſchiedener Bedeutung, die ſich beide doch mit dem Begriffe der Freiheit vereinigen laſſen, genommen werden könnte. Es kann aber der Ausdruck von einer That überhaupt ſo wohl von demjenigen Gebrauch der Freiheit gelten, wodurch die oberſte Maxime (dem Geſetze gemäß oder zuwider) in die Willkür aufgenommen, als auch von demjenigen, da die Handlungen ſelbſt (ihrer Materie nach, d. i. die Objekte der Willkür betreffend) jener Maxime gemäß ausgeübt werden. Der Hang zum Böſen iſt nun That in der erſten Bedeutung (peccatum originarium), und zugleich der formale Grund aller geſetzwidrigen That im zweiten Sinne genommen, welche der Materie nach demſelben widerſtreitet, und Laſter (peccatum derivativum) genannt wird; und die erſte Verſchuldung bleibt, wenn gleich die zweite (aus Triebfedern, die nicht im Geſetz ſelber beſtehen) vielfältig vermieden würde. Jene iſt intelligibele That, bloß durch Vernunft ohne alle Zeitbedingung erkennbar; dieſe ſenſibel, empiriſch, in der Zeit gegeben (Factum phaenomenon). Die erſte

heißt nun vornehmlich in Vergleichung mit der zweiten ein bloßer Hang, und angeboren, weil er nicht ausgerottet werden kann (als wozu die oberste Maxime die des Guten sein müßte, welche aber in jenem Hange selbst als Böse angenommen wird); vornehmlich aber, weil wir davon: warum in uns das Böse gerade die oberste Maxime verderbt habe, obgleich dieses unsere eigene That ist, eben so wenig weiter eine Ursache angeben können, als von einer Grundeigenschaft, die zu unserer Natur gehört. — Man wird in dem jetzt Gesagten den Grund antreffen, warum wir in diesem Abschnitte gleich zu Anfange die drei Quellen des moralisch Bösen lediglich in demjenigen suchten, was nach Freiheitsgesetzen den obersten Grund der Nehmung oder Befolgung unserer Maximen; nicht was die Sinnlichkeit (als Receptivität) afficirt.

III.

Der Mensch ist von Natur böse.

Vitiis nemo sine nascitur. *Horat.*

Der Satz: der Mensch ist böse, kann nach dem obigen nichts anders sagen wollen, als: er ist sich des moralischen Gesetzes bewußt, und hat doch die (gelegentliche) Abweichung von demselben in seine Maxime aufgenommen. Er ist von Natur

böse,

böse, heißt so viel, als: dieses gilt von ihm in seiner Gattung betrachtet; nicht als ob solche Qualität aus seinem Gattungsbegriffe (dem eines Menschen überhaupt) könne gefolgert werden (denn alsdann wäre sie nothwendig), sondern er kann nach dem, wie man ihn durch Erfahrung kennt, nicht anders beurtheilt werden, oder man kann es, als subjektiv nothwendig, in jedem, auch dem besten, Menschen voraussetzen. Da dieser Hang nun selbst als moralisch böse, mithin nicht als Naturanlage, sondern als etwas, was dem Menschen zugerechnet werden kann, betrachtet werden, folglich in gesetzwidrigen Maximen der Willkür bestehen muß; diese aber, der Freiheit wegen, für sich als zufällig angesehen werden müssen, welches mit der Allgemeinheit dieses Bösen sich wiederum nicht zusammen reimen will, wenn nicht der subjektive oberste Grund aller Maximen mit der Menschheit selbst, es sei wodurch es wolle, verwebt und darin gleichsam gewurzelt ist: so werden wir diesen einen natürlichen Hang zum Bösen, und da er doch immer selbstverschuldet sein muß, ihn selbst ein radikales, angebornes, (nichts destoweniger aber uns von uns selbst zugezogenes) Böse in der menschlichen Natur nennen können.

Daß nun ein solcher verderblicher Hang im Menschen gewurzelt sein müsse, darüber können wir uns, bei der Menge schreiender Beispiele, welche uns die Erfahrung an den Thaten der Menschen vor Augen stellet, den förmlichen Beweis ersparen. Will man sie aus demjenigen Zustande haben, in welchem manche Philosophen die natürliche Gutartigkeit der menschlichen Natur vorzüglich anzutreffen hoften, nehmlich aus dem sogenannten Naturstande; so darf man nur die Auftritte von ungereizter Grausamkeit in den Mordscenen auf Tofoa, Neuseeland, den Navigatorsinseln, und die nie aufhörende in den weiten Wüsten des Nordwestlichen Amerika, (die Kapt. Hearne anführt), wo sogar kein Mensch den mindesten Vortheil davon hat, mit jener Hypothese vergleichen, und man hat Laster der Rohigkeit, mehr als nöthig ist, um von dieser Meinung abzugehen. Ist man aber für die Meinung gestimmt, daß sich die menschliche Natur im gesitteten Zustande (worin sich ihre Anlagen vollständiger entwickeln können) besser erkennen lasse; so wird man eine lange melancholische Litanei von Anklagen der Menschheit anhören müssen: von geheimer Falschheit, selbst bei der innigsten Freundschaft, so daß die Mäßigung des Vertrauens in wechselseitiger

Erös-

Eröfnung auch der besten Freunde zur allgemeinen Maxime der Klugheit im Umgange gezählt wird; von einem Hange, denjenigen zu hassen, dem man verbindlich ist, worauf ein Wohlthäter jederzeit gefaßt sein müsse; von einem herzlichen Wohlwollen, welches doch die Bemerkung zuläßt, „es sei in dem Unglück unsrer besten Freunde etwas, das uns nicht ganz mißfällt;" und von vielen andern unter dem Tugendscheine noch verborgenen, geschweige derjenigen Laster, die ihrer gar nicht fehl haben, weil uns der schon gut heißt, der ein böser Mensch von der allgemeinen Klasse ist: und er wird an den Lastern der Kultur und Civilisirung (den kränkendsten unter allen) genug haben, um sein Auge lieber vom Betragen der Menschen abzuwenden, damit er sich nicht selbst ein anderes Laster, nehmlich den Menschenhaß, zuziehe. Ist er aber damit noch nicht zufrieden, so darf er nur den aus beiden auf wunderliche Weise zusammengesetzten, nehmlich den äußern Völkerzustand, in Betrachtung ziehen, da civilisirte Völkerschaften gegen einander im Verhältnisse des rohen Naturzustandes (einem Stande der beständigen Kriegsverfassung) stehen, und sich auch fest in den Kopf gesetzt haben, nie daraus zu gehen; und er wird dem öffentlichen Vorgeben gerade wi-

der-

derſprechende und doch nie abzulegende Grundſätze der großen Geſellſchaften, Staaten genannt, gewahr werden, die noch kein Philoſoph mit der Moral hat in Einſtimmung bringen, und doch auch (welches arg iſt) keine beſſern, die ſich mit der menſchlichen Natur vereinigen ließen, vorſchlagen können: ſo daß der philoſophiſche Chiliaſm, der auf den Zuſtand eines ewigen, auf einen Völkerbund als Weltrepublik gegründeten, Friedens hofft, eben ſo wie der theologiſche, der auf des ganzen Menſchengeſchlechts vollendete moraliſche Beſſerung harret, als Schwärmerey allgemein verlacht wird.

Der Grund dieſes Böſen kann nun 1) nicht, wie man ihn gemeiniglich anzugeben pflegt, in der Sinnlichkeit des Menſchen und den daraus entſpringenden natürlichen Neigungen geſetzt werden. Denn nicht allein, daß dieſe keine gerade Beziehung aufs Böſe haben (vielmehr zu dem, was die moraliſche Geſinnung in ihrer Kraft beweiſen kann, zur Tugend die Gelegenheit geben); ſo dürfen wir ihr Daſein nicht verantworten (wir können es auch nicht; weil ſie als anerſchaffen uns nicht zu Urhebern haben), wohl aber den Hang zum Böſen, der, indem er die Moralität des Subjekts betrift, mithin in ihm, als einem frei handelnden

Weſen

Wesen angetroffen wird, als selbst verschuldet ihm muß zugerechnet werden können: ungeachtet der tiefen Einwurzelung desselben in die Willkühr, wegen welcher man sagen muß, er sei in dem Menschen von Natur anzutreffen. — Der Grund dieses Bösen kann auch 2) nicht in einer Verderbniß der moralisch-gesetzgebenden Vernunft gesetzt werden: gleich als ob diese das Ansehen des Gesetzes selbst in sich vertilgen, und die Verbindlichkeit aus demselben ableugnen könne; denn das ist schlechterdings unmöglich. Sich als ein frei handelndes Wesen, und doch von dem einem solchen angemessenen Gesetze (dem moralischen) entbunden denken, wäre so viel, als eine ohne alle Gesetze wirkende Ursache denken (denn die Bestimmung nach Naturgesetzen fällt der Freiheit halber weg): welches sich widerspricht. — Um also einen Grund des moralisch Bösen im Menschen anzugeben, enthält die Sinnlichkeit zu wenig: denn sie macht den Menschen, indem sie die Triebfedern, die aus der Freiheit entspringen können, wegnimmt, zu einem bloß Thierischen; eine vom moralischen Gesetze aber freisprechende, gleichsam boshafte, Vernunft (ein schlechthin böser Wille), enthält dagegen zu viel, weil dadurch der Widerstreit gegen das Gesetz selbst zur

Triebfeder (denn ohne alle Triebfeder kann die Willkür nicht bestimmt werden) erhoben, und so das Subjekt zu einem teuflischen Wesen gemacht werden würde. — Keines von beiden aber ist auf den Menschen anwendbar.

Wenn nun aber gleich das Dasein dieses Hanges zum Bösen in der menschlichen Natur, durch Erfahrungsbeweise des in der Zeit wirklichen Widerstreits der menschlichen Willkür gegen das Gesetz, dargethan werden kann, so lehren uns diese doch nicht die eigentliche Beschaffenheit desselben, und den Grund dieses Widerstreits; sondern diese, weil sie eine Beziehung der freien Willkür (also einer solchen, deren Begrif nicht empirisch ist) auf das moralische Gesetz als Triebfeder (wovon der Begrif gleichfalls rein intellektuell ist) betrifft, muß aus dem Begriffe des Bösen, sofern es nach Gesetzen der Freiheit (der Verbindlichkeit und Zurechnungsfähigkeit) möglich ist, a priori erkannt werden. Folgendes ist die Entwickelung des Begrifs.

Der Mensch (selbst der ärgste) thut, in welchen Maximen es auch sei, auf das moralische Gesetz nicht gleichsam rebellischerweise (mit Aufkündigung des Gehorsams) Verzicht. Dieses dringt sich ihm vielmehr, Kraft seiner moralischen Anlage,

lage, unwiderſtehlich auf; und, wenn keine andere Triebfeder dagegen wirkte, ſo würde er es auch als hinreichenden Beſtimmungsgrund der Willkür in ſeine oberſte Maxime aufnehmen, d. i. er würde moraliſch gut ſein. Er hängt aber doch auch, vermöge ſeiner gleichfalls ſchuldloſen Naturanlage, an den Triebfedern der Sinnlichkeit, und nimmt ſie (nach dem ſubjektiven Prinzip der Selbſtliebe) auch in ſeine Maxime auf. Wenn er dieſe aber, als für ſich allein hinreichend zu Beſtimmung der Willkür, in ſeine Maxime aufnähme, ohne ſich an's moraliſche Geſetz (welches er doch in ſich hat) zu kehren; ſo würde er moraliſch böſe ſein. Da er nun natürlicherweiſe beide in dieſelbe aufnimmt; da er auch jede für ſich, wenn ſie allein wäre, zur Willensbeſtimmung hinreichend finden würde: ſo würde er, wenn der Unterſchied der Maximen bloß auf den Unterſchied der Triebfedern (der Materie der Maximen) nehmlich, ob das Geſetz, oder der Sinnenantrieb eine ſolche abgeben, ankäme, moraliſch gut und böſe zugleich ſein; welches ſich (nach der Einleitung) widerſpricht. Alſo muß der Unterſchied, ob der Menſch gut oder böſe ſei, nicht in dem Unterſchiede der Triebfedern, die er in ſeine Maximen aufnimmt (nicht in dieſer ihrer Materie), ſondern in der Unterordnung (der Form

derſelben) liegen: welche von beiden er zur Bedingung der anderen macht. Folglich iſt der Menſch (auch der Beſte) nur dadurch böſe, daß er die ſittliche Ordnung der Triebfedern, in der Aufnehmung derſelben in ſeine Maximen, umkehrt: das moraliſche Geſetz zwar neben dem der Selbſtliebe in dieſelbe aufnimmt; da er aber inne wird, daß eines neben dem andern nicht beſtehen kann, ſondern eines dem anderen, als ſeiner oberſten Bedingung, untergeordnet werden müſſe, er die Triebfeder der Selbſtliebe und ihrer Neigungen zur Bedingung der Befolgung des moraliſchen Geſetzes macht, da das letztere vielmehr als die oberſte Bedingung der Befriedigung der erſteren in die allgemeine Maxime der Willkür als alleinige Triebfeder aufgenommen werden ſollte.

Bei dieſer Umkehrung der Triebfedern durch ſeine Maxime, wider die ſittliche Ordnung, können die Handlungen dennoch wohl ſo geſetzmäßig ausfallen, als ob ſie aus ächten Grundſätzen entſprungen wären: wenn die Vernunft die Einheit der Maximen überhaupt, welche dem moraliſchen Geſetze eigen iſt, bloß dazu braucht, um in die Triebfedern der Neigung, unter dem Namen Glückſeligkeit, Einheit der Maximen, die ihnen ſonſt nicht zukommen kann, hinein zu bringen (z. B. daß

die

die Wahrhaftigkeit, wenn man sie zum Grundsatze annähme, uns der Aengstlichkeit überhebt, unseren Lügen die Uebereinstimmung zu erhalten und uns nicht in den Schlangenwindungen derselben selbst zu verwickeln); da dann der empirische Charakter gut, der intelligibele aber immer noch böse ist.

Wenn nun ein Hang dazu in der menschlichen Natur liegt, so ist im Menschen ein natürlicher Hang zum Bösen; und dieser Hang selber, weil er am Ende doch in einer freien Willkür gesucht werden muß, mithin zugerechnet werden kann, ist moralisch böse. Dieses Böse ist radikal, weil es den Grund aller Maximen verdirbt; zugleich auch, als natürlicher Hang, durch menschliche Kräfte nicht zu vertilgen, weil dieses nur durch gute Maximen geschehen könnte, welches, wenn der oberste subjektive Grund aller Maximen als verderbt vorausgesetzt wird, nicht Statt finden kann; gleichwohl aber muß er zu überwiegen möglich sein, weil er in dem Menschen als frei handelnden Wesen angetroffen wird.

Die Bösartigkeit der menschlichen Natur ist also nicht sowohl Bosheit, wenn man dieses Wort in strenger Bedeutung nimmt, nehmlich als eine Gesinnung (subjektives Prinzip der Maximen), das Böse als Böses zur Triebfeder in seine Maxime

aufzunehmen (denn die ist teuflisch); sondern vielmehr Verkehrtheit des Herzens, welches nun, der Folge wegen, auch ein böses Herz heißt, zu nennen. Dieses kann mit einem, im Allgemeinen, guten Willen zusammen bestehen; und entspringt aus der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, zu Befolgung seiner genommenen Grundsätze nicht stark genug zu sein, mit der Unlauterkeit verbunden, die Triebfedern (selbst gut beabsichtigter Handlungen) nicht nach moralischer Richtschnur von einander abzusondern, und daher zuletzt, wenn es hoch kömmt, nur auf die Gemäßheit derselben mit dem Gesetz, und nicht auf die Ableitung von demselben, d. i. auf dieses als die alleinige Triebfeder, zu sehen. Wenn hieraus nun gleich nicht eben immer eine gesetzwidrige Handlung und ein Hang dazu, d. i. das Laster, entspringt; so ist die Denkungsart, sich die Abwesenheit desselben schon für Angemessenheit der Gesinnung zum Gesetze der Pflicht (für Tugend) auszulegen (da hiebei auf die Triebfeder in der Maxime gar nicht, sondern nur auf die Befolgung des Gesetzes dem Buchstaben nach, gesehen wird), selbst schon eine radikale Verkehrtheit im menschlichen Herzen zu nennen.

Diese

Diese angeborne Schuld (reatus), welche so genannt wird, weil sie sich so früh, als sich nur immer der Gebrauch der Freiheit im Menschen äußert, wahrnehmen läßt, und nichts destoweniger doch aus der Freiheit entsprungen sein muß, und daher zugerechnet werden kann; kann in ihren zwei ersteren Stufen (der Gebrechlichkeit, und der Unlauterkeit) als unvorsätzlich (culpa), in der dritten aber als vorsätzliche Schuld (dolus) beurtheilt werden; und hat zu ihrem Charakter eine gewisse Tücke des menschlichen Herzens (dolus malus), sich wegen seiner eigenen guten oder bösen Gesinnungen selbst zu betrügen, und, wenn nur die Handlungen das Böse nicht zur Folge haben, was sie nach ihren Maximen wohl haben könnten, sich seiner Gesinnung wegen nicht zu beunruhigen, sondern vielmehr vor dem Gesetze gerechtfertigt zu halten. Daher rührt die Gewissensruhe so vieler (ihrer Meinung nach gewissenhaften) Menschen, wenn sie mitten unter Handlungen, bei denen das Gesetz nicht zu Rathe gezogen ward, wenigstens nicht das Meiste galt, nur den bösen Folgen glücklich entwischten, und wohl gar die Einbildung von Verdienst, keiner solcher Vergehungen sich schuldig zu fühlen, mit denen sie Andere behaftet sehen: ohne doch nachzufor-

schen, ob es nicht bloß etwa Verdienst des Glücks sei, und ob nach der Denkungsart, die sie in ihrem Innern wohl aufdecken könnten, wenn sie nur wollten, nicht gleiche Laster von ihnen verübt worden wären, wenn nicht Unvermögen, Temperament, Erziehung, Umstände der Zeit und des Orts, die in Versuchung führen, (lauter Dinge, die uns nicht zugerechnet werden können) davon entfernt gehalten hätten. Diese Unredlichkeit, sich selbst blauen Dunst vorzumachen, welche die Gründung ächter moralischer Gesinnung in uns abhält, erweitert sich denn auch äußerlich zur Falschheit und Täuschung anderer; welche, wenn sie nicht Bosheit genannt werden soll, doch wenigstens Nichtswürdigkeit zu heißen verdient; und liegt in dem radikalen Bösen der menschlichen Natur, welches (indem es die moralische Urtheilskraft in Ansehung dessen, wofür man einen Menschen halten solle, verstimmt, und die Zurechnung innerlich und äußerlich ganz ungewiß macht) den faulen Fleck unserer Gattung ausmacht, der, solange wir ihn nicht herausbringen, den Keim des Guten hindert, sich, wie er sonst wohl thun würde, zu entwickeln.

Ein Mitglied des Englischen Parlaments stieß in der Hitze die Behauptung aus: „Ein jeder Mensch hat seinen Preis, für den er sich weggiebt."

giebt.“ Wenn dieſes wahr iſt (welches dann ein jeder bei ſich ausmachen mag); wenn es überall keine Tugend giebt, für die nicht ein Grad der Verſuchung gefunden werden kann, der vermögend iſt, ſie zu ſtürzen; wenn, ob der böſe oder der gute Geiſt uns für ſeine Partei gewinne, es nur darauf ankömmt, wer das Meiſte bietet, und die prompteſte Zahlung leiſtet: ſo möchte wohl vom Menſchen allgemein wahr ſein, was der Apoſtel ſagt: „Es iſt hier kein Unterſchied, ſie ſind allzumal Sünder — es iſt Keiner, der Gutes thue (nach dem Geiſte des Geſetzes), auch nicht Einer *).“

*) Von dieſem Verdammungsurtheile der moraliſch richtenden Vernunft iſt der eigentliche Beweis nicht in dieſem, ſondern dem vorigen Abſchnitte enthalten; dieſer enthält nur die Beſtätigung deſſelben durch Erfahrung, welche aber nie die Wurzel des Böſen, in der oberſten Maxime der freien Willkür in Beziehung aufs Geſetz, aufdecken kann, die, als intelligibele That, vor aller Erfahrung vorhergeht. — Hieraus, d. i. aus der Einheit der oberſten Maxime, bei der Einheit des Geſetzes, worauf ſie ſich bezieht, läßt ſich auch einſehen: warum der reinen intellektuellen Beurtheilung des Menſchen der Grundſatz der Ausſchließung des Mittleren zwiſchen Gut und Böſe zum Grunde liegen müſſe; indeſſen daß der empiriſchen Beurtheilung aus ſenſibeler That (dem wirklichen Thun und Laſſen) der Grundſatz untergelegt werden kann: daß es ein Mittleres zwiſchen dieſen Extremen gebe, einerſeits ein Negatives der Indifferenz, vor aller Ausbildung, andererſeits ein Poſitives der Miſchung, theils gut, theils

IV.

Vom Urſprunge des Böſen in der menſchlichen Natur.

Urſprung (der erſte) iſt die Abſtammung einer Wirkung von ihrer erſten, d. i. derjenigen Urſache, welche nicht wiederum Wirkung einer andern Urſache von derſelben Art iſt. Er kann entweder als Vernunft-, oder als Zeit-Urſprung in Betrachtung gezogen werden. In der erſten Bedeutung wird bloß das Daſein der Wirkung betrachtet; in der zweiten, das Geſchehen derſelben, mithin ſie als Begebenheit auf ihre Urſache in der Zeit bezogen. Wenn die Wirkung auf eine Urſache, die mit ihr doch nach Freiheitsgeſetzen verbunden iſt, bezogen wird, wie das mit dem moraliſch Böſen der Fall iſt; ſo wird die Beſtimmung der Willkür zu ihrer Hervorbringung nicht als mit ihrem Beſtimmungsgrunde in der Zeit, ſondern bloß in der Vernunftvorſtellung, verbunden gedacht, und kann nicht als von irgend einem vorhergehenden Zuſtande abgeleitet werden; welches dagegen allemal geſchehen muß, wenn die böſe Handlung als Begebenheit in der Welt auf ihre Natururſache bezogen wird. Von den freien

theils böſe zu ſein. Aber die letztere iſt nur die Beurtheilung der Moralität des Menſchen in der Erſcheinung, und der erſteren im Endurtheile unterworfen.

freien Handlungen, als solchen, den Zeitursprung (gleich als von Naturwirkungen) zu suchen, ist also ein Widerspruch; mithin auch von der moralischen Beschaffenheit des Menschen, sofern sie als zufällig betrachtet wird, weil diese den Grund des Gebrauchs der Freiheit bedeutet, welcher (so wie der Bestimmungsgrund der freien Willkür überhaupt) lediglich in Vernunftvorstellungen gesucht werden muß.

Wie nun aber auch der Ursprung des moralischen Bösen im Menschen immer beschaffen sein mag, so ist doch unter allen Vorstellungsarten, von der Verbreitung und Fortsetzung desselben durch alle Glieder unserer Gattung und in allen Zeugungen, die unschicklichste: es sich, als durch Anerbung von den ersten Eltern auf uns gekommen, vorzustellen; denn man kann vom moralisch Bösen eben das sagen, was der Dichter vom Guten sagt: — Genus, et proavos, et *quae non fecimus ipsi*, Vix ea nostra puto *). — Noch ist zu merken:

*) Die drei sogenannten obern Fakultäten (auf hohen Schulen) würden, iede nach ihrer Art, sich diese Vererbung verständlich machen: nehmlich, entweder als Erbkrankheit, oder Erbschuld, oder Erbsünde. 1) Die Medizinische Fakultät würde sich das erbliche Böse etwa wie den Bandwurm vorstellen, von welchem wirklich einige Naturkündiger

daß, wenn wir dem Urſprunge des Böſen nachforſchen, wir anfänglich noch nicht den Hang dazu (als peccatum in potentia) in Anſchlag bringen, ſondern nur das wirkliche Böſe gegebener Handlungen, nach ſeiner inneren Möglichkeit, und dem, was zur Ausübung derſelben in der Willkür zuſammenkommen muß, in Betrachtung ziehen.

Eine jede böſe Handlung muß, wenn man den Vernunfturſprung derſelben ſucht, ſo betrachtet werden, als ob der Menſch unmittelbar aus dem

der Meinung ſind, daß, da er ſonſt weder in einem Elemente außer uns, noch (von derſelben Art) in irgend einem andern Thiere angetroffen wird, er ſchon in den erſten Eltern geweſen ſein müſſe. 2) Die Juriſtenfakultät würde es als die rechtliche Folge der Antretung einer uns von dieſen hinterlaſſenen, aber mit einem ſchweren Verbrechen belaſteten, Erbſchaft anſehen (denn geboren werden iſt nichts anders, als den Gebrauch der Güter der Erde, ſo fern ſie zu unſerer Fortdauer unentbehrlich ſind, erwerben). Wir müſſen alſo Zahlung leiſten (büßen), und werden am Ende doch (durch den Tod) aus dieſem Beſitze geworfen. Wie recht iſt von Rechtswegen! 3) Die Theologiſche Fakultat würde dieſes Böſe als perſönliche Theilnehmung unſerer erſten Eltern an dem Abfall eines verworfenen Aufrührers anſehen: entweder daß wir (obzwar jetzt deſſen unbewußt) damals ſelbſt mitgewirkt haben; oder nur jetzt, unter ſeiner (als Fürſten dieſer Welt) Herrſchaft geboren, uns die Güter derſelben mehr, als den Oberbefehl des himmliſchen Gebieters gefallen laſſen, und nicht Treue genug beſitzen, uns davon loszureißen, dafür aber künftig auch ſein Loos mit ihm theilen müſſen.

dem Stande der Unschuld in sie gerathen wäre. Denn: wie auch sein voriges Verhalten gewesen sein mag, und welcherlei auch die auf ihn einfließende Naturursachen sein mögen, imgleichen ob sie in oder außer ihm anzutreffen sein; so ist seine Handlung doch frei, und durch keine dieser Ursachen bestimmt, kann also und muß immer als ein ursprünglicher Gebrauch seiner Willkür beurtheilt werden. Er sollte sie unterlassen haben, in welchen Zeitumständen und Verbindungen er auch immer gewesen sein mag; denn durch keine Ursache in der Welt kann er aufhören, ein frei handelndes Wesen zu sein. Man sagt zwar mit Recht: dem Menschen werden auch die aus seinen ehemaligen freien, aber gesetzwidrigen, Handlungen entspringenden Folgen zugerechnet; dadurch aber will man nur sagen: man habe nicht nöthig, sich auf diese Ausflucht einzulassen, und auszumachen, ob die letztern frei sein mögen, oder nicht, weil schon in der geständlich freien Handlung, die ihre Ursache war, hinreichender Grund der Zurechnung vorhanden ist. Wenn aber Jemand bis zu einer unmittelbar bevorstehenden freien Handlung auch noch so böse gewesen wäre (bis zur Gewohnheit als anderer Natur): so ist es nicht allein seine Pflicht gewesen, besser zu sein; sondern es ist jetzt noch seine Pflicht, sich

zu beſſern; er muß es alſo auch können, und iſt, wenn er es nicht thut, der Zurechnung in dem Augenblicke der Handlung eben ſo fähig und unterworfen, als ob er, mit der natürlichen Anlage zum Guten (die von der Freiheit unzertrennlich iſt) begabt, aus dem Stande der Unſchuld zum Böſen übergeſchritten wäre. — Wir können alſo nicht nach dem Zeitурſprunge, ſondern müſſen bloß nach dem Vernunfturſprunge dieſer That fragen, um darnach den Hang, d. i. den ſubjektiven allgemeinen Grund der Aufnehmung einer Uebertretung in unſere Maxime, wenn ein ſolcher iſt, zu beſtimmen, und wo möglich zu erklären.

Hiemit ſtimmt nun die Vorſtellungsart, deren ſich die Schrift bedient, den Urſprung des Böſen als einen Anfang deſſelben in der Menſchengattung zu ſchildern, ganz wohl zuſammen: indem ſie ihn in einer Geſchichte vorſtellig macht, wo, was der Natur der Sache nach (ohne auf Zeitbedingung Rückſicht zu nehmen) als das Erſte gedacht werden muß, als ein ſolches der Zeit nach erſcheint. Nach ihr fängt das Böſe nicht von einem zum Grunde liegenden Hange zu denſelben an (weil ſonſt der Anfang deſſelben nicht aus der Freiheit entſpringen würde); ſondern von der Sünde (worunter die Uebertretung des moraliſchen Geſetzes als göttlichen

lichen Gebots verſtanden wird); der Zuſtand des Menſchen aber, vor allem Hange zum Böſen, heißt der Stand der Unſchuld. Das moraliſche Geſetz ging, wie es auch beim Menſchen, als einem, nicht reinen, ſondern von Neigungen verſuchten, Weſen ſein muß, als Verbot voraus (1 Moſe II, 16, 17). Anſtatt nun dieſem Geſetze, als hinreichender Triebfeder (die allein unbedingt gut iſt, wobei auch weiter kein Bedenken Statt findet), geradezu zu folgen; ſah ſich der Menſch doch noch nach andern Triebfedern um (III, 6), die nur bedingterweiſe (nehmlich, ſo fern dem Geſetze dadurch nicht Eintrag geſchieht) gut ſein können, und machte es ſich, wenn man die Handlung als mit Bewußtſein aus Freiheit entſpringend denkt, zur Maxime, dem Geſetze der Pflicht nicht aus Pflicht, ſondern auch allenfalls aus Rückſicht auf andere Abſichten zu folgen. Mithin fing er damit an, die Strenge des Gebots, welches den Einfluß jeder andern Triebfeder ausſchließt, zu bezweifeln, hernach den Gehorſam gegen daſſelbe zu einem bloß (unter dem Prinzip der Selbſtliebe) bedingten eines Mittels herab zu vernünfteln *); woraus dann endlich das Ueber-

*) Alle bezeugte Ehrerbietung gegen das moraliſche Geſetz, ohne ihm doch, als für ſich hinreichender Triebfeder, in ſeiner Maxime das Uebergewicht über

Uebergewicht der sinnlichen Antriebe über die Triebfeder aus dem Gesetz, in die Maxime zu handeln, aufgenommen, und so gesündigt ward (III, 6). Mutato nomine de te Fabula narratur. Daß wir es täglich eben so machen, mithin „in Adam Alle gesündiget haben" und noch sündigen, ist aus dem obigen klar; nur daß bei uns schon ein angeborner Hang zur Uebertretung, in dem ersten Menschen aber kein solcher, sondern Unschuld der Zeit nach vorausgesetzt wird, mithin die Uebertretung bei diesem ein Sündenfall heißt; statt daß sie bei uns, als aus der schon angebornen Bösartigkeit unserer Natur erfolgend, vorgestellt wird. Dieser Hang aber bedeutet nichts weiter, als daß, wenn wir uns auf die Erklärung des Bösen, seinem Zeitanfange nach, einlassen wollen, wir bei jeder vorsätzlichen Uebertretung die Ursachen in einer vorigen Zeit unseres Lebens bis zurück in diejenige, wo der Vernunftgebrauch noch nicht entwickelt war, mithin

über alle andere Bestimmungsgründe der Willkür einzuräumen, ist geheuchelt, und der Hang dazu innere Falschheit, d. i. ein Hang, sich in der Deutung des moralischen Gesetzes zum Nachtheil desselben selbst zu belügen (III, 5.); weswegen auch die Bibel (christlichen Antheils) den Urheber des Bösen (der in uns selbst liegt) den Lügner von Anfang nennt, und also den Menschen in Ansehung dessen, was der Hauptgrund des Bösen in ihm zu seyn scheint, charakterisirt.

mithin bis zu einem Hange (als natürliche Grundlage) zum Bösen, welcher darum angeboren heißt, die Quelle des Bösen verfolgen müßten: welches bei dem ersten Menschen, der schon mit völligem Vermögen seines Vernunftgebrauchs vorgestellt wird, nicht nöthig, auch nicht thunlich, ist; weil sonst jene Grundlage (der böse Hang) gar anerschaffen gewesen sein müßte; daher seine Sünde, unmittelbar als aus der Unschuld erzeugt, aufgeführt wird. — Wir müssen aber von einer moralischen Beschaffenheit, die uns soll zugerechnet werden, keinen Zeitursprung suchen; so unvermeidlich dieses auch ist, wenn wir ihr zufälliges Dasein erklären wollen (daher ihn auch die Schrift, dieser unserer Schwäche gemäß, so vorstellig gemacht haben mag).

Der Vernunftursprung aber dieser Verstimmung unserer Willkür in Ansehung der Art, subordinirte Triebfedern zu oberst in ihre Maximen aufzunehmen, d. i. dieses Hanges zum Bösen, bleibt uns unerforschlich, weil er selbst uns zugerechnet werden muß, folglich jener oberste Grund aller Maximen wiederum die Annehmung einer bösen Maxime erfordern würde. Das Böse hat nur aus dem moralisch Bösen (nicht den bloßen Schranken unserer Natur) entspringen können; und doch ist die ursprüngliche Anlage (die auch kein anderer

als der Mensch selbst verderben konnte, wenn diese Korruption ihm soll zugerechnet werden) eine Anlage zum Guten; für uns ist also kein begreiflicher Grund da, woher das moralische Böse in uns zuerst gekommen sein könne. — Diese Unbegreiflichkeit, zusammt der näheren Bestimmung der Bösartigkeit unserer Gattung, drückt die Schrift in jener Geschichtserzählung *) dadurch aus: daß sie das Böse, zwar im Weltanfange, doch noch nicht im Menschen, sondern in einem Geiste von ursprünglich erhabnerer Bestimmung, voranschickt: wodurch also der erste Anfang alles Bösen überhaupt

als

*) Das hier Gesagte muß nicht dafür angesehen werden, als ob es Schriftauslegung sein solle, welche außerhalb den Gränzen der Befugniß der bloßen Vernunft liegt. Man kann sich über die Art erklären, wie man sich einen historischen Vortrag moralisch zu Nutze macht, ohne darüber zu entscheiden, ob das auch der Sinn des Schriftstellers sei, oder wir ihn nur hineinlegen: wenn er nur für sich und ohne allen historischen Beweis wahr, dabey aber zugleich der einzige ist, nach welchem wir aus einer Schriftstelle für uns etwas zur Besserung ziehen können, die sonst nur eine unfruchtbare Vermehrung unserer historischen Erkenntniß sein würde. Man muß nicht ohne Noth über etwas, und das historische Ansehen desselben, streiten; was, ob es so oder anders verstanden werde, nichts dazu beiträgt, ein besserer Mensch zu werden, wenn, was dazu beitragen kann, auch ohne historischen Beweis erkannt wird und gar ohne ihn erkannt werden muß. Das historische Erkenntniß, welches keine innere für jedermann gültige Beziehung hierauf hat, gehört unter die Adiaphora, mit denen es jeder halten mag, wie er es für sich erbaulich findet.

als für uns unbegreiflich (denn woher bei jenem Geiſte das Böſe?), der Menſch aber nur als durch Verführung ins Böſe gefallen, alſo nicht von Grund aus (ſelbſt der erſten Anlage zum Guten nach) verderbt, ſondern als noch einer Beſſerung fähig, im Gegenſatze mit einem verführenden Geiſte, d. i. einem ſolchen Weſen, dem die Verſuchung des Fleiſches nicht zur Milderung ſeiner Schuld angerechnet werden kann, vorgeſtellt, und ſo dem erſteren, der bei einem verderbten Herzen doch immer noch einen guten Willen hat, Hofnung einer Wiederkehr zu dem Guten, von dem er abgewichen iſt, übrig gelaſſen wird.

V.

Von der Wiederherſtellung der urſprünglichen Anlage zum Guten in ihre Kraft.

Was der Menſch im moraliſchen Sinne iſt, oder werden ſoll, gut oder böſe, dazu muß er ſich ſelbſt machen, oder gemacht haben. Beides muß eine Wirkung ſeiner freien Willkür ſein; denn ſonſt könnte es ihm nicht zugerechnet werden, folglich er weder moraliſch gut noch böſe ſein. Wenn es heißt, er iſt gut geſchaffen, ſo kann das nichts mehr bedeuten, als er iſt zum Guten erſchaffen,

und die urſprüngliche Anlage im Menſchen iſt gut; der Menſch iſt es ſelber dadurch noch nicht, ſondern, nachdem er die Triebfedern, die dieſe Anlage enthält, in ſeine Maxime aufnimmt oder nicht (welches ſeiner freien Wahl gänzlich überlaſſen ſein muß), macht er, daß er gut oder böſe wird. Geſetzt, zum gut oder beſſer werden ſei noch eine übernatürliche Mitwirkung nöthig, ſo mag dieſe nur in der Verminderung der Hinderniſſe beſtehen, oder auch poſitiver Beiſtand ſein; der Menſch muß ſich doch vorher würdig machen, ſie zu empfangen, und dieſe Beihülfe annehmen (welches nichts Geringes iſt) d. i. die poſitive Kraftvermehrung in ſeine Maxime aufnehmen, wodurch es allein möglich wird, daß ihm das Gute zugerechnet, und er für einen guten Menſchen erkannt werde.

Wie es nun möglich ſei, daß ein natürlicherweiſe böſer Menſch ſich ſelbſt zum guten Menſchen mache, das überſteigt alle unſere Begriffe; denn wie kann ein böſer Baum gute Früchte bringen? Da aber doch nach dem vorher abgelegten Geſtändniſſe ein urſprünglich (der Anlage nach) guter Baum arge Früchte hervorgebracht hat *), und der

Ver-

*) Der der Anlage nach, gute Baum iſt es noch nicht der That nach; denn wäre er es, ſo könnte er freilich nicht arge Früchte bringen; nur wenn der Menſch

Verfall vom Guten ins Böſe (wenn man wohl bedenkt, daß dieſes aus der Freiheit entſpringt), nicht begreiflicher iſt, als das Wiederaufſtehen aus dem Böſen zum Guten; ſo kann die Möglichkeit des letzteren nicht beſtritten werden. Denn, ungeachtet jenes Abfalls, erſchallt doch das Gebot: wir ſollen beſſere Menſchen werden, unvermindert in unſerer Seele; folglich müſſen wir es auch können, ſollte auch das, was wir thun können, für ſich allein unzureichend ſein, und wir uns dadurch nur eines für uns unerforſchlichen höheren Beiſtandes empfänglich machen. — Freilich muß hiebei vorausgeſetzt werden, daß ein Keim des Guten in ſeiner ganzen Reinigkeit übrig geblieben, nicht vertilgt oder verderbt werden konnte, welcher gewiß nicht die Selbſtliebe *) ſein kann; die, als

Menſch die für das moraliſche Geſetz in ihm gelegte Triebfeder in ſeine Maxime aufgenommen hat, wird er ein guter Menſch (der Baum ſchlechthin ein guter Baum) genannt.

*) Worte, die einen zwiefachen ganz verſchiednen Sinn annehmen können, halten öfter die Ueberzeugung aus den klärеſten Gründen lange Zeit auf. Wie Liebe überhaupt, ſo kann auch Selbſtliebe in die des Wohlwollens und des Wohlgefallens (benevolentiae et complacentiae) eingetheilt werden, und beide müſſen (wie ſich von ſelbſt verſteht) vernünftig ſein. Die erſte in ſeine Maxime aufnehmen, iſt natürlich (denn wer wird nicht wollen, daß

Prinzip aller unserer Maximen angenommen, gerade die Quelle alles Bösen ist.

Die

daß es ihm jederzeit wohl ergehe?). Sie ist aber sofern vernünftig, als theils in Ansehung des Zwecks nur dasjenige, was mit dem größten und dauerhaftesten Wohlergehen zusammenbestehen kann, theils zu jedem dieser Bestandstücke der Glückseligkeit die tauglichsten Mittel gewählt werden. Die Vernunft vertritt hier nur die Stelle einer Dienerinn der natürlichen Neigung; die Maxime aber, die man deshalb annimmt, hat gar keine Beziehung auf Moralität. Wird sie aber zum unbedingten Prinzip der Willkür gemacht: so ist sie die Quelle eines unabsehlich großen Widerstreits gegen die Sittlichkeit. — Die vernünftige Liebe des Wohlgefallens an Sich selbst kann nun entweder so verstanden werden, daß wir uns in jenen schon genannten auf Befriedigung der Naturneigung abzweckenden Maximen (so fern jener Zweck durch Befolgung derselben erreicht wird) wohlgefallen; und da ist sie mit der Liebe des Wohlwollens gegen sich selbst einerlei: man gefällt sich selbst, wie ein Kaufmann, dem seine Handlungsspekulazionen gut einschlagen, und der sich wegen der dabei genommenen Maximen seiner guten Einsicht erfreut. Allein die Maxime der Selbstliebe des unbedingten (nicht von Gewinn oder Verlust aus den Folgen der Handlung abhängenden) Wohlgefallens an sich selbst würde das innere Prinzip einer, allein unter der Bedingung der Unterordnung unserer Maximen unter das moralische Gesetz, uns möglichen Zufriedenheit sein. Kein Mensch, dem die Moralität nicht gleichgültig ist, kann an Sich einen Wohlgefallen haben, ja gar ohne ein bitteres Mißfallen an sich selbst, sein, der sich solcher Maximen bewußt ist, die mit dem moralischen Gesetze in ihm nicht übereinstimmen. Man könnte diese die Vernunftliebe seiner selbst nennen, welche alle Vermischung anderer Ursachen der Zufriedenheit aus

den

Die Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage zum Guten in uns ist also nicht Erwerbung einer verlornen Triebfeder zum Guten; denn diese, die in der Achtung fürs moralische Gesetz besteht, haben wir nie verlieren können, und wäre das letztere möglich, so würden wir sie auch nie wieder erwerben. Sie ist also nur die Herstellung

den Folgen seiner Handlungen (unter dem Namen einer dadurch sich zu verschaffenden Glückseligkeit) mit den Triebfedern der Willkür verhindert. Da nun das letztere die unbedingte Achtung fürs Gesetz bezeichnet, warum will man durch den Ausdruck einer vernünftigen, aber nur unter der letzteren Bedingung moralischen, Selbstliebe sich das deutliche Verstehen des Prinzips unnöthigerweise erschweren, indem man sich im Zirkel herumdreht (denn man kann sich auf moralische Art nur selbst lieben; soferne man sich seiner Maxime bewußt ist, die Achtung fürs Gesetz zur höchsten Triebfeder seiner Willkür zu machen)? Glückseligkeit ist unserer Natur nach für uns, als von Gegenständen der Sinnlichkeit abhängige Wesen, das erste und das, was wir unbedingt begehren. Eben dieselbe ist unsrer Natur nach (wenn man überhaupt das, was uns angeboren ist, so nennen will) als mit Vernunft und Freiheit begabter Wesen, bei weitem nicht das Erste, noch auch unbedingt ein Gegenstand unserer Maximen; sondern dieses ist die Würdigkeit glücklich zu sein, d. i. die Uebereinstimmung aller unserer Maximen mit dem moralischen Gesetze. Daß diese nun objektiv die Bedingung sei, unter welcher der Wunsch der ersteren allein mit der gesetzgebenden Vernunft zusammenstimmen kann, darin besteht alle sittliche Vorschrift; und in der Gesinnung, auch nur so bedingt zu wünschen, die sittliche Denkungsart.

der Reinigkeit deſſelben, als oberſten Grundes aller unſerer Maximen, nach welcher daſſelbe nicht bloß mit andern Triebfedern verbunden, oder wohl gar dieſen (den Neigungen) als Bedingungen untergeordnet, ſondern in ſeiner ganzen Reinigkeit als für ſich zureichende Triebfeder der Beſtimmung der Willkür in dieſelbe aufgenommen werden ſoll. Das urſprünglich Gute iſt die Heiligkeit der Maximen in Befolgung ſeiner Pflicht, mithin bloß aus Pflicht; wodurch der Menſch, der dieſe Reinigkeit in ſeine Maxime aufnimmt, obzwar darum noch nicht ſelbſt heilig (denn zwiſchen der Maxime und der That iſt noch ein großer Zwiſchenraum), dennoch auf dem Wege dazu iſt, ſich ihr im unendlichen Fortſchritt zu näheren. Der zur Fertigkeit gewordene feſte Vorſatz in Befolgung ſeiner Pflicht heißt auch Tugend, der Legalität nach als ihrem empiriſchen Charakter (virtus phaenomenon). Sie hat alſo die beharrliche Maxime geſetzmäßiger Handlungen; die Triebfeder, deren die Willkür hiezu bedarf, mag man nehmen, woher man wolle. Daher wird Tugend in dieſem Sinne nach und nach erworben, und heißt Einigen eine lange Gewohnheit (in Beobachtung des Geſetzes), durch die der Menſch vom Hange zum Laſter durch allmähliche Reformen ſeines Verhaltens, und Befeſtigung ſeiner

ner Maximen in einen entgegengesetzten Hang übergekommen ist. Dazu ist nun nicht eben eine Herzensänderung nöthig; sondern nur eine Aenderung der Sitten. Der Mensch findet sich tugendhaft, wenn er sich in Maximen, seine Pflicht zu beobachten, befestigt fühlt: obgleich nicht aus dem obersten Grunde aller Maximen, nehmlich aus Pflicht; sondern der Unmäßige, z. B. kehrt zur Mäßigkeit um der Gesundheit, der Lügenhafte zur Wahrhaftigkeit um der Ehre, der Ungerechte zur bürgerlichen Ehrlichkeit um der Ruhe oder des Erwerbs willen, u. s. w. Alle nach dem gepriesenen Prinzip der Glückseligkeit. Um aber nicht bloß ein gesetzlich, sondern ein moralisch guter (Gott wohlgefälliger) Mensch, d. i. tugendhaft nach dem intelligibelen Charakter (virtus Noumenon), zu werden, welcher, wenn er etwas als Pflicht erkennt, keiner anderen Triebfeder weiter bedarf, als dieser Vorstellung der Pflicht selbst: das kann nicht durch allmählige Reform, so lange die Grundlage der Maximen unlauter bleibt, sondern muß durch eine Revoluzion in der Gesinnung im Menschen (einen Uebergang zur Maxime der Heiligkeit derselben) bewirkt werden; und er kann ein neuer Mensch, nur durch eine Art von Wiedergeburt gleich als durch eine neue Schöpfung (Ev. Johann.

III, 5; verglichen mit 1 Mose I, 2), und Aenderung des Herzens werden.

Wenn der Mensch aber im Grunde seiner Maximen verderbt ist, wie ist es möglich, daß er durch eigene Kräfte diese Revoluzion zu Stande bringe, und von selbst ein guter Mensch werde? Und doch gebietet die Pflicht es zu sein, sie gebietet uns aber nichts als was uns thunlich ist. Dieses ist nicht anders zu vereinigen, als daß die Revoluzion für die Denkungsart, die allmählige Reform aber für die Sinnesart (welche jener Hinderniße entgegen stellt), nothwendig, und daher auch dem Menschen möglich sein muß. Das ist: wenn er den obersten Grund seiner Maximen, wodurch er ein böser Mensch war, durch eine einzige unwandelbare Entschließung umkehrt (und *hiemit* einen neuen Menschen anzieht); so ist er sofern dem Prinzip und der Denkungsart nach ein fürs Gute empfängliches Subjekt; aber nur in continuirlichem Wirken und Werden ein guter Mensch: d. i. er kann hoffen, daß er bei einer solchen Reinigkeit des Prinzips, welches er sich zur obersten Maxime seiner Willkür genommen hat, und der Festigkeit desselben, sich auf den guten (obwohl schmalen) Wege eines beständigen Fortschreitens vom Schlechten zum Bessern befinde. Welches für denjenigen,

der

der den intelligibelen Grund des Herzens (aller Maximen der Willkür) durchschauete, für den also dieſe Unendlichkeit des Fortſchritts Einheit iſt, d. i. für Gott, ſo viel iſt, als wirklich ein guter (ihm gefälliger) Menſch ſein; welche Veränderung ſofern als Revoluzion betrachtet werden, für die Beurtheilung der Menſchen aber, die ſich und die Stärke ihrer Maximen nur nach der Oberhand, die ſie über Sinnlichkeit in der Zeit gewinnen, ſchätzen können, nur als ein immer fortdauerndes Streben zum Beſſeren, mithin als allmählige Reform des Hanges zum Böſen, als verkehrter Denkungsart, angeſehen werden kann.

Hieraus folgt, daß die moraliſche Bildung des Menſchen nicht von der Beſſerung der Sitten, ſondern von der Umwandlung der Denkungsart, und von Gründung eines Charakters anfangen müſſe; ob man zwar gewöhnlicherweiſe anders verfährt, und wider Laſter einzeln kämpft, die allgemeine Wurzel derſelben aber unberührt läßt. Nun iſt ſelbſt der eingeſchränkteſte Menſch des Eindrucks einer deſto größeren Achtung für eine pflichtmäßige Handlung fähig, je mehr er ihr in Gedanken andere Triebfedern, die durch die Selbſtliebe auf die Maxime der Handlung Einfluß haben könnten, entzieht; und ſelbſt Kinder ſind fähig, auch

die kleinste Spur von Beimischung unächter Triebfedern aufzufinden: da denn die Handlung bei ihnen augenblicklich allen moralischen Werth verliert. Diese Anlage zum Guten wird dadurch, daß man das Beispiel selbst von guten Menschen (was die Gesetzmäßigkeit derselben betrift) anführt, und seine moralischen Lehrlinge die Unlauterkeit mancher Maximen aus den wirklichen Triebfedern ihrer Handlungen beurtheilen läßt, unvergleichlich kultivirt, und geht allmählich in die Denkungsart über: so daß Pflicht bloß für sich selbst in ihren Herzen ein merkliches Gewicht zu bekommen anhebt. Allein tugendhafte Handlungen, so viel Aufopferung sie auch gekostet haben mögen, bewundern zu lehren, ist noch nicht die rechte Stimmung, die das Gemüth des Lehrlings fürs moralisch Gute erhalten soll. Denn so tugendhaft Jemand auch sei, so ist doch alles, was er immer Gutes thun kann, bloß Pflicht; seine Pflicht aber thun, ist nichts mehr, als das thun, was in der gewöhnlichen sittlichen Ordnung ist, mithin nicht bewundert zu werden verdient. Vielmehr ist diese Bewunderung eine Abstimmung unseres Gefühls für Pflicht, gleich als ob es etwas Außerordentliches und Verdienstliches wäre, ihr Gehorsam zu leisten.

Aber

Aber eines ist in unsrer Seele, welches, wenn wir es gehörig ins Auge fassen, wir nicht aufhören können, mit der höchsten Verwunderung zu betrachten, und wo die Bewunderung rechtmäßig, zugleich auch seelenerhebend ist; und das ist: die ursprüngliche moralische Anlage in uns überhaupt. — Was ist das (kann man sich selbst fragen) in uns, wodurch wir, von der Natur durch so viel Bedürfnisse beständig abhängige Wesen, doch zugleich über diese in der Idee einer ursprünglichen Anlage (in uns) so weit erhoben werden, daß wir sie insgesammt für nichts, und uns selbst des Daseins für unwürdig halten, wenn wir ihrem Genusse, der uns doch das Leben allein wünschenswerth machen kann, einem Gesetze zuwider nachhängen sollten, durch welches unsere Vernunft mächtig gebietet, ohne doch dabei weder etwas zu verheißen noch zu drohen? Das Gewicht dieser Frage muß ein jeder Mensch von der gemeinsten Fähigkeit, der vorher von der Heiligkeit, die in der Idee der Pflicht liegt, belehrt worden, der sich aber nicht bis zur Nachforschung des Begrifs der Freiheit, welcher allererst aus diesem Gesetze hervorgeht *), versteigt, innigst fühlen;

*) Daß der Begrif der Freiheit der Willkür nicht vor dem Bewußtsein des moralischen Gesetzes in uns vorhergehe,

fühlen; und selbst die Unbegreiflichkeit dieser eine göttliche Abkunft verkündigenden Anlage muß auf das Gemüth bis zur Begeisterung wirken, und es zu den Aufopferungen stärken, welche ihm die Achtung für seine Pflicht nur auferlegen mag. Dieses Gefühl der Erhabenheit seiner moralischen Bestim-

gehe, sondern nur aus der Bestimmtbarkeit unserer Willkür durch dieses, als ein unbedingtes Gebot, geschlossen werde; davon kann man sich bald überzeugen, wenn man sich fragt: ob man auch gewiß und unmittelbar sich eines Vermögens bewußt sei, jede noch so große Triebfeder zur Uebertretung (Phalaris licet imperet ut sis Falsus, et admoto dicter periuria tauro) durch festen Vorsatz überwältigen zu können. Jedermann wird gestehen müssen: er wisse nicht, ob, wenn ein solcher Fall einträte, er nicht in seinem Vorsatz wanken würde. Gleichwohl aber gebietet ihm die Pflicht unbedingt: er solle ihm treu bleiben; und hieraus schließt er mit Recht: er müsse es auch können, und seine Willkür sei also frei. Die, welche diese unerforschliche Eigenschaft als ganz begreiflich vorspiegeln, machen durch das Wort Determinismus (dem Satze der Bestimmung der Willkür durch innere hinreichende Gründe) ein Blendwerk, gleich als ob die Schwierigkeit darin bestände, diesen mit der Freiheit zu vereinigen, woran doch niemand denkt; sondern: wie der Prädeterminism, nach welchem willkürliche Handlungen als Begebenheiten ihre bestimmende Gründe in der vorhergehenden Zeit haben (die, mit dem was sie in sich hält, nicht mehr in unserer Gewalt ist), mit der Freiheit, nach welcher die Handlung so wohl als ihr Gegentheil in dem Augenblicke des Geschehens in der Gewalt des Subjekts sein muß, zusammen bestehen könne: Das ists, was man einsehen will und nie einsehen wird.

ſtimmung öfter rege zu machen, iſt als Mittel der Erweckung ſittlicher Geſinnungen vorzüglich anzuſpreiſen, weil es dem angebornen Hange zur Verkehrung der Triebfedern in den Maximen unſerer Willkür gerade entgegenwirkt, um in der unbedingten Achtung fürs Geſetz, als der höchſten Bedingung aller zu nehmenden Maximen, die urſprüngliche ſittliche Ordnung unter den Triebfedern, und hiemit die Anlage zum Guten im menſchlichen Herzen, in ihrer Reinigkeit wieder herzuſtellen.

Aber dieſer Wiederherſtellung durch eigene Kraftanwendung ſteht ja der Satz von der angebornen Verderbtheit des Menſchen für alles Gute gerade entgegen? Allerdings, was die Begreiflichkeit d. i. unſere Einſicht von der Möglichkeit derſelben betrifft, wie alles deſſen, was als Begebenheit in der Zeit (Veränderung) und ſo fern nach Naturgeſetzen als nothwendig, und deſſen Gegentheil doch zugleich unter moraliſchen Geſetzen als durch Freiheit möglich vorgeſtellt werden ſoll; aber der Möglichkeit dieſer Wiederherſtellung ſelbſt iſt er nicht entgegen. Denn, wenn das moraliſche Geſetz gebietet, wir ſollen jetzt beſſere Menſchen ſein; ſo folgt unumgänglich, wir müſſen es auch können. Der Satz vom angebornen Böſen iſt in der moraliſchen Dogmatik von gar keinem Gebrauch

brauch: denn die Vorschriften derselben enthalten eben dieselben Pflichten und bleiben auch in derselben Kraft, ob ein angeborner Hang zur Uebertretung in uns sei oder nicht. In der moralischen Ascetik aber will dieser Satz mehr, aber doch nichts mehr sagen, als: wir können in der sittlichen Ausbildung der anerschaffenen moralischen Anlage zum Guten, nicht von einer uns natürlichen Unschuld den Anfang machen, sondern müssen von der Voraussetzung einer Bösartigkeit der Willkür in Annehmung ihrer Maximen der ursprünglichen sittlichen Anlage zuwider anheben, und, weil der Hang dazu unvertilgbar ist, mit der unablässigen Gegenwirkung gegen denselben. Da dieses nun bloß auf eine ins Unendliche hinausgehende Fortschreitung vom Schlechten zum Bessern führt, so folgt: daß die Umwandlung der Gesinnung des Bösen in die eines guten Menschen in der Veränderung des obersten inneren Grundes der Annehmung aller seiner Maximen dem sittlichen Gesetze gemäß zu setzen sei, so fern dieser neue Grund (das neue Herz) nun selbst unveränderlich ist. Zur Ueberzeugung aber hievon kann nun zwar der Mensch natürlicherweise nicht gelangen, weder durch unmittelbares Bewußtsein noch durch den Beweis seines bis dahin geführten Lebenswandels;

weil

weil die Tiefe des Herzens (der subjektive erste Grund seiner Maximen) ihm selbst unerforschlich ist; aber auf den Weg, der dahin führt, und der ihm von einer im Grunde gebesserten Gesinnung angewiesen wird, muß er hoffen können, durch eigene Kraftanwendung zu gelangen: weil er ein guter Mensch werden soll, aber nur nach demjenigen, was ihm als von ihm selbst gethan zugerechnet werden kann, als moralisch-gut zu beurtheilen ist.

Wider diese Zumuthung der Selbstbesserung bietet nun die zur moralischen Bearbeitung von Natur verdrossene Vernunft unter dem Vorwande des natürlichen Unvermögens allerlei unlautere Religionsideen auf (wozu gehört: Gotte selbst das Glückseligkeitsprinzip zur obersten Bedingung seiner Gebote anzudichten). Man kann aber alle Religionen in die der Gunstbewerbung (des bloßen Kultus) und die moralische, d. i. die Religion des guten Lebenswandels, eintheilen. Nach der ersteren schmeichelt sich entweder der Mensch: Gott könne ihn wohl ewig glücklich machen, ohne daß er eben nöthig habe ein besserer Mensch zu werden (durch Erlassung seiner Verschuldungen); oder auch, wenn er dieses nicht möglich zu sein glaubt: Gott könne ihn wohl zum besseren Menschen machen,

machen, ohne daß er ſelbſt etwas mehr dabei zu thun habe, als darum zu bitten; welches, da es vor einem allſehenden Weſen nichts weiter iſt als wünſchen, eigentlich nichts gethan ſein würde: denn wenn es mit dem bloßen Wunſch ausgerichtet wäre, ſo würde jeder Menſch gut ſein. Nach der moraliſchen Religion aber (dergleichen unter allen öffentlichen, die es je gegeben hat, allein die chriſtliche iſt) iſt es ein Grundſatz: daß ein jeder, ſo viel als in ſeinen Kräften iſt, thun müſſe, um ein beſſerer Menſch zu werden; und nur alsdann, wenn er ſein angebornes Pfund nicht vergraben (Lucä XIX, 12—16), wenn er die urſprüngliche Anlage zum Guten benutzt hat, um ein beſſerer Menſch zu werden, er hoffen könne, was nicht in ſeinem Vermögen iſt, werde durch höhere Mitwirkung ergänzt werden. Auch iſt es nicht ſchlechterdings nothwendig, daß der Menſch wiſſe, worin dieſe beſtehe; vielleicht gar unvermeidlich, daß, wenn die Art, wie ſie geſchieht, zu einer gewiſſen Zeit offenbart worden, verſchiedene Menſchen zu einer anderen Zeit ſich verſchiedene Begriffe, und zwar mit aller Aufrichtigkeit, davon machen würden. Aber alsdann gilt auch der Grundſatz: „es iſt nicht weſentlich und alſo nicht jedermann nothwendig zu wiſſen, was Gott zu ſeiner Seligkeit thue oder gethan habe;“ aber wohl, was er

ſelbſt

ſelbſt zu thun habe, um dieſes Beiſtandes würdig zu werden.

Königsberg. J. Kant.

3.

An meinen Bruder,

den Geheimen Finanzrath und Acciſe-Regiſſör,

Friedrich Eberhard Georg v. Beyer.

— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —

Hat nicht lange genug der Gram
An unſern Herzen genagt? dem Geier gleich,
Der, mit ungeſättigter Gier, Prometheus
Immer wachſende Leber fraß.

Nicht das Opfer der Thränen, nicht
Der Freundſchaft heilig Gelübd, nicht Herkuls Arm,
Bringt unſern Mauſchwitz *) zurück; Ihn lohnet
Seiner Tugenden Seligkeit.

Denn

*) Der durch Geiſt und Herz gleich verehrungswürdige Geheime Staats- und Finanz-Miniſter von Mauſch-

Denn Er wandelte festen Schritts
Des Lebens dornigte Bahn. Ihn nennt das Volk,
Ihn der Weisen Stimme nicht feil den Fürsten:
Patriot und Mäcen! — Blick auf:

Es erwachet der Wonn' ein Tag!
Olympus trauert nicht mehr, verhüllt in Nacht;
Siegreich prangt auf flammendem Wagen Phöbus,
Und entfesselt der Ströme Flut,

Färbt der Wiese Gewand, des Strauchs
Geschwollne Knospen. Nicht lange schlummern mehr
Florens Blumen. Laß uns die ersten unsers
Mauschwitz Aschenkrug weihn! Er war,
Durch des Lebens Exempel, uns
Der Tugend Lehrer, Freund in Wort und That;
Noch im Schooß' Elysiums bleibt, mein Bruder,
Unser Glück Seiner Freundschaft Wunsch.

Fester schlinge Konkordia *)
Nun unsre Herzen zusammen! Weilet noch
Länger unser Abendroth; selbst dem Schicksal
Trotzt der Freundschaft Aegide dann.

Berlin, d. 14 März,
1792.

Joh. Aug. von Beyer.

4. Ueber

Mauschwitz, welcher, nach einer langwierigen Krankheit, am 23 Januar d. J. in Berlin verstarb.

*) Konkordia, die Göttin der Eintracht. Man s. Ramlers Anhang zur Mythologie, S. 74.

4.

Ueber die Salzwerke von Wieliczka.

Einer der interessantesten Gegenstände unsers Erdkörpers, gleich wichtig für Staatswirthschaft, für Bergkunde, und für Naturgeschichte, ist die ungeheure Masse von Steinsalz bei Wieliczka (auszusprechen: Wielitschka) in Gallizien, anderthalb Meilen von Krakau, wo es etwa 20 Lachter unter der Erde gefunden wird. Vielleicht sind einige Bemerkungen darüber, ob sie gleich den Gegenstand nicht erschöpfen, dennoch der Bekanntmachung nicht unwürdig.

Den 23 Januar d. J. langte ich in Wieliczka an. Die Stadt hat weiter nichts Auszeichnendes: sie gleicht den übrigen Polnischen Mittelstädten vollkommen, und stellt nichts als einen Haufen unreinlicher und unförmlicher hölzerner Baraken dar. Das sogenannte Schloß, auf welchem der Oberbergrath wohnt, ist von Stein: ein altes gothisches Gebäude; worin, außer den Wohnungen der ersten Bergoffizianten, sich noch die Kanzelei, die Expedizionszimmer, und was dahin gehört, befinden. Uebrigens liegen Stadt und Bergwerke an einem sanften Abhange. Die Stadt ist, wie man es von Neapel vermuthet, ganz un-

terminirt; und man meint, daß die Aushöhlungen, auf welchen sie erbaut ist, anitzt mit Wasser angefüllt seien.

Der dortige erste Offiziant, ein Baron von Vernier, empfing mich mit aller der Urbanität und der Gastfreiheit, die dem ausgebildetesten Bewohner der glücklichsten Gegenden von Europa Ehre gemacht hätte. — Er gab mir Offizianten und Bergleute, die mich in die Salzgruben begleiteten. Ehe man in dieselben hinabfährt, wird man mit einem langen weißen Gewande, und einer rothen Binde, angethan. Dieses Gewand vertritt die Stelle der Bergkleidung, die man gewöhnlich in den Metallminen anlegt.

Es giebt in Wieliczka 14 Schächte; und zweierlei Arten, in dieselben einzufahren. Einmal kann man eine Wendeltreppe hinabsteigen, die zur Zeit Königes August III gemacht worden ist, um diesen Fürsten in die Salzwerke zu führen. Die gewöhnlichste und schnelleste Weise einzufahren, ist aber folgende: Man befestigt eine Art von Sesseln, aus Stricken gemacht, an ein sehr starkes Tau; in die Sessel setzt man sich, hält sich mit den Händen an das Tau, und wird so hinunter gelassen. Dieses Tau ist auf eine Winde gerollt, die man auf den ersten Wink sogleich hemmen kann; ein Rad

treibt

treibt die Winde, und dieses Rad wird von einem Pferde in Bewegung gesetzt. Ich wählte diese letztere Methode. Vier Personen können, neben einander, quirlförmig um das Tau herum sitzen; unter und über die Sessel kann man aber wieder andere Sessel an das nehmliche Tau befestigen: so daß elf Personen, ich mit meinen Leuten und den Bergmännern, zugleich an einem Seile heruntergelassen wurden. Das Seil drehete sich einigemal im Kreise herum, die Lichter gingen aus, und der Schwung machte, daß wir an die Seitenwände, doch noch ziemlich sanft, anprelleten; die Bergoffizianten hatten Stöcke bei sich, um das gänzliche Anschlagen zu verhüten. Die Einfahrt war also ziemlich beschwerlich.

Man wird aber reichlich für das Alles entschädigt, wenn man angekommen ist. Weitläuftige Gallerieen, oder nach der Bergsprache sogenannte Stollen, in Steinsalz gehauen, 8, 10, auch 12 Fuß hoch, in welchen man so bequem wie in seinem Zimmer einhergehen kann, bieten sich dem neugierigen Reisenden dar. Die ausgehöhlte und bearbeitete Masse von Steinsalz soll sich auf mehr als 2000 Lachter, die Lachter zu 80 Zoll gerechnet, von Norden nach Süden, und auf 400 von Morgen nach Abend erstrecken; wie weit sich

aber die ganze Salzmasse ausbreite, weiß man noch nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Schächte sind von drei Etagen, oder Stockwerken: jedes derselben ist etwa 30 Lachter tief; das erste hat 35 Lachter. Diese Stockwerke nennt man in der dortigen Bergsprache Kontignazionen. Das Salz ist so mächtig darin, daß man noch nicht auf den Grund desselben gekommen ist.

In die erste Kontignazion fährt man auf oben beschriebene Art hinab; in die beiden andern steigt man auf Stufen hernieder, die theils von Holz, theils in das Salz selbst eingehauen sind. Alles über, unter, und neben Einem, ist Salz; und dieses Schauspiel ist vielleicht einzig in seiner Art. In der ersten Kontignazion zeigt man bald nach dem Eintritt in dieselbe: eine große Kapelle 30 Fuß hoch, und darin einen Altar, mit dem Bilde Christi, mit großen gewundenen Säulen, mit Leuchtern zum Gottesdienste, mit Kolossalischen Statuen von Heiligen, mit zwei Statuen von Mönchen vor dem Altare auf Stufen knieend: alles von Salz; daneben steht in einer Nische auf einem Fußgestelle die Bildsäule Königes August III zu Fuß, von Kristalsalz, die, wenn man Fackeln dahinter hält, eine sehr schöne Wirkung thut. Es giebt sieben solcher Kapellen in der ersten Kontignazion,

zion, die alle verschiedenen Heiligen gewidmet sind. Josef II hat zuerst das Messelesen auf diesen Altären verboten.

Das Steinsalz bricht in einer Thonschieffrigen Bergart, welche mit Gipsadern untermischt ist. Oft findet sich das Salz selbst mit Thone und mit Gipse gemengt; daher die verschiedenen Arten von Steinsalz, je nachdem es mehr oder weniger rein ist. Man unterscheidet vorzüglich 4 derselben. Das schlechte Steinsalz, welches am meisten Thonerde enthält, wird, in kleinen Brocken, in Tonnen verpackt. Die andere und gewöhnlichste Art wird in große Zilindrische Massen von 1 bis 2 Zentner, welche man Baloanen nennt, verarbeitet. Die dritte Art ist grünlich; die Tonnen, welche sie enthalten, sind mit einem Z bezeichnet, weil Zielona auf Polnisch grün heißt. Das Kristalsalz endlich ist das allervorzüglichste und beste: so durchsichtig, so rein und glänzend, wie der schönste Bergkristal, von dem es beim ersten Anblick nicht zu unterscheiden ist. Es dient zu vielen Manufakturarbeiten, besonders braucht man es zum Färben der Wolle. Auch bereitet man in Wieliczka eine Menge Spielwerke daraus, als kleine Stühle, Tische, Uhren, Rosenkränze, welche der neugierige Reisende mitnimmt.

Alle diese, und die übrigen Arten, werden zum Theil an Stricken — wie z. B. die Baloanen — ohne sie erst in Tonnen zu verpacken, zu Tage hinauf gewunden; in den Minern selbst, werden sie auf kleinen mit Eisen beschlagenen Wägen fortgebracht, welche in der Bergsprache Hunde heißen.

Man fördert jährlich etwa an siebenhundert tausend Zentner zu Tage. Die häufigsten und gewöhnlichsten Salzsorten werden zu 2 Kaisergulden, auch darunter, verkauft. Ein Jude Salomon in Pleß, zum Beispiel, hat einen Kontrakt, nach welchem er jährlich 50 tausend Zentner zu Einem Gulden und 27 Kreuzern erhält. Die Polen müssen aber 2 Gulden dafür bezahlen. Afflictis additur afflictio.

Diese Salzwerke, einer der größten Gegenstände der Staatswirthschaft, die Haupteinnahme von Gallizien und Ludomirien, trägt anitzt, nach Abzug aller Kosten, dem Kaiser etwa jährlich an dreihundert tausend Dukaten, oder achtzehnhundert tausend Kaisergulden, ein; und hat, unter den Augusten, noch mehr eingetragen. Es scheint auch, daß man diese Werke noch besser benutzen könnte. Um, als ein Laie in der Bergkunde, von der Bearbeitung des Steinsalzes selbst, welche mir

doch

doch nicht die vortheilhafteſte ſcheint, zu ſchweigen; — ſo iſt es mir doch aufgefallen, daß man die mit Salz geſchwängerten Gewäſſer, die man aus den Gruben zieht, weggießt. Man antwortete mir darauf: daß das Holz theuer wäre, und die Koſten des Gradirens nicht herauskommen würden. Ferner: Das Waſſer in den Gruben filtrirt das Steinſalz durch die Bergart hindurch, und ſetzt, nachdem es wieder verdunſtet iſt, hie und da an den Decken oder an den Wänden Stalaktiten von Kochſalz an; auch hängt ſich hier dieſes Salz, wie der Salpeter, an den Wänden der Gruben an, ſo daß es nur der Mühe des Einſammlens bedürfte, um das reinſte und weißeſte Kochſalz zu erhalten. Allein man erwiderte mir auch hierauf: daß es in den Staaten des Kaiſers Kochſalz genug gäbe, und daß dieſes Wieliczkaer Salz nur den Preis des andern herunter ſetzen würde. Dieſe Gründe, ich geſtehe es, haben mich nicht befriediget. Vielleicht iſt es der Regierung eines Leopolds aufbewahrt, einen höheren Grad von Nazionalinduſtrie in ſeinen weitläuftigen Staaten zu bewirken. Wenigſtens hat er in Toskana gezeigt, daß ich mich des Ausdrucks eines Alten bediene, quid virtus et quid ſapientia poſſit.

Das Steinsalz wird übrigens, wie in den Metallminern, theils mit Pulver losgeschossen; theils arbeitet man es, mit einem spitzigen Keile, den man mit dem Hammer hineintreibt, stückweise los. Dieses letztere geschieht in Streifen, welches dann eine sehr malerische Wirkung thut.

Es sind etwa 800 Bergleute, hier und in Bochnia *). Sie fahren um 4 Uhr des Morgens ein, und um 12 Uhr Mittags wieder auf. Man bezahlt sie nach der Arbeit die sie verrichten; und sie gewinnen 4 bis 5 Gulden die Woche. Wenn ein Bergmann 40 Jahre gearbeitet hat, so erhält er ein lebenslängliches Gehalt, und man sorgt für die Wittwen dieser Leute. Sie werden hier sehr alt; denn die Luft dieser Minern ist besonders heilsam, weil sich aus dem Salze viel dephlogistisirte Luft entwickelt. Es käme auf Versuche an, ob es nicht nützlich wäre, einen Kranken der an der Lunge leidet, dort eine Zeitlang wohnen zu lassen. — Es verunglücken wenig Bergleute; doch 2 bis 3 des Jahres im Durchschnitt: aber gewöhnlich aus Nachläßigkeit. Außer diesen Arbeitern

*) Bochnia ist ein etwa 2 Stunden von Wielicska entlegenes Salzwerk; von welchem alles, was von diesem, gilt: nur daß dort alles kleiner ist. Man s. Büschings Erdbeschreibung.

tern, giebt es noch 50 Bergoffizianten, die theils in den Bergwerken selbst, theils in der Kanzelei gebraucht werden.

Ehe die Sächsischen Könige Polen beherrschten, wurden diese Bergwerke *) auf die unordentlichste Weise benutzt. Die Könige überließen sie einigen angesehenen Familien, unter andern der Familie Lubomirski; diese verpachteten sie wieder an Juden. Die Juden, nur auf den gegenwärtigen augenblicklichen Gewinnst begierig, dachten weder an Ordnung, noch an Zukunft. Sie ließen unaufhörlich arbeiten, und dies ohne allen Verstand; so daß man solche ungeheure Aushöhlungen machte, daß der Berg den Einsturz drohete. Um diesem vorzubeugen, schaffte man ganze Wälder von großen Bäumen hinunter, welche die Stelle der Pfeiler vertreten sollten; diese Bäume bogen sich aber so sehr, daß das größte Unglück zu befürchten stand.

Unter den beiden Augusten aber, nahm man sich der Salzwerke mit der größten Angelegenheit an; auch haben sie seitdem noch nie wieder soviel eingetragen, wie unter diesen Königen. Man übergab sie der Aufsicht der verständigsten Männer, die

*) Man hat Nachrichten, daß sie seit 500 Jahren schon bearbeitet werden.

die man aus Sachsen kommen ließ; und auch hier waren es Deutsche, welche die freilich sehr ungebildeten Polen ihre eigenen Schätze bearbeiten lehrten. Diese Sachsen brachten soviel Ordnung und so zweckmäßige Anstalten zuwege, daß man anitzt, da diese Salzwerke in den Händen des Kaisers sind, sich nur bestrebt, die Plane und Anordnungen der Sachsen zu befolgen; auch bei weitem nicht im Stande ist, diese Werke so zu benutzen, wie jene sie benutzten. Besonders ist das Andenken eines gewissen Schobers in Ehren. Dieser Mann war mit den seltensten mathematischen und übrigen bergmännischen Kenntnissen ausgerüstet: er ließ die weitläuftigen Suterräns vermessen; und nahm die vortreflichsten Karten davon auf, welche noch itzt zur Richtschnur dienen. Er merkte bald, daß die Bäume, welche den Einsturz des Gebirges aufhalten sollten, unter dem Drucke desselben beinahe erlagen, und daß die größten Gewölbe einzufallen droheten. Er ließ große Holzstöße, die wie ein Rost kreuzweise übereinander gelegt sind, und von dem Boden bis an die Decke reichen, aufsetzen; und unterstützte das Gebirge auf diese Weise. Auch ließ er ganze Stollen mit dicht aneinander gereiheten Bäumen aussetzen, auf welchen wieder Bäume oben, zur Unterstützung der Decke, in die

Queere

Queere liegen; und er berechnete genau die Kraft des Druckes, und die des Widerstandes. Dies und noch mehr that Er, so daß man ihn mit Recht den Wiederhersteller dieser Salzwerke nennen kann. Itzt läßt man Pfeiler vom Salze selbst stehen, welche den Berg unterstützen, und arbeitet nur das Salz zwischen ihnen hinweg.

Die Maschinerie dieser Bergwerke ist übrigens nur gering in Vergleich mit der, die man in den Metallminen braucht. Es giebt nur wenige Gewässer in diesen Salzgruben; es bedarf daher auch nur weniger Saug- und einiger Räderwerke, um das Salz an den Tag zu bringen. Zu diesen leztern bedient man sich, wie bei fast allen Bergwerken, der Pferde. Diese Pferde, deren man so in der ersten Kontignazion unterhält, werden an Stricken herunter gelassen; und, wenn sie einmal unten sind, kommen sie nie wieder an den Tag: denn man ernährt sie dort in eigenen dazu verfertigten Ställen. Sie werden aber fast alle daselbst blind; und es müßte, dünkt mich, für eine Roßarzneischule ein sehr zweckmäßiger Gegenstand der Untersuchung sein, ob diese Blindheit von dem Mangel des Lichts, von dem Wasser, oder von dem Salze herrühre. Wann die Pferde sterben, so wirft man sie in einen tiefen Brunnen,

der

der sich in der zweiten Kontignazion befindet. Uebrigens hat die Natur auch eine Quelle süßen Wassers in diesen sonderbaren Minern hervorgebracht, deren man sich für Menschen und für Pferde bedient.

Die Magazine, welche ungeheure Höhlen von 40 Fuß Höhe und verhältnißmäßigem Umfange darstellen, sind noch äußerst merkwürdig. Es werden viele Tausend Fässer Salz darin aufbewahrt. Diese Magazine, so wie die meisten Gänge und Stollen, sind außerordentlich trocken. Vielleicht giebt es kein Bergwerk in der Welt, wo man so bequem trockenes Fußes, ganze Tage in einem Labirinthe von vielen Hundert Alleen einhergehen kann, ohne wieder auf dieselbe Stelle zu kommen. Man behauptet, daß, wenn Jemand täglich sechs Stunden dazu anwendete hier herumzugehen, er in sechs Wochen noch nicht alle Gänge würde durchwandert haben.

Der Schein von vielen hundert Lampen, welche an den Köpfen der Arbeiter hängen; der Glanz der Fackeln, welche einem zum Leuchten vorgetragen werden; die schimmernden Gewölbe, der Wiederschein der kristallenen Wände, der dumpfe Wiederhall der Arbeiter, das Getöse der Räder, das Geklirre der Hämmer: dieses alles gewährt eines der

prachtvollsten und der angenehmsten Schauspiele; und wer nur irgend von geheimen Gesellschaften gehört oder gelesen hat, der träumt sich, angethan mit den weissen Gewändern, leicht in die Weihungen von Memphis oder von Eleusis hinüber.

Der Mineralog wird noch in diesen treflichen Bergwerken ein weites Feld für seine Beobachtungen finden. — Das Salz dringt in die feinsten Gefäße des Holzes ein, und durchdringt ganze Baumstämme. Ich besitze, durch die Gefälligkeit des Herrn von Vernier, ein solches Stück, welches noch dazu mit den schönsten Kubischen Kristallen von der Dicke eines Daumen, überzogen ist. — Ein andermal kristallisirt sich das Salz in kleinere Würfel, welche sich über einander setzen. — Auch findet man hier Feder- und Haarsalz, doch äußerst selten. — Es bricht ferner in langen undurchsichtigen derben Strahlen, welche mit Gips vermischt und schneeweiß sind.

Der Liebhaber wird noch in seinem Kabinette Stücke aufbewahren, welche runde Kügelchen von Gips enthalten, die auf der Bergart festsitzen. Auf diese Kügelchen hat sich das Kristalsalz gebildet; und man sieht sie daher, durch dieses Salz, wie durch die schönste Lupe, aufliegen.

Der

Der Thon, der Gips, und das Steinsalz mischen sich so durcheinander, daß wenn man Tafeln davon schleifen und poliren läßt, man sie nicht von Marmorplatten unterscheiden kann. Ich sah solche Tafeln in Krakau, in dem Kabinette des Grafen von Soltyk. Sie könnten zu Tischplatten dienen, wenn sie vor zu großer Feuchtigkeit bewahret würden.

Viele angesehene Mineralogen wollen: daß diese außerordentliche Anhäufung von Steinsalz ein Nachlaß des Meeres sei, welcher sich bei den verschiedenen Veränderungen, die der Erdball erlitten, hier festgesetzt hat. Diese Meinung wird dadurch unterstützt, daß sich Muscheln und andere Seeprodukte in dem Steinsalze gefunden haben, — die man übrigens in dem Kabinet des Freiherrn von Vernier sehen kann. Es ist aber hinlänglich bekannt, daß wir bis itzt noch zu wenig von den Umbildungen unserer Erde wissen, um mit Gewißheit über solche Gegenstände urtheilen zu können. Vielleicht geht es auch hier, wie mit vielen andern physischen Ereignissen, wovon der Ursprung vielleicht sehr einfach, das Dasein aber dem einsichtvollsten Geognosten oft unerklärbar ist. Ich überlasse es daher gern unsern Gerharden, unsern Wernern und Voigten, jene Meinung zu prüfen, oder eine sinnreichere Hypothe-

these über die Bildung dieses Salzklumpens zu erdenken; welcher leztere eben so schäzbar, und vielleicht zur Existenz des menschlichen Geschlechtes noch nothwendiger, als das Gold und selbst das Eisen ist.

d. 29 Febr. 1792.

Graf von Lepel.

5.

Anrede an des Kronprinzen Königl. Hoheit im Kammergericht zu Berlin.

Als unser geliebter und verehrter Kronprinz — welcher den Sitzungen des Oberkriegskollegiums jedesmal, und den Versammlungen des Generalfinanzdirektoriums wöchentlich beiwohnt, und von Zeit zu Zeit auch andere Landeskollegien besucht, und besucht hat — am 6 und 7ten dies. Monats, in Begleitung des Herrn Großkanzlers, dem Kammergericht Seine Gegenwart schenkte; so wurden aus dem Oberappellazions- und dem Instrukzions-Senate, von der Kriminal- und der Zivildeputazion, Sachen vorgetragen, und der Gang aller dieser Verhandlungen kurz dabei entwickelt. Der Vortrag der Relazionen, das einzelne mündliche Votiren der Räthe, u. s. w. geschah auf die gewöhnliche Weise.

Der schwerfällige, unnatürliche, der Schikane günstige und willkommene Gang, auf welchem in ältern Zeiten die Beendigung ererbter Rechtsstreite noch von den Enkeln öfter gewünscht als erlebt wurde, ist schon durch die Prozeßordnung erleichtert und einfacher gemacht, welche, unter dem Namen des Codex Fridericianus, den damaligen Großkanzler Freiherrn von Cocceji zum Verfasser hatte.

So gut diese Arbeit auch ist; so deutlich zeigte es sich doch, daß alle menschliche Bemühungen nur stufenweise zum Ziele führen. Sie hatte ihre Mängel; es sollte ihnen einzeln abgeholfen werden: dreißig Jahre lang wurden die Gerichtshöfe mit neuen Verordnungen, Erklärungen, Verbesserungen überhäuft; und ein Theil unserer Gelehrsamkeit bestand darin, dies Heer von Gesetzen im Gedächtnisse zu behalten.

Wenn ein Uebel seinen höchsten Grad erreichet hat, so pflegt die Hülfe nicht entfernt zu seyn. So geschah es auch hier. — König Friederich II verlangte eine Justizreform, welche der Großkanzler Herr von Carmer aufs glücklichste bewirkte.

Der König wollte nehmlich *): daß, statt der künstlichen Vorträge der Advokaten — bei welchen

kein

*) Kabinetsorder vom 14 April 1780.

kein anderer Zweck zum Grunde lag, als dem entscheidenden Richter das Faktum so vorzustellen oder zu verdunkeln, wie es seinem Klienten am vortheilhaftesten war — der Richter die Parteien mit ihrer Klage und Verantwortung selbst hören, ihre Erzählungen und mitzubringenden Beweisthümer gegen einander halten, und so den wahren Zusammenhang der Sache, welche zu dem Rechtsstreite Anlaß gegeben, eruiren solle. Alsdann sollten den Streitenden, den Rechten und der Billigkeit gemäße Vorschläge gemacht, in deren Entstehung aber, die Akten zur Entscheidung gebracht werden.

Nach diesem Plane *) ist der erste Theil des Corpus Iuris Fridericiani ausgearbeitet; und eine lange Erfahrung bestätigt seinen Werth.

Sobald sich jemand zur Klage anmeldet; vernimmt ihn ein dazu ernannter Deputirter über den ganzen Zusammenhang der Sache, und über seine Beweismittel. Dann wird sein Gegner gehört, und mit dem Kläger zusammengestellt.

Ueber streitig bleibende, bei der Entscheidung von Einfluß seiende, Fakta werden, nach Verschiedenheit der Fälle, die Urkunden vorgelegt, die Zeugen vernommen, der Streitort besichtigt. Bedür-

*) Vorbericht der Prozeßordnung vom 26 April 1781.

dürfen wir in landwirthschaftlichen oder Kunstsachen, zu richtiger Uebersicht derselben, des Gutachtens sachverständiger Männer, so wird es eingeholet; und während dieser ganzen Einleitung ist der Deputirte pflichtmäßig bemühet, den Parteien, insofern nicht einer von beiden das klare Recht auf seiner Seite hat *), Vergleichsvorschläge zu machen, und den Zwist in Güte zu beendigen.

Schlägt dies fehl, so kömmt der Prozeß bei dem Kollegium zum Vortrag, und wird nach Mehrheit der Stimmen entschieden.

Von dieser Seite ward dem Volke geholfen; und wir sind in unserm Amte mit einem neuen Eifer belebt, da des jetztregierenden Königs Majestät in den ersten Tagen der Thronbesteigung zu erklären geruhet hat: daß die Justiz fernerhin in sämmtlichen Staaten, auf dem bisherigen Fuß, regelmäßig, prompt und unparteiisch verwaltet, und über die genaue Beobachtung der mit gutem Succeß eingeführten Prozeßordnung mit allem Nachdruck gehalten werden solle **).

Dieser verbesserten Form ungeachtet, blieb uns noch das Wesentlichste zu wünschen übrig, da wir fort-

*) Corpus Iur. Frid. Theil I, Tit. II, §. 3.

**) Kabinetsorder vom 27 August 1786.

fortwährend unter dem Joche alter, fremder Rechte, welche, in Ermangelung vaterländiſcher, ſeit Jahrhunderten bei uns aufgenommen ſind, und unter der Laſt der ſich ſo oft widerſprechenden Meinungen ihrer Ausleger ſeufzten.

Die alte Geſchichte erwähnt eines Regenten (mögte es doch zur Ehre der Menſchheit eine Fabel ſein!), welcher ſeine Geſetze an einem ſo erhabenen Orte anſchlagen ließ, daß ſie nicht geleſen werden konnten; und doch verlangte er Befolgung derſelben, und Gehorſam des Volks. — Bei dem beſten Willen unſerer Monarchen war unſer Zuſtand in der Hauptſache damit zu vergleichen. Der größte Theil unſerer Geſetze, nehmlich das aufgenommene Römiſche Geſetzbuch, iſt in lateiniſcher Sprache geſchrieben. Das deutſche Volk, deſſen Handlungen nach dieſen Vorſchriften entſchieden wurden, verſteh e nicht; und viele Richter verſtehen ſie nur zur Hälfte, weil dieſe Geſetze ſelbſt oft dunkel, unvollſtändig, und in einer ſchweren todten Sprache gefaßt ſind. Es gehören zu ihrer vollſtändigen Erklärung ſo viele Kenntniſſe der Alterthümer, der Geſchichte, der damaligen Staatsverfaſſung, und überhaupt ein Grad von Scharfſinn, der als ſeltenes Talent nicht überall zu finden iſt.

Auch zur Vertilgung dieses Uebels ist unter der vorigen Regierung der Grund geleget; des jetztregierenden Königs Maj. ist es aber vorbehalten gewesen, diesem Segen die Sanktion zu ertheilen *).

Wir, deutsches Volk, haben nun ein deutsches Gesetzbuch. Der Unterthan, dessen natürliche Fähigkeiten durch Erziehung nur einigermaßen ausgebildet sind, wird sich oft selbst überzeugen, daß ein von ihm als Kläger anzustellender oder als Beklagtem abzuwartender Prozeß nur Kosten, Zeitverlust und Nachtheil zur Folge haben werde. Die Regeln, nach welchen die bürgerlichen Geschäfte einzurichten sind, wenn sie zu Recht beständig sein sollen, sind darin faßlich, deutlich, vollständig bestimmt; und es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß nun eine reichhaltige Quelle von Prozessen verstopft sein dürfte.

Die Ausführung dieses wichtigen Geschäftes, woran sich, in dieser Art, noch kein deutscher Fürst noch Fürstenrath gewagt hat, verdanken wir den großen Einsichten und der rastlosen Thätigkeit eines erhabenen Staatsmannes, der nur in seinen vortreflichen Handlungen das würdigste Lob finden kann.

Mit

*) Patent vom 20 März 1791.

Mit Zuziehung erfahrener Rechtsgelehrten und der Gesetzkommission, ist ein Entwurf zum Gesetzbuch von Ihm ausgearbeitet. Die Landeskollegien, und die Stände der Provinzen, sind mit ihren Erinnerungen dagegen gehöret. Alle gelehrte und sachverständige Männer sind aufgefordert, und durch festgesetzte Preise aufgemuntert, ihre Bemerkungen darüber einzusenden; und das gelehrte Deutschland hat mit vorzüglichem Eifer dieser Aufforderung Genüge geleistet.

Diese Erinnerungen und Bemerkungen sind geprüft und benutzt, die Umarbeitung ist hiernach geschehen; und unsere ungeduldigen Erwartungen sind durch die Bekanntmachung dieses Gesetzbuchs erfüllt.

Auch hierin hat der Preussische Staat sein erleuchtendes Licht vorangetragen, und die Glückseligkeit anderer Völker durch das Beispiel der, in so vieler Rücksicht von ihnen beneideten, Wohlfarth des unsrigen befördert.

Durchlauchtigster Kronprinz! Wenn ich, so viel die eingeschränkte Zeit es erlaubt, bis hieher versucht habe, Ewr. K. H. einige Züge der Preussischen Justizverwaltung unterthänigst vorzutragen; so bleibt mir zum Beschluß noch die

heute so zweckmäßige Erörterung der wichtigen Frage übrig:

Ob der Landesherr Selbst sich mit Entscheidung der Rechtsstreite bei uns unmittelbar zu befassen befugt sei?

Wo sollte Freimüthigkeit und Wahrheit im Vortrage anzutreffen sein, wenn Ew. K. H. auch hier vor Schmeicheleien nicht sicher zu sein befürchten müssen?

Mein Gnädigster Herr! auch Sie dürfen in Zukunft Gehorsam und Liebe von Millionen erwarten. Auch in Ihnen wird der Unterthan seinen Gesetzgeber verehren; und sich in eben dem Grade unter dem Gesetze willig beugen, in welchem er die Güte desselben erkennt. Auch Sie werden den zu ihrer Ausübung berufenen Richter wählen, durch Ihren Befehl seinen Ausspruch vollziehen lassen, aber auch Verurtheilte begnadigen; und dann ein Recht ausüben, welches (mag es doch mit Mißbilligung der Unvollständigkeit des Gesetzes, worauf der Urtheilsspruch beruhet *), verknüpft sein!) zu den köstlichsten Vorzügen des Thrones gehört, und nur, wie ein Schatz, eine sparsame Verwaltung erfordert.

Aber

*) Beccaria von Verbrechen und Strafen, S. 195 u. folgg.

Aber unmittelbare Schärfung einer durchs Gesetz gelinder bestimmten Strafe, oder unmittelbare Entscheidung des kleinsten Rechtsstreites, würde Ihnen mit Recht das Vertrauen des Volks auf Ihre Gerechtigkeit entziehen; auf welchem Vertrauen doch ein so großer Theil der Glückseligkeit eines Königs beruhet. Die gesittete Welt, dies mächtige Tribunal, ist dahin übereingekommen, sich mit dem Worte Machtspruch, — Ungerechtigkeit als verschwisterte Ideen, zu denken.

Welcher mit den Regierungsgeschäften belastete König darf sich mit Entscheidung der Rechtssachen befassen, ohne jene zu verabsäumen, ohne sich den Irthümern, den Ueberraschungen, den Verleitungen seiner, oder anderer Leidenschaften Preis zu geben? Welcher König kann sich mit den langweiligen Verhandlungen der Parteien, mit Abwägung der sich oft widersprechenden Beweismittel beschäftigen, und der zu den Entscheidungen erforderlichen vollständigen Kenntniß der Gesetze sich rühmen? auf deren Erlernung, noch mehr aber auf die Kunst, sie richtig anzuwenden, wir unsere ganze Lebenszeit verwenden, weil es unsere einzige Bestimmung ist.

Gesetzt, die unmittelbare Entscheidung wäre zufällig recht, würde sie um deshalb regelmäßig,

gesetz-

gesetzmäßig sein? Und wäre sie ungerecht; was kann ein König von einem durch Gesetze in Zwang gehaltenen Volke erwarten, wenn er selbst das Beispiel ihrer willkürlichen Verletzlichkeit giebt? — Der scharfsinnige Montesquieu sagt in seinem Buche über den Geist der Gesetze: „In den despo„tischen Staaten darf der Fürst richten; nicht „so in monarchischen: sonst würde die Verfassung „zerstöret, die Form der gerichtlichen Entschei„dung aufgehoben, die Gemüther aber mit Furcht „erfüllt werden. Vertrauen, Ehre, Liebe und „Sicherheit würden mit der Monarchie selbst ver„schwinden."

Doch, wo Thaten reden, sind Vernunftschlüsse überflüssig; und warum halte ich mich hiernach mit solchen, vorlängst von philosophischen Staatsmännern *) erdachten, Gründen in einem Lande auf, in welchem die weisheitsvollen Handlungen unserer Fürsten zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdienen?

Sie haben von jeher ihre Gewalt darauf eingeschränkt, Gesetze zu geben, sie aufrecht zu erhalten;

*) Montesquieu de l'esprit des loix, livre 6, chap. 5. — Reflexions d'un Jurisconsulte sur les décisions arbitraires et immédiates du Souverain. à la Haye 1777.

halten; die Anwendung der Gesetze auf einzelne Fälle aber den gutbesetzten Gerichtshöfen überlassen, die sie nicht zu Organen ihrer Willkür herabzuwürdigen versuchten.

In den Landesrezessen, welche in den Jahren 1534, 1538, 1540, 1572, 1602, u. s. w. errichtet sind, ist es ausdrücklich versehen: daß die Rechtsverwaltung dem Kammergerichte anvertrauet, und dem Gerichte und Rechte sein Gang unverhindert gelassen werden solle *).

Ohne der ausdrücklichen Bestätigungen Erwähnung zu thun, welche diese alten Landesrezesse in der Folge von Zeit zu Zeit erhalten haben **); wird es den erleuchteten Einsichten Ewr. K. H. gewiß nicht entgehen, daß diese Versprechungen minder mächtiger Fürsten, auch ihren mächtigeren Nachfolgern unverbrüchlich heilig sein müssen, weil diese Versprechungen in der Landesherrlichen Eigenschaft gegeben sind. Und wie könnte, unter dieser Voraussetzung, veränderte Macht auf die Gültig-

*) Mylius Corp. constitut. March. VI, 1; S. 26, 46—434.

**) Königl. Assekuration vom 2 Okt. 1786. — Notifikazion vom 8 Jun. 1740. — Resoluzion vom 22 April 1713.

Gültigkeit des Vertrages nachtheilig wirken; da im Gegentheil das Zutrauen des Schwächern durch die Größe desjenigen, welcher die Versprechungen seiner Vorfahren zu erfüllen verpflichtet ist, nothwendig erhöhet werden muß?

Bei diesen Rezessen allein ist es aber auch nicht geblieben. — Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große — zu groß, um von sich Unfehlbarkeit zu wähnen — erließ den 30 Januar 1688 einen Befehl an das Kammergericht mit der merkwürdigen Aeusserung:

„Ihr thut wohl und recht daran, daß, wenn „je zu Zeiten eine oder andere Partei mit Zu„dringlichkeit einige Reskripte oder Dekrete „an Euch einseitig erschleicht, Ihr euch da„durch von der Administration der Justiz „nicht wendig noch irre machen lasset, son„dern eure Schuldigkeit und Pflicht ungeach„tet dessen, nach Anweisung der Rechte und „der in diesem Lande üblichen Gewohnheiten, „ohne einzig anderes Absehen beobachtet *)."

Ebendies befahl König Friedrich I in t Kammergerichtsordnung vom 1 März 1709 **).

Der

*) Mylius Corp. constitutt. March. II, 1; n. 67.

**) Ebendas. S. 359.

Der hochselige König, der so oft durch ungestümes Andringen zu Machtsprüchen verleitet werden sollte, erklärte im Voraus jeden seiner Befehle, durch welchen auch nur der gesetzliche Gang der Rechtspflege verändert würde, für erschlichen, nichtig und dergestalt ohne Wirkung, daß dadurch kein Besitz erworben, und keine Verjährung angefangen werden könne *).

Er antwortete den 2 Dezemb. 1774 einem Supplikanten **):

„Durch unmittelbare Verfügungen kann Ich „euch in eurer Rechtssache nicht helfen. Dies „ist offenbar gegen Meine so oft bekannt ge„machten Gesinnungen, nach welchen Ich „alle Rechtspflege dem pflichtmäßigen Ermes„sen Meiner Justizkollegien überlasse, wel„che einmal zu aller Unparteiligkeit ange„wiesen sind, und wobei Ich dem Rechte „freien Lauf lasse."

In der Kabinetsorder vom 4 Jul. 1780 sagt der König dem Justizministerium:

„Ich bin weit entfernt, auf die Originalan„lage der Freifrau von Rakenitz in ihrer groß„väterlichen Erbschaftssache Mich einer un„mit-

*) Codex Frid. P. 4, T. 6, §. 3—9. Verordn. vom 17 Sept. 1746. Cont. III, S. 87.
**) Beiträge zur juriſt. Litt. Bd. VII, S. 130.

„mittelbaren Entscheidung anzumaßen. Dies „würde ein Machtspruch sein; und Ihr wis„set, daß Ich solche verabscheue.“

Und dieser erhabene Grundsatz ist in das Gesetzbuch mit den Worten übertragen:

„Machtsprüche, oder solche Verfügungen der „obern Gewalt, welche in streitigen Fällen „ohne rechtliche Erkenntniß ertheilt worden „sind, bewirken weder Rechte noch Verbind„lichkeiten *).“

Wohl dem Staate, der durch Fürsten regiert wird, die so etwas versprechen und halten! Wohl uns, die wir dieses Glücks genießen! Wo ist Ehre, Leben, Freiheit, Vermögen des Unterthanen, sicherer als bei uns, unter dem Schutze des gerechtesten Königs? Und, wo werden diese Güter in der Folge sicherer sein, als bei uns? — wenn es erlaubt ist, der Zukunft aus untrüglichen Merkmalen zu weissagen.

F. L. Kircheisen.

*) Gesetzbuch, Th. I, Einleit. §. 6; und Tit. 9, §. 529.

Gedruckt bei Johann Michael Mauke.

Berlinische Monatsschrift

1792. Mai.

I.

An den Grosphus.

Horazens sechzehnte Ode des zweiten Buches.

— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑

Ruhe wünscht, um Ruhe beschwört die Götter,
Wer bei Nacht auf tobenden Wellen schwebet,
Wann kein Mond, kein Leitstern am schwarzumwölkten
Himmel erscheinet.
Ruhe wünscht der Thracische wilde Krieger,
Ruhe der mit Pfeilen bewehrte Meder,
Sie, die nicht mit Purpur, noch Gold, noch edeln
Steinen erkauft wird.
Denn kein Schatz, mein Grosphus, vertreibt den
Aufruhr,

Der im Busen wütet; das Heer der Sorgen,
Das um goldgetäfelte Decken schwärmt, kein
Liktor des Konsuls.
Glücklich lebt der Kleinere, dessen Näpfchen
(Ein ihm werthes Erbstück) auf schlechtem Tisch
prangt,
Dem den sanften Schlummer nicht Furcht entzieht,
nicht
Niedrige Habsucht.
Nah dem kurzen Ziele, was strebt man rastlos
Weiter? eilt in Länder erwärmt von andern
Sonnen? Welcher Vaterlandsflüchtling kann sich
Selber entfliehen?
Schnöde Sorg' ersteiget das erzbeschlagne
Schiff, und folgt dem Reiter auf seinem Zuge:
Schneller fliegen Hirsche nicht, noch der Wolken-
Jagende Sturmwind.
Wer sich heut erfreuet, gedenke böser
Morgen nicht; erscheinen sie, so bestreb' er
Sich sie wegzulächeln. Auf allen Seiten
Glücklich ist niemand.
Früher Tod erwarb dem Achilles Ehre;
Langes Leben machte den Tithon kleiner.
Und vielleicht gewähret die Folgezeit mir,
Was sie dir abschlägt.
Hundert Heerden zählest du; dich umbrüllen
Kühe von Sicilien; edle Renner
Wiehern dir; dich kleidet ins Blut der Schnecken
Zweimal getauchte
Wolle: mir verlieh die getreue Parce

Wenigs

Wenig Hufen, Graiiſcher Muſen leichte
Saiten, und die tiefſte Verachtung für den
40 Hämiſchen Pöbel.

Anmerkungen.

Der Dichter fängt ſeine Abhandlung in der Mitte an, und ſetzt voraus, daß der Leſer ſich den Anfang hinzudenken wird. Der Gang ſeiner Ideen war: Die Liebe zur Ruhe iſt uns angeboren; man ſieht es an Kindern, an Knaben, an Jünglingen. Sogar in dem männlichen Alter, wenn uns der Ehrgeiz ſpornt, der Ruhe zu entſagen, thun wir dieſes doch bloß in der Abſicht, im Alter einmal rechte Ruhe zu genießen. Hierbei fängt er an, und wählt zu ſeinem Beiſpiel Leute, welche die allerunruhigſten Geſchäfte treiben, die Seefahrer und die Krieger; und giebt zu verſtehen, daß ſogar dieſe alles in der Abſicht thun, damit ſie ſich nachmals in Ruhe pflegen können: der Seefahrer von ſeinem erhandelten, der Krieger von ſeinem erbeuteten Reichthum. Aber, fährt er fort, dieſe Ruhe, die man ſucht, iſt keine wahre Gemüthsruhe, welche nicht durch Schätze erlangt wird, ſondern auch bei geringem Vermögen durch Genügſamkeit erhalten werden kann. Und nun giebt er dabei die Eine Regel, daß der Genügſame bei fröhlichem Genuß nicht an böſe Zukunft denken, und wenn trübſelige Zeiten kommen, ſich erinnern ſoll, daß niemand auf Erden vollkommen glückſelig ſein könne, und ſich dadurch zu beruhigen ſuchen. Mein Glück, ſetzt er hinzu, iſt ein kleines Dörfchen, und Liebe zur Dichtkunſt. Das letzte war vielleicht auch der Fall bei dem Grosphus.

V. 2. **Wer bei Nacht auf tobenden Wellen ſchwebet.**) Im Lateiniſchen heißt dieſer Vers: Wer im offenen Aegäiſchen Meere ergriffen wird. Das Aegäiſche Meer war aber, ſeiner vielen Inſeln wegen, voller Brandungen, und eher ein enges als ein offenes Meer zu nennen. Daher Einige anſtatt in patenti preſſus Aegaeo lieber impotenti preſſus leſen, und es alſo ein unbändiges, ein wütendes Meer nennen. Da das Aegäiſche Meer hier ſtatt der Meere überhaupt geſetzt wird,

so hat man im Deutschen lieber den allgemeinen Ausdruck gebrauchen, als dem Horaz Worte in den Mund legen wollen, an deren Aechtheit die Kunstrichter zweifeln.

V. 2, 3. Wann kein Leitstern am schwarz umwölkten Himmel erscheinet.) Die Schiffer, die noch keine Magnetnadel kannten, richteten ihren Lauf nach den Sternen: waren diese nicht zu sehen, so konnten sie oft nicht wissen, wo sie hinsteuren sollten.

V. 6. Ruhe (wünscht) der mit Pfeilen bewehrte Meder.) Die Meder oder Parther gingen wegen der wilden Thiere nie ohne Köcher und Bogen aus, und waren im Pfeilschießen so geübt, daß sie auf der Flucht sich auf ihren Pferden schnell umwandten und ihre Verfolger verwundeten.

V. 11. Das um goldgetäfelte Decken schwärmt.) Die Decken in den Zimmern der Reichen bestanden aus vergoldetem Tafelwerk, welches wegen seiner tiefen Felder im Lateinischen den Namen lacunar führte. Man nannte es auch, vermuthlich wegen der Einfassung dieser Felder, laqueare, und die Decken, die mit solchem Tafelwerk gezieret waren, tecta laqueata. Lukrez und Livius reden von Tempeln, und Virgil von einem Königlichen Palaste dieser Art. Plinius sagt, es würden jetzt auch die Felderdecken in Privathäusern mit Gold überzogen.

V. 12. Kein Liktor des Konsuls.) Die Liktoren gingen vor dem Konsul her, das unruhige Volk aus dem Wege zu treiben.

V. 13, 14. Der Kleinere, dessen Näpfchen (ein ihm werthes Erbstück) auf schlechtem Tisch prangt.) Er behält das Gefäß, so wie er es von seinem Vater geerbt hat, wenn es gleich altmodisch sein sollte, und bedient sich dabei keines kostbaren Tisches, keines Tisches von Citrusholz, worin damals die Reichen einander zu übertreffen suchten. Von diesen Tischen schreibt der ältere Plinius, ein Tisch des Cicero habe eine Million Sesterzen (ungefähr funfzigtausend Gulden) gekostet; und erwähnt noch drei anderer Tische von noch größerm Preise.

V. 29. Früher Tod erwarb dem Achilles Ehre.) Es stand bei dem Achilles, ein hohes Alter ohne Ehre

zu

zu erreichen; oder bei einem kurzen Leben sich viele Ehre zu erwerben. Er wählte das letztere.

V. 30. Langes Leben machte den Tithon kleiner.) Tithon, dem seine Gemahlin Aurora die Unsterblichkeit verschafft hatte, ward in seinem hohen Alter so kraftlos, daß er sichs gefallen ließ, in eine Heuschrecke verwandelt zu werden.

V. 31—36. Vielleicht gewähret die Folgezeit mir, was sie dir abschlägt. Hundert Heerden zählest du, u. s. w.) Dir Besitzer großer Güter gewähret sie die daurende Ehre nicht, die sie mir vielleicht ertheilet. Horaz nimmt sich aus dem großen Haufen der Reichen einen heraus, den er eben so apostrophirt, als in der Ode von ähnlichem Inhalt: Du, dem Tode reif, verdingst noch Marmorbrüche II, 18. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er seinem Freunde Grosphus öffentlich das Genie und die Ehre bei der Nachwelt absprechen sollte; und dieses um so viel weniger, wenn es eben der Pompejus Grosphus ist, den er in der zwölften Epistel des ersten Buches dem Jccius, dem reichen Intendanten des Agrippa, als einen Mann empfiehlt, der nichts, als was billig ist, von ihm verlangen würde. Dieser Grosphus scheint ein weiser mit Wenigem zufriedner Gelehrter gewesen zu sein, der eben so wenig große Rinderheerden und Stutereien, als eine Garderobe von purpurnen Kleidern besessen hat, so daß jedermann in Rom das Du unmöglich auf ihn deuten konnte. — Wenn Horaz irgend eine Materie in einer Ode abhandeln will, so wählt er sich einen Mann, dem er die Ode zueignet. Diese Ode von der Vergnügsamkeit konnte er keinem Würdigern zusignen, als seinem vergnügsamen Freunde Grosphus.

V. 37. Mir verlieh die getreue Parce wenig Hufen.) Sie hat mir treulich gehalten, was sie mir bei meiner Geburt versprochen hat. Es ist bekannt, daß die Poeten die Parcen oft bei der Geburt eines Kindes oder auch lange vorher schon das Schicksal desselben verkündigen lassen. Der Dichter giebt dieses hier nur sehr fein zu verstehen. An andern Orten drückt er sich deutlicher über den Antheil aus, den die Götter an seinem Schick-

ist gemeinsam ist. Als neue Bestandteile sind hinzugekommen: die Gesamtheit der Tier- und Pflanzenarten und Rassen, die Gesamtheit der Kulturpflanzen und Haustiere, die Gesamtheit der Kulturgüter und Kulturwerke.

§ 18.—2. Der Begriffliche Wandel besteht darin, daß die Begriffe, welche in der Vergangenheit gebildet worden sind, sich verändern, indem sie entweder einen Teil ihres Umfanges, die weniger wichtigen Teile, oder einen Teil ihres Inhaltes, die weniger wesentlichen Merkmale, verlieren. Dadurch wird der Begriff enger oder weiter, oder er bekommt eine andere Bedeutung, bald mehr, bald weniger. Wenn z. B. Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen.

§ 19.—3. Der Begriffliche Fortschritt besteht darin, daß die Begriffe, welche in der Vergangenheit gebildet worden sind, sich verändern, indem sie entweder einen Teil ihres Umfanges, die weniger wichtigen Teile, oder einen Teil ihres Inhaltes, die weniger wesentlichen Merkmale, verlieren. Dadurch wird der Begriff enger oder weiter, oder er bekommt eine andere Bedeutung, bald mehr, bald weniger. Wenn z. B. Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen. Wenn Kant sagt, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit Begriffe seien, die nicht in der Erfahrung gegeben werden können, so ist dieser Satz für die theoretischen Begriffe richtig, aber nicht für die praktischen.

Kanon eines ehrlichen Gott und der Gerechtigkeit, der ist der rechte Mann, der Gott und der Gerechtigkeit vor Augen hat, und sich nicht lässt bewegen, weder durch Freundschaft, Gunst, Gaben, Geschenke, Furcht, Gefahr, Schaden, Spott, Hass, Neid, Feindschaft, Zwietracht, Ungunst, Gewalt, Bitte, Drohen, Schelten, Lästern, Verleumden, Ehrenrühren, Zorn, Rache, Gefängnis, Marter, Tod, Leben, Gut, Ehre, Kind, Weib, Gesind, Haus, Hof, Acker, Vieh, Hausrat, Kleider, Kleinod, Silber, Gold, Geld, Geldeswert, Gewinn, Verlust, Nutz, Schaden, Gemach, Ungemach, Kurzweil, Leid, Freud, Trauren, Weinen, Lachen, Hoffnung, Verzweifelung, Glück, Unglück, Wohlfahrt, Unfahrt, Sterben, Verderben, Gesundheit, Krankheit, Schwachheit, Gebrechen, Blödigkeit, Stärke, Schönheit, Unschönheit, Zier, Unzier, Lieb, Leid, Ehre, Unehre, Lob, Schand, Zucht, Unzucht, Ehrbarkeit, Unehrbarkeit, Tugend, Laster, Kunst, Unkunst, Weisheit, Torheit, Vernunft, Unvernunft, Witz, Unwitz, Sinnen, Gedanken, Anschläge, Fürnehmen, Handlungen, Geschicklichkeit, Ungeschicklichkeit, Beredsamkeit, Unberedsamkeit, Gelehrtheit, Ungelehrtheit, Gedächtnis, Vergessen, Gelehrte, Ungelehrte

schaft zugezogen haben. Vielleicht hatte der Faulenzer, wider alle Römische Urbanität, viele Briefe und manche Gedichte zu beantworten unterlassen; oder in dem weitläuftigen Rom nicht alle Ehrenbesuche erwiedert; oder, weil er nicht gut sehen konnte, stolze Leute nicht zuerst gegrüßt. Vornehmlich aber hatte er, wenn er um seine Meinung gequält ward, ein mittelmäßiges Gedicht mittelmäßig genennt. Dies konnte ihm unmöglich vergeben werden; denn, wie er selbst gesteht, das Dichtervolk ist reizbar.

Ramler.

2.

Ueber die Verschiedenheit des Vermögens und des Standes.

(Aus der Einleitung zu den Vorlesungen über das allgemeine Gesetzbuch.)

Bisher hatten wir uns mit allgemeinen Betrachtungen über die Natur und Entstehung des Eigenthums beschäftigt. Wir hatten gesehen: wie, mit den zunehmenden Bedürfnissen des Menschen, auch seine Besitzungen, und sein Vermögen sich erweitert haben, indem er vom unruhigen Zustande des wilden Jägers zum ruhigen Genuß eines Hirten, dann zur nützlichen Geschäftigkeit eines Ackerwirthes, und endlich zum rastlosen Gewühl eines Stadtbürgers fortgerückt ist; wie er durch Arbeit und Kunstfleiß neue Dinge hervorbringt, seine Kräfte so-

ſogar mit der Erde ſelbſt, mit dem Grund und Boden, unzertrennlich verbindet, und ſich dadurch ausſchließende Rechte erwirbt. Wir hatten ferner den Nutzen der Einführung des Eigenthums unterſucht; und gefunden, daß es Streit und Verwirrung vorbeugt, die Produkte der Erde vermehrt, und ſie bis zur vollen Reife erhält; zugleich aber — was das wichtigſte iſt — durch Ermunterung des Kunſtfleißes die Bequemlichkeit und den Genuß des Lebens vervielfältigt und verfeinert, indem es jedem die Gewißheit giebt: daß alle erlaubte Vortheile, welche er durch Anſtrengung ſeines Körpers oder ſeines Geiſtes hervorbringt, ihm und ſeinen Nachkommen ausſchließend gehören. Wen dieſe Vorſtellungen von der Gerechtigkeit und von dem Nutzen des Eigenthums überzeugen, dem wird es auch nicht ſchwer ſein, über die Verſchiedenheit des Vermögens und der Stände unter den Menſchen richtige Begriffe feſtzuſtellen.

Die Menſchen ſind von Natur gleich: Dies iſt der Lieblingsgrundſatz, der itzt von allen Orten her ertönt, und den eine große Nazion mit gewaltſamer Anſtrengung zur Ausübung bringen will. Der Satz iſt wahr, aber auch falſch, je nachdem man ihn verſteht. Wahr iſt er, wenn damit ſoviel geſagt werden ſoll: jeder Menſch hat ein glei-

ches Recht auf sein Leben, seine Gliedmaßen, und auf den nützlichen Gebrauch der Kräfte seines Körpers und seines Geistes. Falsch ist er, wenn man daraus durch Sprünge die Folge erzwingen will: daß aller Unterschied der Stände aufgehoben werden müsse. Der Mensch hat theils natürliche Rechte, theils erworbene: natürliche Rechte, die ihm zukommen würden, wenn auch gar keine bürgerliche Gesellschaft in der Welt wäre; erworbene, die er in der bürgerlichen Gesellschaft und durch dieselbe erlangt hat. Nur die natürlichen Rechte können gleich sein; bei den erworbenen hingegen führt die Gleichheit, welche politische Schwärmer so gerne einführen möchten, auf offenbare Widersprüche, und auf den gänzlichen Umsturz der bürgerlichen Ordnung.

So wie Stärke des Körpers und Fähigkeiten des Geistes ungleich vertheilt sind, so muß auch eben eine solche Ungleichheit nothwendig in allen Aeußerungen dieser Kräfte entstehen; und — was die nächste Folge davon ist — der gesunde, fleißige und geschickte Mann muß, unter gleichen Umständen, mehr erwerben, als der Kranke, der Faule, der Ungeschickte. Aus der natürlichen Verschiedenheit der Menschen in Absicht ihrer körperlichen und Geisteskräfte entspringt daher nothwendig eine

Un-

Ungleichheit des Vermögens; und die Verbindung günstiger oder widerwärtiger Umstände, worin sich ein Jeder befindet, trägt aufs neue dazu bei, diese Ungleichheit zu vermehren. Wenn wir bedenken, wie nothwendig und nützlich das Eigenthum in der bürgerlichen Gesellschaft ist; wenn wir uns überzeugt halten, daß jedem ein ausschließendes Recht auf dasjenige zusteht, was er durch seine Kräfte hervorgebracht hat: so werden wir auch von selbst gewahr, daß ein jeder bei dem Seinigen geschützt werden muß, es mag viel oder wenig sein, und daß eine Gleichheit des Vermögens ohne die gröβte Ungerechtigkeit, ohne Erschütterung der ganzen Staatsverfassung, ohne gewaltsame Unterdrückung alles Kunstfleißes, schlechterdings nicht gedacht werden kann.

Diese aus der Natur des Menschen und seiner gesellschaftlichen Verbindung nothwendig entspringende Ungleichheit ist zugleich die nächste Quelle aller übrigen Verschiedenheiten. Uebergewicht an Kräften giebt in der ganzen Natur den Vorrang; und so wird auch im Staat eine gröβere Masse von Eigenthum einem geringern Vorrath desselben vorgehen. Der Reiche ist durch seine Besitzungen mehr mit der Gesellschaft verbunden, als der Arme. Wer Landgüter, Häuser, Gärten, Weinberge, u. s. w.

besitzt, hat schon dadurch mehr Einfluß, hat einen größern Wirkungskreis, macht mehr Menschen von sich abhängig, als der, dem dies alles fehlt. Wem viele tausend Goldstücke in seinem Kasten oder in seiner Brieftasche zu Gebote stehn, kann durch die Zauberkraft des Geldes sich alle Dinge zu eigen machen, die den Werth seines Vorrathes nicht übersteigen: er kann damit Landgüter, Häuser, Weinberge, Gärten, u. s. w. kaufen; und auf diese Art sich allen Einfluß und das ganze Uebergewicht verschaffen, welches der Besitzer solcher Grundstücke nach dem natürlichen Zusammenhange der Dinge hat.

So legt die Verschiedenheit des Eigenthums den ersten Grund zur Ungleichheit der Stände. — Ein zweiter eben so natürlicher Grund ist die Verschiedenheit der Verdienste um die Gesellschaft. In jeder bürgerlichen Verfassung, in jedem Staate, lebt der Mensch nicht für sich allein, sondern auch für Andre; und die tägliche Erfahrung beweist, daß die mehresten Menschen nicht nach dem geschätzt werden, was sie einzeln betrachtet wirklich sind, sondern nach den Vortheilen, welche die Gesellschaft von ihnen genießt, und nach den Erwartungen, welche sie für die Zukunft von ihnen hegt. Daraus lassen sich manche scheinbare Widersprüche

im

im geſelligen Leben leicht erklären. Der Reiche, wenn er üppig lebt, und großen Aufwand macht, wird bald von einer Menge eigennütziger Menſchen umgeben ſein, die ihm äußerlich die größte Achtung bezeigen, ſollte er auch nicht das geringſte perſönliche Verdienſt haben. Aber er verändre ſeine Lebensart, gebe ſparſamere Feſte; und wir werden ſehen, wie ſein Haus nach und nach leer wird, wie bei allen, die ſich vorher emſig zu ihm drängten, kalte Entfernung und zuletzt Verachtung entſteht.

Je weiter wir dieſe Betrachtung auf die verſchiednen Lagen des menſchlichen Lebens anwenden; je mehr werden wir überzeugt, daß die öffentliche Achtung vornehmlich auf der Vorſtellung von Gemeinnützlichkeit beruhet. Dies iſt eine wichtige Lehre für diejenigen, welche auf den großen Haufen wirken wollen; es iſt zugleich eine große Ermunterung zum verſtändigen Wohlwollen, zur weiſen, thätigen, allgemeinen Güte; es iſt endlich eine ſüße Beruhigung für alle diejenigen, deren wahre Verdienſte nicht ſogleich erkannt und belohnt werden. Nur ſelten liegt Undank dabei zum Grunde; und man kann überhaupt annehmen, daß große Maſſen von Menſchen nicht leicht gegen die Natur handeln. Unrichtige Vorſtellungen veranlaſſen

bei ihnen die meisten Fehler; und so ist auch unrichtige Vorstellung von Gemeinnützlichkeit in den mehresten Fällen die eigentliche Ursache des unbelohnten Verdienstes. Wird diese Vorstellung berichtigt, wird die Gemeinnützlichkeit außer Zweifel gesetzt: so kann die dankbare Achtung nicht entstehen.

Dies ist besonders der Fall mit denjenigen, welche ihre Kräfte dazu aufopfern, die Angelegenheiten der Gesellschaft zu besorgen. So oft mehrere Menschen sich zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigen; so oft tritt die Nothwendigkeit ein, daß sie die Geschäfte unter einander vertheilen, einen jeden nach seinen Fähigkeiten anstellen, und demjenigen, auf welchen sie das meiste Vertrauen setzen, die allgemeine Leitung und Aufsicht übertragen. Dies sind die Grundlinien einer jeden *Gesellschaft*; und wir werden sie in den gewöhnlichsten Verbindungen antreffen. Der Eine ordnet an, die Uebrigen folgen: der Eine macht die Veranstaltungen, welche zum gemeinschaftlichen Zwecke nothwendig sind; die Uebrigen bequemen sich zu diesen Veranstaltungen. Wollte Jeder seinen Einsichten, Launen, oder Leidenschaften sich überlassen; so würde keine Vereinigung, kein Zusammentreffen auf einem Punkte möglich sein. Wollte man ein Schif den unregelmäßigen Bewegungen des Windes und der Wellen

Preis geben, so würde es schwerlich in den Hafen gelangen. Das Schif muß einen geschickten Steuermann haben; und so müssen auch bei jeder Verbindung unter den Menschen Vorsteher sein.

Es liegt also in der Natur aller menschlichen Gesellschaften, daß Einer oder Mehrere dahin gelangen, die Uebrigen zur Beförderung des gemeinschaftlichen Zweckes zu leiten und anzuhalten; womit dann nothwendig ein größerer Einfluß, ein erweiterter Wirkungskreis, verbunden ist. Geht Alles seinen geraden natürlichen Gang; so wird derjenige, welcher sich durch Eifer und Wohlwollen auszeichnet, vorzügliche Achtung und Ansehen genießen. Er hat ein unstreitiges Recht auf Dankbarkeit; und wir können dieses Gefühl wohl unterdrücken, aber nie ganz vertilgen.

So kann es nicht fehlen, daß in der menschlichen Gesellschaft auch diejenigen ein Uebergewicht erhalten, die sich um dieselbe sehr verdient gemacht haben. — Daraus entsteht aber noch die zweite Folge: daß nicht bloß diese ehrwürdigen Männer selbst Achtung und Ansehen genießen, sondern daß auch ihre Nachkommen daran Theil nehmen werden. Wir sind immer geneigt, Uebereinstimmung in unsern Vorstellungen zu suchen; bei jedem Anlaß zu einer solchen Uebereinstimmung darnach

Schlüsse

Schlüsse zu machen; und dasjenige, was wir in dem Einen Falle beobachtet oder erfahren haben, auch in einem ähnlichen Falle zu erwarten. Durch diesen unsrer Vernunft eigenthümlichen Hang zur Analogie, worauf unsre schätzbarsten Kenntnisse beruhen, tragen wir die Achtung gegen verdienstvolle Männer auf ihre Nachkommen über. Unser dankbares Gefühl gegen die Väter regt sich auch für ihre Kinder; und die Selbstliebe erzeugt den Wunsch in unserm Busen, daß sie dem großen Bilde ihrer Ahnherren ähnlich werden, daß sie uns und der ganzen Gesellschaft eben so wichtige Dienste erzeigen mögen. So erwarten wir, daß der Sohn eines großen Künstlers die Geschicklichkeit seines Vaters ererbt, daß der Staatsmann oder Held seine Kenntnisse und Verdienste auf den Erben seines Namens fortgepflanzt haben werde. Diese Vorstellung wird noch dadurch unterstützt, daß Beispiele in der Erziehung von so großer Kraft sind. Wir erwarten, daß derjenige eine vorzügliche Bildung haben müsse, der den täglichen Umgang mit einem verdienstvollen Manne genossen, und in allen damit zusammenhängenden Verbindungen häufige Gelegenheiten gehabt hat, große und edle Gesinnungen zu erlangen, und sich eigen zu machen.

Dies

Dies ist zwar nicht der wirkliche Ursprung — aber doch die natürliche Rechtfertigung des erblichen Adels. Auch macht er in der itzigen Staatsverfassung ein besonderes Eigenthum derjenigen aus, die ihn besitzen: er gehört zu ihren erworbenen Rechten; und, so wie jedes Eigenthum von den Gesetzen geschützt werden muß, so hat auch der Adel einen gegründeten Anspruch darauf. Wenn die Abgeordneten einer großen Nazion gegenwärtig unter unsern Augen diese Wahrheit verkannt haben; wenn sie — vielleicht von politischer Schwärmerei und vom Strome der Leidenschaften fortgerissen — den erblichen Adel ganz vernichtet haben; so müssen wir uns dadurch nicht irre machen lassen. Man kann wohl die Namen der Dinge verändern, aber ihre Natur niemals; und die Zeit, dieser unbestechliche Richter, wird auch jene Ungerechtigkeit wieder ins Gleiche bringen.

In der Preußischen Monarchie besonders, soweit sie ein militärischer Staat *) ist, macht der erbliche Adel einen wesentlichen Bestandtheil aus. Wer sein Habe und Gut bei sich trägt, oder in der Brieftasche mit sich nehmen kann, der sagt oft mit

*) Man s. hierüber des Herrn Verf. Abhandlung im März, S. 223.

mit leichsinnigem Undanke: „mein Vaterland ist überall, wo es mir wohl geht;“ und oft handelt er auch danach. Aber Derjenige hat den dringendsten Anlaß, das Vaterland zu vertheidigen, der Grund und Boden besitzt; Derjenige wird am ersten Bequemlichkeit, Gesundheit und Leben aufopfern, um das Land gegen auswärtige Feinde zu sichern, der selbst unmittelbaren Antheil an diesem Lande hat, der durch den Besitz eines Landgutes — oder die Hofnung auf einen solchen Besitz — mit dem Lande gleichsam verknüpft ist; Derjenige wird am kräftigsten von dem edlen Triebe nach Ehre und Ruhm angefeuert werden, in dessen Brust dieser Trieb von Kindheit an gepflanzt, genährt und zur Reife gebracht ist. So haben noch unter unsern Augen ein Schwerin, Kleist, Winterfeld, Seidlitz, Zieten und mehrere Helden ihr Leben großmüthig fürs Vaterland gewagt; und so fordert selbst dieser große Edelmuth, daß wir ihr Andenken auch in den Nachkommen ehren.

Damit will ich jedoch nur so viel sagen: Der erbliche Adel macht einen besonderen Stand in der itzigen Staatsverfassung aus, hat seine eigenthümlichen Rechte, und genießt da, wo alle übrige Umstände gleich sind, wo größere Talente und Verdienste kein größeres Recht geben, nach Billigkeit den Vorzug.

Die

Die Geburt darf in einem wohleingerichteten Staate Niemanden durchaus von irgend einem Amte ausschließen, damit der Nacheiferungstrieb nicht erstickt werde; aber gewiß ist es gut, daß ein besonderer Stand vorhanden sei, dessen Glieder zu solchen Staatsbedienungen, die weniger Gelehrsamkeit und Genie, als Gewandtheit des Geistes und Anstand im äußeren Betragen erfordern, gebildet werden. Auch scheint es für die Ruhe und Glückseligkeit eines Staates ersprießlich zu sein, wenn nur Wenige die Hofnung in sich nähren können, an der Regierung Theil zu nehmen. Dann gefällt ein Jeder sich auf seinem Platze, und gewinnt ihn lieb; er ist das ganz, was er sein soll, und wird von den gefährlichen Regungen des Ehrgeizes nicht irre geleitet. Die schwachen Dämme der Achtung und des Wohlstandes sind unzureichend, den Ehrgeizigen zurückzuhalten; er durchbricht sie, keine Stufe der Macht kann ihn befriedigen, und oft tritt er alle Vorschriften des Gesetzes und der Gerechtigkeit mit Füßen.

Wir wissen übrigens, daß der Adel im Preußischen Staate durch bescheidenen und mäßigen Gebrauch seiner Vorrechte sich rühmlich ausgezeichnet hat; und wir können dies auch für die Zukunft erwarten. Den vielen gebildeten Mitgliedern die-

ses Standes wird die Bemerkung nicht entgehen: daß die Grundsätze des Feudalsystems mit der gegenwärtigen Staatsverfassung durchaus unverträglich sind. Dies System wieder einzuführen, würde eben so unmöglich sein, als Kinderkleider einem ausgewachsenen Körper gewaltsam anzupassen. Bei jeder Bewegung müßten sie zerreissen. Man kann nur einzelne Stücke davon gebrauchen, und man muß sie mit neuem Zeuge erweitern und verlängern; man muß ferner sie so zusammensetzen, daß der ausgedehnte Körper in seinen kraftvollen Bewegungen weder gehindert noch gedrücket werde. So können auch nur diejenigen Theile des Feudalsystems erhalten werden, welche weder mit der wahren Monarchie, noch mit dem so ganz veränderten Volksgeist in Widerspruch sind; und jede Abweichung von dieser nothwendigen Vorsicht würde die Gefahr veranlassen, Alles zu verlieren. — Selbst das richtig verstandene Interesse des Monarchen fordert populäre Grundsätze. Vom Volke kömmt seine Sicherheit, sein Reichthum, seine Macht; das Volk sieht stets auf ihn, ist ihm ganz ergeben, und verlangt nichts, als Schutz. Der Adel hingegen war nach dem Feudalsystem der natürliche Feind des Monarchen; Alles zweckte darauf ab, den Fürsten einzuschränken, ihm von je-

der Seite Fesseln anzulegen, und ihm nur soweit freie Hand zu lassen, daß er die unaufhörlichen Forderungen seiner Ritter befriedigen konnte.

Es wäre unnöthig, aus der Geschichte die vielen Beweise dieser Wahrheiten vorzulegen. Nützlicher wird es sein, Sie an das zu erinnern, was die Begebenheiten der itzigen Zeit so laut verkündigen:

Revoluzionen sind immer ein großes Unglück für das Menschengeschlecht, welches darin verwickelt wird; und, wer sein Eigenthum, seine Freiheit und sein Leben, lieb hat, der muß jedem auch nur entfernten Anlaß zu dieser schrecklichen Staatskrankheit vorbeugen. Das sicherste Mittel dagegen sind weise auf Billigkeit und Mäßigung gegründete Gesetze; und der Thron steht unerschütterlich fest, wenn zwischen denjenigen, die ihn stützen, eine so glückliche Mischung herrscht, daß nur wahres Verdienst sich emporheben kann.

Berlin. Goßler.

3.

Ueber die Pflicht der Ergebung, in Zeiten wann die Wahrheit verfolgt wird.

Eine Predigt, gehalten in England unter König Jakob II.

Aus dem Englischen *).

Text.

Der Herr aber stand mir bei, und stärkte mich; — und ich bin errettet von des Löwen Rachen.

2 Tim. 4, 17.

Der Sinn dieser Worte ist Jedem, sobald er sie hört oder lieset, deutlich und gewiß. Paulus war in großer Gefahr gewesen, vielleicht in Lebensgefahr.

*) Daß diese Predigt ursprünglich englisch und aus dem angegebnen Zeitpunkt sei, wird aus der Manier, worin sie geschrieben ist, wahrscheinlich. Der Verfasser scheint den berühmten Tillotson, der in jenen Zeiten lebte, nachgeahmt zu haben. Tillotson hat weder Kunst noch Schmuck; er hat nichts von dem, was man Feuer bei einem Redner zu nennen pflegt. Verglichen mit einem Massillon oder Saurin, ist er kalt. Er ist so wenig deklamatorisch, daß er fast trocken wird. — Indeß scheint dies nur denen so, die sich ganz an den Französischen Geschmack gewöhnt haben. Es fehlt ihm nicht an Wärme; er begnügt sich aber, den Verstand durch die

fahr. Dieſe Gefahr rührte von einem Menſchen her, welcher Macht hatte, dem Apoſtel das Leben zu nehmen. Aus der Apoſtelgeſchichte und aus andern Stellen ſeiner Briefe wiſſen wir, daß er von den Juden bei dem Römiſchen Landpfleger verklagt, und von dieſem nach Rom geſandt war, um dort gerichtet zu werden. In der Gefangenſchaft zu Rom ſchrieb er dieſen zweiten Brief an ſeinen jungen Freund, Timotheus. — Aus Zuſammenhaltung aller Umſtände ergiebt ſich, daß die Gefahr in einem Verhör beſtanden hatte. Ein Verhör an ſich ſollte keine Gefahr ſein; aber es kann zu Gefahr, zu einer großen Gefahr werden, wenn der Richter zum voraus wider die Sache oder wider die Perſon deſſen, den er verhören ſoll, eingenommen, und wenn er geneigt iſt, aus Vorurtheil oder Leidenſchaft gleich zum Gebrauch der Gewalt zu ſchreiten; ſtatt daß er, gelaſſen oder unparteiiſch, bloß ſeine Urtheilskraft brauchen ſollte. Vor einem ſolchen parteiiſchen und leidenſchaftlichen Richter hatte Paulus geſtanden. Vielleicht war es Nero, der Kaiſer, ſelbſt; ſo haben Einige vermuthet. Aber dieſes iſt nicht gewiß. Es thut auch nichts

die ſtärkſten Gründe in den wenigſten Worten zu überzeugen; und er ſcheint Zuhörer oder Leſer vorausgeſetzt zu haben, bei denen das Herz ſich bloß durch die Ueberzeugungen des Verſtandes beſtimmen läßt.

zur Sache; genug, es war eine obrigkeitliche Perſon, von welcher Mißbrauch großer Amtsgewalt wider Paulum zu beſorgen ſtand. Dieſe gewaltſame Perſon wird in unſerm Texte als ein Löwe vorgeſtellt, der den Rachen ſchon geſperrt hatte, den Apoſtel zu zerfleiſchen.

Das Bild des Löwen kann gebraucht werden, löbliche Eigenſchaften zu bezeichnen. Der Löwe bedeutet Tapferkeit, Stärke, Großmuth. Aber, der Löwe iſt auch ein Bild der Ungerechtigkeit, der Gewaltthätigkeit, der Tirannei. Und das iſt hier der Fall. Paulus ſtellt den Richter, vor dem er geſtanden, ſei es Kaiſer Nero ſelbſt geweſen oder eine andre obrigkeitliche Perſon, als einen ungerechten, gewaltthätigen Menſchen vor. Die Gefahr von einem, ſein Amt und die damit verknüpfte Macht mißbrauchenden Richter unterdrückt zu werden, nennt er den Rachen des Löwen.

Hier entſteht die Frage: War es recht, daß der Apoſtel eine obrigkeitliche Perſon, daß er ſeinen Richter mit einem Bilde bezeichnete, welches einen ſo ſtarken Tadel enthielt? War dies nicht einer Regel zuwider, der Er ſich bei einer andern Gelegenheit ſehr gut erinnerte? Als er vor dem hohen Rath zu Jeruſalem ſtand, und der Hoheprieſter deſpotiſch verfuhr, nannte ihn Paulus, ohne

ihn

ihn zu kennen, eine getünchte Wand. Sobald man ihm sagte, daß es der Hohepriester war, entschuldigte sich Paulus mit den Worten: „Lieben „Brüder, ich wußte nicht, daß es der Hoheprie„ster ist; denn es steht geschrieben, den Obersten „deines Volkes sollst du nicht fluchen.“ Apost. Gesch. 23, 5. Paulus gestand also damals, daß er sich vergangen hatte. Es scheint aber, daß sein Vergehn in dem Briefe an Timotheus noch größer sei. Dort, vor dem hohen Rath zu Jerusalem, kannte er den Hohenpriester nicht; hier, in dem Briefe, schreibt er von einer Person, von welcher er wußte, daß sie sein Richter war; hier konnte also Unwissenheit seine Entschuldigung nicht sein. Dort war er durch einen ungerechten, despotischen Befehl gereizt: in der ersten Aufwallung darüber ließ er seiner Zunge den Lauf; hier schreibt er einen Brief. Dazu nimmt man sich Zeit; es ist ein langer Brief; und erst am Ende steht die Stelle, wo er von seinem Richter, wie von einem grausamen Löwen, spricht. Gesetzt also, der Richter zu Rom habe gewaltsam gegen ihn gehandelt, so mußte sich der Unwille des Apostels während des Schreibens schon gelegt haben. Bei völligem Bewußtsein und mit ruhigem Gemüthe, bezeichnet er seinen Richter mit einem starken, tadelnden Aus-

druck. Kann dieſes gerechtfertiget, kann es allenfalls entſchuldiget werden?

Dieſe Frage iſt nicht unwichtig, wenn wir bedenken, daß die Apoſtel nicht bloß unſre Muſter in der Lehre und im Glauben, ſondern auch im Leben, im Thun und Laſſen, ſein ſollen. Um dieſe Frage zu beantworten, wollen wir die Natur der Ergebung *), in Zeiten wann die Wahrheit verfolgt wird, unterſuchen. Wir wollen

Erſtlich zeigen: was Ergebung eigentlich iſt; warum ſie eine Tugend iſt, und wann und wie ſie geübt werden muß. Wir wollen aus der Natur und dem Zweck dieſer Tugend die Regeln herleiten, deren Beobachtung eigentlich dieſe Tugend ausmacht. Wir wollen.

Zweitens zeigen, wie dieſe Regeln in Zeiten, wann die Wahrheit verfolgt wird, müſſen angewandt werden.

Geiſt der Wahrheit, laß unſern Vortrag durch deinen Einfluß geſegnet werden!

I.

*) Im Engliſchen: Reſignation. Wir brauchen dieſes Wort auch im Deutſchen. Aber in einer Predigt ſchickt es ſich nicht.

I.

Es ist ein Irrthum, eine unwürdige Vorstellung, wenn man glaubt, Ergebung sei blinde Unterwerfung, aus Furcht, aus Verzagtheit, aus Schwäche. Was aus so schlechten Quellen fließt, kann keine Tugend sein. Ergebung aber ist eine Tugend, die auch der Muthige, der Tapfere, die auch der Starke unter gewissen Umständen üben muß. Ergebung ist Weisheit unter unglücklichen Umständen, oder bei Verfolgungen des Schicksals.

Es ist Weisheitspflicht, keine Kräfte, wodurch Gutes gewirkt werden kann, in Bekämpfung eines Widerstandes zu verschwenden, wenn es augenscheinlich ist, daß die Kräfte den Widerstand nicht überwinden können; wenn es sogar wahrscheinlich ist, daß sie durch ihn im ungleichen Kampfe würden vernichtet werden. Es ist Weisheitspflicht, diese Kräfte zu sparen, bis Zeit und Stunde gekommen sind, wo wir sie mit Hofnung eines guten Erfolgs brauchen können. Dieses Ruhenlassen unsrer Kräfte, mit denen wir gern Gutes wirkten, aber itzt nicht wirken können, mit denen wir gern das Böse hinderten, aber itzt nicht hindern können, durch deren unzeitige Anwendung wir itzt vielmehr den Grimm des Bösen reitzen und seine Macht vermehren würden, ist die wahre Ergebung.

Die

Die Absicht dieser Tugend ist, den Anwachs der Macht des Bösen, seine Begierde zu schaden, und die wütenden Ausbrüche dieser Begierde, zu verhüten; hingegen die Kräfte, wodurch Gutes gewirkt werden kann, zu sparen, bis der Augenblick eines wahrscheinlich guten Erfolgs erschienen ist. Ergebung ist, in allen Fällen des menschlichen Lebens, die nehmliche Tugend, welche der erfahrne Schiffer im Sturme, und der große Feldherr bei entschiedener Uebermacht seines Gegners, ausübt.

Hieraus erhellet, daß Ergebung sehr verschieden ist von Verzweiflung. Jene hofft und erwartet bessere Zeiten, weil sie überzeugt ist, daß die Natur der Dinge, oder vielmehr die Vorsehung, nie aufhören wird, böse Zeiten mit bessern abwechseln zu lassen; die Verzweiflung hingegen bildet sich ein, daß die Natur der Dinge, oder die Vorsehung, itzt nicht mehr im Stande sei, einen solchen Wechsel hervorzubringen. — Es erhellet hiernächst, daß Ergebung sehr verschieden ist von Gleichgültigkeit, die es nicht bekümmert, ob das Gute oder das Böse das Uebergewicht in der Welt bekomme; Ergebung ist mit Wachsamkeit verbunden, die sich keinen Augenblick entgehen läßt, wo sie das Böse schwächen, das Gute, sei es um noch so wenig, vermehren und stärken kann. Noch

größer

größer ist der Unterschied zwischen Ergebung und furchtsamer Klugheit; diese läßt das Böse ungehindert anwachsen, oder das Gute vermindern, wann sie fürchtet, durch ihren Widerstand sich Schaden an äußerlichen Dingen, an Ehre, Vorzügen, Einkünften, u. d. gl., zuzuziehen. Ergebung achtet solchen Schaden nicht; sie bleibt nur dann unthätig, wann ihre Thätigkeit dem Guten selbst nachtheilig, dem Bösen aber eine Gelegenheit, sich zu vermehren und zu verstärken, sein würde. Ergebung unterscheidet sich endlich von Kleinmüthigkeit, welche die Macht des Bösen zu hoch, und die des Guten zu niedrig berechnet. Ergebung setzt eine richtige Berechnung, ein gegründetes Urtheil, voaus. Vermessenheit berechnet die Kräfte, womit sie einen Widerstand angreift, zu groß, und den Widerstand zu gering; oder sie rechnet auch überall nicht, sondern verläßt sich auf das Glück. Hartnäckigkeit fährt fort, einen Widerstand zu bestreiten, ob sie gleich von seiner überlegnen Stärke, und von der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte überzeugt ist. Wut endlich achtet es nicht, wenn auch ihre Kräfte, durch den Angrif, der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt werden.

Aus der Absicht, warum wir Ergebung ausüben sollen, fließen die Regeln, durch deren

Be-

Befolgung dieſe Tugend ausgeübt wird. Die Abſicht iſt: in unſerm Kampf wider das Böſe, in unſrer Arbeit und Mühe für das Gute, auch Weisheit zu beweiſen. Wir ſollen alſo erſtlich das Böſe nicht zu einer Zeit und unter Umſtänden angreifen, wo es ſichtbar iſt, daß wir durch dieſen Angrif nur unſre Kräfte und Mittel ohne Nutzen aufopfern würden. — Zweitens, unſre Ruhe, unſre Gelaſſenheit während der Uebermacht des Böſen, ſoll nicht in Kleinmüthigkeit, nicht in Verzweiflung, nicht in Gleichgültigkeit, nicht in kluge Furchtſamkeit ausarten; ſondern, ſie ſoll beſtändig von dem Glauben an die Vorſehung und an künftige beſſere Zeiten begleitet werden. — Drittens, wir ſollen dieſe beſſern Zeiten nicht ſelbſt durch Ungeduld, Unvorſichtigkeit, Hitze, oder alle dergleichen Ausbrüche eines der Weisheit nachtheiligen Temperaments; aber auch nicht durch Gefälligkeit gegen das Böſe, durch Heuchelei, durch Gleichgültigkeit, durch verzagtes Stillſchweigen, wo wir reden müßten, entfernen: ſondern ihre baldige Erſcheinung durch wachſame Benutzung günſtiger Umſtände, und durch eben ſo kluges als muthiges Benehmen befördern.

II.

In Zeiten, wann die Wahrheit verfolgt wird, iſt Ergebung eine wichtige, eine nöthige Tugend.

gend. Von jeher gab es solche Zeiten der Verfolgung; und welche Wahrheit ist nicht einmal verfolgt worden? von der erhabensten an, die uns Einen Gott kennen lehrt, bis zu denen herab, welche die Schicklichkeit und Bedeutung äußerlicher Ceremonien betreffen. Wie sollen wir uns nun verhalten, wenn Wahrheiten, von denen wir überzeugt sind, wenn große, wichtige Wahrheiten verfolgt werden? wenn Gewaltige der Erde uns befehlen, diese Wahrheiten nicht laut zu lehren, nicht laut zu bekennen? wenn sie diese Wahrheiten, von denen wir überzeugt sind, für Irrthümer, sogar für schädliche Irrthümer erklären?

Doch, ehe ich diese Pflichten aus einander setze, muß ich einem Einwurf begegnen. Woher können wir versichert sein, daß es wirklich Wahrheit sei, was wir dafür halten? Vielleicht sind es Täuschungen, und unsre Eigenliebe oder unsre Vorurtheile lassen uns sie für Wahrheit halten. Vielleicht ist die Wahrheit auf des Verfolgers Seite; und der vermeinte Märtirer ist nur ein Schwärmer, oder ein hartnäckiger, stolzer Vertheidiger seines eignen Dünkels. Was ist Wahrheit? Giebt es untrügliche Merkmale, woran man sie erkennen kann?

Wir antworten: Zum Behuf der Lehre, die wir itzt vortragen, ist es nicht nöthig, daß wir

solche Merkmaale der Wahrheit festsetzen. Wir könnten sogar zugeben, daß es keine untrügliche Merkmaale der Wahrheit gebe. Dennoch würden die Pflichten bestehn, von denen wir itzt reden. Es ist Pflicht eines jeden moralischen Wesens: die Wahrheit zu suchen; und das, was er glaubt, als Wahrheit gefunden zu haben, nicht zu verleugnen. Dies Suchen also muß keinem Menschen durch äußere Gewalt verwehrt, dies Verleugnen muß von keinem Menschen erzwungen werden. Dies Suchen, dies Forschen verwehren, verbieten, jene der innern Ueberzeugung widersprechende Bekenntnisse erzwingen, heißt schon die Wahrheit verfolgen. Also die Pflichten, von denen wir handeln, finden zu allen Zeiten, in allen Ländern Statt, wo das Suchen und Forschen verboten, wo das Bekennen als ein Verbrechen bestraft wird. Wir wollen nun die Pflichten selbst betrachten.

Sollen wir heucheln? die Wahrheit verleugnen? uns zur Lüge, als wäre sie Wahrheit, bekennen? Es ist traurig, sich diese Heuchelei, diesen Verrath, auch nur als möglich zu denken. Gab es je solche Heuchler? solche Verräther? Vielleicht war ihnen die Wahrheit nie erschienen. Und doch — sollte sie sich einem Menschen ganz verbergen, dem es ein Ernst ist, sie zu kennen?

Aber

Aber ich wende mich von diesen Unglücklichen ab. Sie sind immer unglücklich, mögen sie die Wahrheit, die sie verleugnen, kennen oder nicht. Wir reden itzt von den Pflichten, welche ächten Freunden, treuen Verehrern der Wahrheit obliegen in Zeiten, wann sie verfolgt wird.

Erste Pflicht. Hütet euch, die Wahrheit ihren erklärten Feinden aufdringen zu wollen. Wer der Lüge öffentlich einen Altar erbaut hat, der läßt nicht von ihr. Nur besondre Umstände können ihn seines Irrthums überführen; nur besondre Umstände können ihn bewegen, daß er seinem Irrthum öffentlich entsage. — Wenn er euch nach Wahrheit fragt, so sagt sie ihm kurz, deutlich, bestimmt, mit der Würde, die der Wahrheit eigen ist. Aber gebt euch keine Mühe, ihn zu überzeugen. Sein Stolz würde seine Ohren verschließen. Hat er Sinn für die Wahrheit, so sind die wenigsten Worte genug, ihn ihre ganze Stärke fühlen zu lassen.

Zweite Pflicht. Oft hat der Feind der Wahrheit Gewalt über uns; und er wendet diese Gewalt an, uns mit Strafen zu bedrohen, wenn wir die von ihm verbotne Wahrheit laut bekennen, oder öffentlich lehren wollten. Was in diesem Fall unsre Pflicht sei, hängt von verschiednen Umstän-

den ab: von unserm Beruf, von der Art und Wichtigkeit der Wahrheit, u. s. w. Dieses gehörig aus einander zu setzen, würde für unsre gegenwärtige Betrachtung zu weitläufig sein. Eine Pflicht aber liegt in diesem Falle uns allen ob, wir mögen zu Lehrern der Wahrheit berufen sein, oder nicht. — Wenn wir Freunde finden, welche die Wahrheit noch nicht kennen, aber redlich suchen; so sollen wir sie mit der Wahrheit bekannt machen, mit der ganzen Wahrheit, nur nicht öffentlich. Daß es bei verschloßnen Thüren geschehe, ist aber auch nicht nöthig, ist vielmehr unvorsichtig, weil es den Feinden neuen Anlaß, neuen Vorwand zum Verfolgen giebt. Man findet tausend Gelegenheiten, Wahrheiten zu lehren, ohne daß es auf öffentlichem Markte oder in geheimen Kammern geschehe.

Dritte Pflicht. Führet nie laute Klagen über den Druck und die Verfolgung, welche über die Wahrheit und ihre Bekenner verhängt werden. Daß ihr deswegen jeden Ausdruck des Schmerzes ersticken solltet, kann nicht verlangt werden; denn es wäre mehr, als die menschliche Natur vermag. Vielmehr muß dem bekümmerten Herzen dann und wann Luft gemacht werden. Und so oft Freunde der Wahrheit einander ihr Herz eröfnen, ist es nicht nur erlaubt, sondern es ist

Pflicht,

Pflicht, daß sie dann, unter sich, die Sprache der Wahrheit reden, und die Lüge, die Ungerechtigkeit, kurz jedes Laster, wodurch das Glück der Menschen zerstört wird, mit der rechten Benennung bezeichnen. Dadurch wird das heilige Feuer: Liebe zur Wahrheit, und Haß gegen die Lüge und gegen das Laster, unterhalten; und von der Unterhaltung dieses heiligen Feuers hängt die Hofnung, die Möglichkeit ab, daß die Wahrheit einst mit neuem Glanz öffentlich wieder erscheine.

Diese Betrachtung giebt uns nun den Grund an die Hand, warum der Apostel zu entschuldigen ist, daß er in einem freundschaftlichen Briefe seinen Richter mit einem grimmigen Löwen verglich. Ich könnte sagen, er ist zu rechtfertigen. Ja, wer annimmt, daß Paulus unter unmittelbarer Leitung der höchsten Weisheit schrieb, der muß schon, kraft dieser Voraussetzung, die Rechtmäßigkeit seiner Ausdrücke anerkennen. Aber auch, ohne diese Voraussetzung, wird der Apostel durch die Umstände, worin er sich befand, gerechtfertigt. Er schrieb an seinen Freund, seinen Schüler. Diesem durfte, diesem mußte er aus ganzer Seele schreiben. Besteht nicht darin die Wohlthätigkeit, besteht nicht darin der Trost der Freundschaft, daß wir dem Freunde das Innerste unsrer Herzen entdecken? Dieses

Recht der Freundschaft ward selbst im heidnischen Rom anerkannt, ward selbst von den Tirannen Roms nicht verletzt. Daher konnte Paulus sicher seine Briefe im Gefängniß schreiben. Es wäre Kleinmuth von ihm gewesen, in einer vertraulichen Ergießung seines Herzens gegen seinen Freund einen ungerechten und gewaltsamen Richter nicht nach seinem wahren Charakter zu bezeichnen.

Vierte Pflicht. Die Freunde der Wahrheit müssen einen festen, treuen Bund mit einander schließen, nicht mit Worten und Zeichen, sondern einen Bund der Herzen. Die Absicht und der Inhalt des Bundes muß sein: einander in der Wahrheit zu bestärken, unabläßig den Saamen der Wahrheit auszustreuen, übrigens aber das Gedeihen desselben Ihm, der alles regiert, zu überlassen. Durch einen solchen Bund, durch ein solches Einverständniß der Geister, hat sich der Funke der Wahrheit von den ältesten Zeiten her unter den größten Verfolgungen erhalten; obgleich nur kümmerlich, weil es nur wenig Mittel gab, wodurch Freunde der Wahrheit ihre Gedanken sicher mittheilen konnten. Damals nahmen sie ihre Zuflucht zu Bildern und Fabeln. Die Offenbarung Johannis ist ein merkwürdiges Denkmal aus jenen Zeiten; denn sie ist eine Reihe von Bildern,

Fa-

Fabeln, und Allegorien, deren ein Bekenner der verfolgten Wahrheit sich bediente, um sich seinen Mitgenossen in der Arbeit verständlich zu machen. In keinem Buche sind die mancherlei Verfolgungen, welche die Wahrheit bald von der Gewalt der Menschen, bald von ihren Leidenschaften, bald von ihren Vorurtheilen, zu leiden hat, in kräftigern Gemälden vorgestellt. Laßt mich euch an eines der bedeutungsvollsten dieser Gemälde erinnern. —

Ein Weib war schwanger, und schrie, und war in Kindesnöthen, und hatte große Quaal zur Geburt. Offenb. 12, 1, f. Erinnert euch, wie groß die Noth war, als die Wahrheit zuerst in den Zeiten der Waldenser, Johann Wickliffs und Johann Hussens die ersten Zeichen ihres Daseins gab. — Aber ein großer Drache trat vor das Weib, die gebären sollte, auf daß, wenn sie geboren hätte, er ihr Kind fräße. Erinnert euch, wie damals der große Gewissenstirann die Macht des ganzen Europa, die er zu seinen Diensten hatte, anwandte, die Waldenser, Wicklisiten und Hussiten durch Feuer und Schwert zu vertilgen. — Und sie gebar einen Sohn, und ihr Kind ward entrückt zu Gott und seinem Stuhl. Erinnert euch, wie die Vorsehung dafür

ſorgte, daß die Wahrheit, unbemerkt von ihren Feinden, aufwuchs, ſo daß ſie zu Luthers und Cranmers Zeiten mit männlicher Kraft hervortreten konnte. — Da erhob ſich ein Streit, und es ward ausgeworfen der große Drache. Erinnert euch, wie der geiſtliche Deſpotiſmus, der ärgſte Feind der Wahrheit, durch die Reformazion aus unſrer damals glücklichen Inſel, ſo wie aus mehr andern Ländern, verbannt wurde. Laßt uns hoffen, daß dieſes immer der Ausgang des großen Kampfes ſein wird.

Meine Brüder, wir haben nun die Natur der Ergebung, welche eine Tugend iſt, betrachtet; und die Regeln daraus hergeleitet, die wir insbeſondre, wann die Wahrheit verfolgt wird, beobachten ſollen. Die Vorſehung hat Zeiten *) über uns verhängt, wo uns viel Anlaß zur Ausübung dieſer Tugend gegeben wird. Die Feinde der Wahrheit, im Beſitz großer Gewalt, haben die Bekenner der Wahrheit für Verbrecher erklärt, und als ſolche behandelt **). — Was iſt itzt unſre Pflicht? .... Ergebung! nicht verzagende, kleinmüthige Ergebung;

*) Die Zeiten Jakobs II in England.

**) Jakob II errichtete eine wahre Inquiſition, the court of high commiſſion. Er ließ ſechs Biſchöfe, welche ihm Vorſtellungen machten, in den Tower ſetzen.

bung; nicht Ergebung aus Gleichgültigkeit, noch weniger aus Eigennutz; sondern Ergebung, die zugleich Weisheit ist.

Wird es nöthig sein, daß ich euch bitte, nie zu heucheln? der Lüge nie den geringsten Beifall zu bezeugen? . . . Nein! ich rede mit Freunden der Wahrheit; wie könnten sie solcher Niedrigkeit fähig sein?

In Bekennung der Wahrheit zeiget zugleich Muth und Weisheit.

Predigt nie tauben Ohren. Aber geht keinen guten Acker vorbei, ohne guten Saamen auszustreuen. — Und so oft unser Amt, unser Beruf, so oft irgend eine Veranlassung uns auffodert; da laßt uns reden freimüthig, aber mit Ernst, mit Würde.

Laßt die Anhänger der Lüge schreien, toben, spotten, lachen. Für uns sei es genug, zu rechter Zeit nur ein Wort zu reden; aber ein Wort voll Gehalt, ein Wort, würdig der ernsten, der ewigen, der durch sich selbst bestehenden Wahrheit.

Ihr Geist sei mit uns allen, Amen!

4.

Vom Herkommen und langen Besitz, als Grundsätzen des Naturrechts.

§. 1.

Recht und Unrecht sind nicht willkürliche Begriffe; nicht solche, die der Verstand erst erfindet; sondern sie sind Beschaffenheiten der Dinge. Sie werden nicht erst durch den Willen der Menschen hineingelegt, sondern sie kleben der Natur der Dinge an, und werden durch den Verstand der Menschen nur wahrgenommen, oder durch ihr Gefühl empfunden.

Wenn man gewöhnlich den Willen des Gesetzgebers, als die Quelle von Recht und Unrecht, anzugeben pflegt; so ist dieser Ausdruck eigentlich der Sache nicht angemessen. Es scheint aber auch, daß man schon angefangen hat, den Ausdruck Willen hier in einem besondern Sinn zu nehmen, welcher der Wahrheit näher kommt. Man versteht nehmlich darunter nicht die Willkür des Gesetzgebers, sondern die von ihm im Namen seines Volks in seinen Gesetzen geschehene ausdrückliche Anerkennung derjenigen Beschaffenheiten der Dinge, wodurch sie sich zu den Benennungen Recht oder Unrecht qualifiziren. Sobald Menschen in Gesell-

ſellſchaft leben, iſt dieſe öffentliche Anerkennung nöthig: ſowohl in Anſehung ſolcher Dinge, Handlungen, Einrichtungen, Verhältniſſe, deren heilſame oder ſchädliche Beſchaffenheit keinem Zweifel unterworfen ſein kann; als in Anſehung ſolcher, wo die individuellen Urtheile verſchieden ausfallen können. Bei dieſen leztern iſt die öffentliche Entſcheidung um ſo viel nöthiger, weil das Schwanken der individuellen Urtheile über die heilſame oder ſchädliche Beſchaffenheit der Handlungen, Einrichtungen und Verhältniſſe nothwendig Ungewißheit, Uneinigkeit, Unruhe und beſtändige Beſorgniſſe veranlaſſen würde. Aber auch bei den keinem Zweifel ausgeſezten Beſchaffenheiten iſt doch gleichwohl ihre öffentliche Anerkennung nöthig, um den Mitgliedern der Geſellſchaft allen möglichen Vorwand von Unwiſſenheit zu benehmen.

§. 2.

Recht und Unrecht ſind Beſchaffenheiten theils menſchlicher freier Handlungen, theils der aus dieſen Handlungen entſtehenden Einrichtungen, Verhältniſſe und Zuſtände. Je nachdem das glückliche Zuſammenleben der Menſchen durch dieſe Beſchaffenheiten entweder möglich oder unmöglich gemacht wird, werden dieſe Beſchaffenheiten Recht oder Unrecht genannt.

Was wir Gefühl von Recht und Unrecht nennen, ist eigentlich ein schnelles Urtheil des Verstandes, daß bei gewissen Handlungen, Einrichtungen, und Verhältnissen ein glückliches Zusammenleben der Menschen entweder möglich sei oder nicht. — Jedermann darf sich und das Seinige wider alle Angriffe, die er nicht selbst durch, Andern zugefügte, Beleidigungen veranlaßt hat, vertheidigen. Daß dieses Recht sei, sagen wir, fühle jeder. Eigentlich erkennt es jeder gleich bei jedem Fall ohne langes Nachdenken, indem er urtheilet, daß ohne diese Vertheidigung kein glückliches Zusammenleben möglich sei.

Der in der Existenz, in dem Zustande, in den Verhältnissen eines Menschen liegende Grund, warum er entweder selbst seine physischen Kräfte anwenden darf, von Jemanden etwas zu erzwingen, oder warum er von einem andern zu etwas darf gezwungen werden, ist die Quelle seiner vollkommnen oder Zwangsrechte, und seiner vollkommnen oder Zwangspflichten.

Das sogenannte Gefühl von Recht und Unrecht läßt sich in folgendes analytisches Urtheil, das in gegebnen Fällen nur schnell gedacht wird, auflösen: „Wenn ein Mensch dieses oder jenes „thun dürfte, wenn ein Mensch dieses oder jenes

nicht

„ nicht thun dürfte; so wäre kein glückliches Zu„ sammenleben der Menschen möglich.„

§. 3.

Unter dem Zusammen- oder Nebeneinander-Leben wird hier etwas Allgemeineres, als das gesellschaftliche Leben, verstanden. Zu diesem wird eine Verabredung, eine gemeinschaftliche Einwilligung in gewisse Dinge erfordert. Zu jenem ist die bloße Existenz der Zeit und dem Orte nach genug. Ein Engländer und ein Malaie, die durch Schiffbruch an eine wüste Insel geworfen werden, können mit der Zeit eine Gesellschaft errichten; aber, ehe dieses geschieht, leben sie schon beisammen. Sie existiren dergestalt zu gleicher Zeit in Einem Raume, daß die Handlungen des Einen auf die glückliche oder unglückliche Existenz des Andern einen unmittelbaren Einfluß haben können. Durch die Handlungen dieser beiden Menschen und durch die aus ihren Handlungen entstehenden Verhältnisse wird es entweder möglich oder unmöglich, daß jeder seiner Existenz genieße. Sobald also nur zwei Menschen neben einander existiren, so entstehn auch Recht und Unrecht; denn es ist offenbar, daß ihre glückliche Koexistenz durch ihre Handlungen entweder möglich oder unmöglich gemacht wird.

Die-

Diejenigen irren also, die den Menschen im Naturstande immer als einsam betrachten. Diejenigen irren ebenfalls, die das bloße Zusammenleben schon für Gesellschaft nehmen. Menschen können gezwungnerweise zusammenleben, ohne eine Gesellschaft zu errichten.

§. 4.

Die nothwendigen Bedingungen, wodurch glückliches Zusammenleben der Menschen möglich wird, machen die eigentlichen wesentlichen Grundsätze des Naturrechts aus. Unmöglich wird dieses Zusammenleben, wenn der Eine dem Andern wehren will, sich der von Gott und von der Natur ihm verliehenen Kräfte zu seiner eignen Vollkommenheit und Glückseligkeit zu bedienen, oder, wenn der Eine dem Andern, wider dessen Wissen oder Willen, nimmt, was dieser durch die Anwendung seiner eignen Kräfte zu seiner eignen Glückseligkeit oder Vollkommenheit, ohne einem Andern zu schaden, hervorgebracht hat. Die nothwendige Bedingung also zur Möglichkeit eines glücklichen Zusammenlebens der Menschen ist, daß jeder den andern 1) den ungestörtesten Gebrauch von seinen Kräften, in so weit er sie nicht Andern zum Schaden anwendet, machen, und 2) ihn auch des durch seine

Kräfte

Kräfte Hervorgebrachten oder seines Eigenthums genießen lasse.

§. 5.

Recht und Unrecht sind Undinge, wenn sie sich nicht auf lebende Menschen beziehn. Nur das Gefühl oder Urtheil der Menschen, welche mit den Dingen wirklich umgeben sind, welche die Einwirkung der Dinge empfinden, kann entscheiden, ob die Beschaffenheiten derselben den Namen Recht oder Unrecht verdienen.

§. 6.

Hieraus ergiebt sich, daß das Herkommen, die Gewohnheiten, die Observanzen, und der lange Besitz durch die bloße Zeit, die sie gedauert haben, keine Rechtskraft bekommen können; sondern, daß diese, wenn sie ihnen zukommt, bloß von derjenigen Beschaffenheit dieses Herkommens, dieser Observanzen, dieses langen Besitzes herzuleiten ist, nach welcher, wenn diese Rechtskraft nicht zugegeben würde, eine Unmöglichkeit eines glücklichen Zusammenlebens entstehen müßte. — Denn ich wiederhole es, diese Möglichkeit oder Unmöglichkeit sind die wahren Merkmaale von Recht oder Unrecht.

Hieraus ergiebt sich aber auch, daß es ein Fehlschluß ist, wenn einige das Herkommen, die

Obser-

Observanzen und den langen Besitz aus dem Grunde nicht für natürliche Rechtsquellen wollen gelten lassen, weil sie behaupten, daß etwas, welches im Anfange Unrecht war, durch die bloße Zeit unmöglich zu Recht werden könne. Freilich können die Beschaffenheiten der Dinge nicht durch die bloße Zeit, aber wohl durch veränderte Umstände in der Zeit verwandelt werden. Dieses muß auch von denjenigen Beschaffenheiten der Dinge gelten, wodurch sie in Absicht auf Recht oder Unrecht charakterisirt werden.

Es ergiebt sich ferner hieraus, daß die Präskripzion auch unter Völkern Statt finden muß. Nur die Abwendung gegenwärtiger Beleidigungen ist eine rechtmäßige Ursache zum Kriege. Es versteht sich, daß fortdaurende Unterdrückung, wenn sie gleich vor hundert, vor tausend Jahren ihren Anfang nahm, für den, welcher sie gegenwärtig noch empfindet, gegenwärtige Beleidigung ist.

§. 7.

Wer also die Rechtmäßigkeit eines Herkommens, einer Observanz, eines langen Besitzes — nicht aus positiven Gesetzen, sondern aus natürlichen Gründen — darthun will; der muß zeigen, daß während der Zeit, da dieses Herkommen, diese Observanz, dieser Besitz Statt gehabt, entweder die

die Umstände immer so beschaffen waren, oder doch sich mit der Zeit dergestalt abänderten, daß, wenn itzt dieser Besitz, dieses Herkommen aufhören sollten, das Glück der Menschen dadurch gestört, und große Uebel über sie würden verbreitet werden. Umgekehrt können Herkommen und langer Besitz, ungeachtet der Länge der Zeit, die sie gedauert, unrechtmäßig werden, wenn sie durch veränderte Umstände einen zerstörenden Einfluß auf die Glückseligkeit der Menschen bekommen.

§. 8.

Es muß also abgeschaft werden, solches schädliche oder schädlich gewordne Herkommen; er muß ein Ende nehmen, der Besitz, bei dem das Glück der Menschen nicht bestehn kann. Beides nur nicht durch Krieg. Krieg ist gerade das Gegentheil vom glücklichen Zusammenleben. Diejenigen, die den Krieg als ein Mittel brauchen wollen, jene Zwecke zu erreichen, sind im höchsten Grade strafbar, wenn nicht die Uebel, die sie durch den Krieg abschaffen wollen, gegen die Uebel des Kriegs gewogen, das Uebergewicht haben. Eben so strafbar sind aber auch diejenigen, die, wenn das Schädliche, das Ungerechte eines Herkommens, eines Besitzes, hinlänglich erwiesen ist, dennoch zur Abschaffung derselben nicht behülflich sein wollen, sondern

dern für deren Beibehaltung hartnäckig ſtreiten. Ja, ſie ſind oft noch ſtrafbarer, wie jene Erſtern.

§. 9.

Endlich giebt es zwei Fälle, wo bloß diejenigen, die ſich der Abſchaffung ſchädlicher herkömmlicher Rechte widerſetzen, die ganze Verantwortung auf ſich laden, wenn darüber ein von großen Uebeln begleiteter Kampf entſteht.

Erſtlich: Sie allein ſind verantwortlich, ſo oft das Herkommen von der Beſchaffenheit iſt, daß durch eine natürliche Folge ganze Klaſſen von Menſchen keiner frohen Exiſtenz genießen können.

Zweitens: Sie allein ſind verantwortlich, ſo oft durch das Herkommen ganzen Klaſſen von Menſchen willkürlich von andern Menſchen gewiſſe Gränzen geſetzt werden, über welche ſie ſich mit der Ausbildung ihrer Vollkommenheiten, mit ihrem Streben nach Glückſeligkeit, — dieſem von der Natur in ſie gelegten und daher ſo gerechten Triebe, — nicht erheben ſollen.

5.
Noſtradamus.

Dieſer Franzöſiſche Prophet iſt wohl allen Leſern, dem Namen nach, bekannt, indem er von den beſten

Schrift-

Schriftstellern seiner Nazion öfter, fast sprichwortsweise, angeführet wird. Aber wahrscheinlich auch nur dem Namen nach; und um deswillen kann man eine ganz kurze Anzeige von ihm der Berlinischen Monatsschrift in diesem Jahre um so eher zu Gute halten, da seine Prophezeihungen in Berlin wieder gedruckt wurden, und da er des iztlaufenden Jahres namentlich erwähnt.

Michel de Notredame war zu St. Remi in Provence 1503 geboren, und starb 1566 zu Salon in der nehmlichen Provinz. Seine Vorfahren väterlicher und mütterlicher Seite sollen geschickte Aerzte und Mathematiker gewesen sein; und so rühmte er sich, diese Wissenschaften gleichsam ererbt zu haben. Man weiß, wie zu der Zeit Mathematik, Naturwissenschaft, und Sternkunde gemißbraucht wurden: der Pöbel hielt die Figuren der Geometrie, und die Zifern der Arithmetik, für Zaubercharaktere; und die Gelehrten selbst wähnten, wenn sie mehr als ihre Mitbürger wußten, auch mehr wissen zu können als Menschen vergönnt ist, und wenn sie sich über den Staub der Erde aufschwangen, wirklich in Gemeinschaft der Götter zu leben. Alle damaligen Astronomen waren Astrologen, d. h. Propheten aus den Sternen; und so kann man es sich auch von unserm Nostradamus erklären, daß er

ein Prophet ward, zumal wenn diese Erbsünde seiner Familie besonders eigen war.

Als Arzt und Naturforscher kann ich ihn nicht beurtheilen, weil ich seine andern Werke nie gesehen habe. Er übersetzte etwas von Galen, schrieb über die Erhaltung der Gesundheit, imgleichen über die Schminken und wohlriechenden Salben. Seine Verehrer loben ihn wegen seiner Gelehrsamkeit, welche auch Jul. Cäs. Skaliger, nachher sein Feind, soll geschätzt haben. — König Heinrich II beschenkte ihn; K. Karl IX ernannte ihn zum Hofrath und Leibarzt. Letzteres war er aber nur, wie mehrere Hofräthe und Leibärzte, dem Titel nach und in der Abwesenheit: er blieb immer in seiner Provinz, und kam niemals nach Hofe.

Dieser Leibarzt und Hofrath nun war auch ein großer Politiker; denn alle seine Prophezeihungen betreffen bloß die Politik. Er war ferner sehr orthodox, und ein Feind der Neuerungen; und endlich verstand er es sehr wohl, den Königen seine Bücher zuzuschicken.

Uebrigens war es kein übler Einfall, seine Prophezeihungen in Versen zu schreiben, und so sich einer doppelten Begeisterung zu überlassen. Auch sagt er selbst: „ seine nächtlichen prophetischen Suppputazionen wären die Frucht eines natürlichen Instinkts, welcher von einer poetischen Wuth begleitet,

tet, und der aſtronomiſchen Berechnung angemeſſen ſei.“ Es ſind vierzeilige Stanzen, welche die Franzoſen Quatrains nennen, ein Wort, das unſer Opitz ſo glücklich durch Viervers verdeutſcht hat *). — Die Ausgabe, welche ich vor mir habe, führt folgenden Titel: „Les vrayes Centuries „et Prophéties de Maiſtre Michel Noſtrada„mus, où ſe void repreſenté tout ce qui ſ'eſt „paſſé tant en France, Eſpagne, Italie, Alle„magne, Angleterre, qu' autres parties du mon„de. Reviies et corrigées ſuivant les Edi„tions imprimées à Lyon l'an 1644 et à „Amſterdam 1668. Avec la vie de l'auteur. „A Cologne, chez dean Volcker, Marchand „libraire, l'an 1689.“ In Großduodez. 16 Blätter ohne Seitenzahl; dann von S. 1 — 200; und wieder 20 unpaginirte Blätter. — Dieſes Köln iſt Köln an der Spree; wie, außer andern Nachrichten, auch ſchon der Name des Buchhändlers beweiſet: ein Umſtand, welchen Jöcher nicht ſcheint gewußt zu haben.

Ein Prophet muß Unglück prophezeihen: das iſt einmal hergebrachte Sitte. Große, erſchütternde Begebenheiten, wenn ſie ſich auch zuletzt in Glück auf-

*) Er überſetzte bekanntlich des Herrn von Pibrac Tetraſticha oder Vierverſe.

lösen, werden von wilden Ausbrüchen der Leidenschaften, von dem Kampfe der Parteien begleitet; und nur solche große Begebenheiten sind der Mühe des Vorausſagens wehrt. Auch geben sie die stärksten Bilder, und setzen auf die Weise sowohl die Seele des Propheten, als des Zuhörers, in wahre Begeisterung. — So läßt es sich schon erklären, warum bei unserm Nostradamus so ungeheuer viel von Blutvergießen, Wehklagen, Elend, Giftmischen, Brudermord, Bürgerkrieg, Verfolgung, Schlachten, u. s. w. vorkömmt.

Noch eine andre Ursache ist wohl diese. Fast keine Geschichte eines neueren Staates zeigt, so viele Jahre hindurch, einen so fürchterlichen Schauplatz von Verwirrungen und innern Kriegen, als Frankreich unter Franz II, Karl IX, und Heinrich III. Alle Fehler und Greuel, welche die Schwäche des Regenten, die Ränke der ihn beherrschenden Personen, die Intoleranz des Aberglaubens, der Ehrgeiz des hohen Adels, nur veranlassen können, flossen hier zusammen. Einen Raum dieser unglücklichen Zeit, von 1559 bis 1566, durchlebte Nostradamus selbst; und mußte er nicht 1555 und 1558, wo er seine Prophezeihungen bekannt machte, schon den Keim dieser Unruhen deutlich bemerken: da, um nur dies Eine an-

anzuführen, die Reformazion in Frankreich so große Fortschritte gewann, und der König (Heinrich II) ein Feind derselben war?

So natürlich sich aber sein erster Prophetenschwung, und die düstere Farbe seiner Bilder, erklären läßt; so muß man doch gestehn, daß, wenn man an das Einzelne geht, alles Erklären aufhört. Hier kömmt platter Unsinn vor; zuweilen stößt er, wie ein Schamane, nur einzelne Töne statt verständlicher Worte aus; zuweilen sind die Namen der Länder und Personen aufs seltsamste gemischt; und sowohl die Sachen als die Wörter haben durchaus unter sich keinen Zusammenhang. — Gewiß kein Wunder! Im Gegentheil wäre es ein Wunder, wenn der Prophet vernünftiger spräche. Aber dennoch hat man sich angestrengt, erfüllte Voraussagungen bei ihm zu finden; denn welche unnatürliche Mühe, welcher Kampf gegen die gesunde Vernunft, fällt der Sucht des Wunderglaubens zu schwer? . . . Zur Probe seiner Verse, und zugleich ihrer Deutung, mag folgendes Beispiel dienen. Er soll, wie seine gläubigen Verehrer behaupten, unter andern Kromwells Geschichte auf das deutlichste prophezeihet haben. Die Hinrichtung des Königs, Centurie 9, Vierzeilers 49:

Gand et Bruxelles marcheront contre Anvers,
Senat de Londres mettront à mort leur Roy;
Le sel et vin lui feront à l'envers,
Pour eux avoir le regne en desarroy.

Die Flucht des jungen Königs Karls II, Cent. 10, V. 22:

Pour ne vouloir consentir au divorce,
Qui puis après sera cogneu indigne:
Le Roy des Isles sera chassé par force,
Mais à son lieu qui de Roy n'aura signe.

Des Protektors grausame Regierung, Cent. 8, V. 76:

Plus Macelin que Roy en Angleterre,
Lieu obscur nay par force aura l'empire:
Lasche sans foy, sans loy saignera terre,
Son temps s'approche si près que je souspire.

Endlich dessen Bestrafung nach seinem Tode, Cent. 10, V. 9:

De Castillon figuires jour de brune,
De femme infame naistra souverain Prince:
Surnom de chausses perhume luy posthume,
Onc Roy ne fut si pire en sa province.

Man mag nun auch die Centurien erklären, wie man will; so muß es wohl jedem Vernünftigen auffallen, daß die Erzählung einer Geschichte aus so manchen Centurien, bald vor- bald rückwärts, muß zusammen geholt werden. — Nostradamus's Werk ist nehmlich in zwölf Centurien getheilt, und die hundert Strophen einer jeden sind mit Zahlen bezeichnet. Der erste und natürlichste

Ge-

Gedanke wäre, daß eine solche wahre Centurie (wie es auf dem Titel heißt) immer ein Jahrhundert bedeute, und jedes Jahr seinen besondern Viervers bekommen habe. Nur, von welchem Punkte soll man anzählen? Unmöglich ist der erste Viervers seines ersten Hunderts das Jahr 1 nach Christus Geburt. Ist es etwa das Jahr Eins, nach dem Jahre in welchem er schrieb?

Allein, ich weiß mich nicht einmal aus seiner prosaischen Berechnung zu finden. Er hat nehmlich auch etwas in Prosa geschrieben, — Vorreden oder Zueignungen: vor den ersten Hunderten, an seinen Sohn Cäsar Nostradamus; und vor dem 8ten bis 10ten Hundert, an den König Heinrich II von Frankreich. In dieser letztern Zueignungsschrift bestimmt er, theils nach Chronologischen Berechnungen von der Weltschöpfung an, theils nach Astronomischen Angaben des Standes der Planeten und Fixsterne auf gewissen Tagen, irgend ein Jahr. Von diesem Jahre heißt es nun, S. 124 und 125:

„Et commencant icelle année sera faite
„plus grande persecution á l'Eglise Chre-
„stienne, que n'a esté faite en Afrique, et
„durera cetteicy jusques à l'an *mil sept cents*

„*nonante deux*, que l'on cuidera eſtre une „renovation de ſiecle.“

Hier haben wir alſo unſer Jahr 1792, wenn anders ſeine Beſtimmungen aus einer höheren Weisheit mit unſern gewöhnlichen Zahlen übereinkommen. Von einer Kirchenverfolgung, welche itzt aufhören könnte, hat man eben nicht gehört. Da er ſich oft auf ſeine ächtkatholiſche Rechtgläubigkeit beruft, welcher zufolge er alle Neuerungen und Sekten verwirft; ſo wird ihm wohl die Chriſtliche Kirche die Katholiſche Kirche heißen. Dieſe ſoll alſo vom J. 1792 an mehr Luft gewinnen, ſoll keine Verfolgungen mehr leiden, — deren ſie auch keine nirgend zu leiden hat. Mit dieſem Jahre ſoll auch gleichſam eine neue Ordnung der Dinge wieder anheben, das Weltalter gleichſam erneuert werden. . . . . Wohl uns, wenn dieſe Erneuerung allen Ländern der Welt Tugend und Aufklärung, Frieden von auſſen und Ruhe von innen, bringen wird!

Wohl uns, wenn eine andre ſeiner Vorausſagungen: von der Menge neuer Propheten und Aſtronomen (d. h. Aſtrologen), nie eintrift! In dem, gleich nach jener Vorrede folgenden, achten Hundert (doch nicht das Achtzehnte Jahrhundert?) ſagt er, Vierver's 71, S. 141:

Croi-

Croiſtra le nombre ſi grand des Aſtronomes,
Chaſſez, bannis, et *livres cenſurez!*

Und in jener Vorrede S. 117 führt er an „die „Meinung eines der tauſend und zwei Prophe„ten, welche ſeit Erſchaffung der Welt gelebt ha„ben.“ Wie hoch mag anitzt wohl die Zahl gewachſen ſein?

6.

Klage über den April.

Verräther April!
Du lockeſt, mit freundlichen Blicken,
Die Knoſpen, die Blüthen, die Blumen hervor.
Schon lächelt, ſchon duftet das liebliche Chor;
Schon ſonnet der Laubfroſch den ſcheckigen Rücken;
Schon flötet die Droſſel ihr muthiges Lied;
Schon ſcherzet, von Freuden des Frühlings entglüht,
Was leben und lieben nur will!

Verräther April! —
Schnell ſendeſt du, Vater der Tücke,
Verheerende Fluthen von Hagel und Schnee;
Und ſieheſt, mit ſchadenfroh blinzendem Blicke,
Begraben, erſtarret, die Blüthen, den Klee,
Verſchwunden den Frühling mit Veilchen im Kranz,
Verſchwunden die Freuden mit Amorn im Tanz,
Und alles verfinſtert und ſtill.

Verräther April!
Sei nicht mehr Cytheren geweihet *)!
Nie säusle dir Zephyrs liebkosender Hauch,
Dir stürme des Boreas schrecklicher Schlauch!
Dir fluche, was Leben zu fühlen sich freuet.
Sei heilig den Furien allen, und sei
Begrüßet von krächzender Raben Geschrei,
Du Freudenmörder, April!

Berlin,
d. 20 April 1792. J. A. von Beyer.

7.

Bourbon-Crequi,
ein Französischer Abenteurer in Glogau und Stettin.

Es haben, vor Kurzem, sowohl Deutsche als Französische Zeitungen eines Menschen erwähnt, welcher mit besonderem Aufzuge vor den Schranken der Nazionalversammlung in Paris erschienen ist; sich Crequi, Bourbon, u. s. w. nannte; über seine Leiden, namentlich auch im Preussischen, klagte; und um die Bestrafung seiner Feinde anfuchte. — Dieser Mensch hat wirklich eine geraume Zeit in Preussischen Gefängnissen gesessen. Einige Nachrichten von ihm, welche ich aus den Akten

*) Vergl. April S. 321—323.

Akten zu liefern im Stande bin, werden daher nicht unzweckmäßig sein; und hoffentlich auch nicht unwillkommen, da man einen der seltsamsten Abenteurer, und einen der wunderlichsten, mitunter auch lächerlichsten Lebensromane, daraus wird kennen lernen. Sie zeigen, auf welche Tollheiten, auf welche theils planvolle theils alberne Lügen, ein halb gescheidter und halb verwirrter Verstand, ein halb boshaftes und halb ehr- und titelsüchtiges Herz führen kann.

Im Jahr 1781 erschien zu Glogau in Schlesien ein ungefähr 40jähriger Franzose, welcher sich nannte; Claude Louis Alexandre Jeanbaptiste Iacques Charles, Marquis de Crequi, Prince de Craon, Seigneur de Bouillon, de la Roche, et Schinker, Baron (bisweilen auch Vicomte) de Genfoys, Comte de Freyberg et Schlitzenberg; Chevalier de plusieurs ordres; et — Gouverneur des fils du Conseiller de la Cour Knappe. Er bot nehmlich als Französischer Sprachmeister seine Dienste an, und Hr. Hofrath Kn. gebrauchte ihn in dieser Eigenschaft bei seinen Kindern. — Gegen Ende des Jahres heirathete er eine nicht mehr junge Französinn, Dem. Goudin, welche dort eine Pensionsanstalt hielt, und ihm ihr bischen Habe und Gut aufopferte.

Im Anfang des folgenden Jahres reiste er nach Paris, und kam im November zurück. Aber bald hierauf erwachten, Schlag auf Schlag, mehrere gerichtliche Klagen gegen ihn: 1) von einem Soldaten Fläger, welchem er 10 Frdor abgeliehen hatte; 2) von einer Soldatenfrau Larche, deren Kind er wider ihr Wissen und Wollen nach Paris mitgenommen, und nicht zurückgebracht hatte; 3) von dem Grafen Crequi d' Hesmond, Marechal de Camp, in Versailles: daß der sogenannte Ritter sich mit Unrecht den Namen und das Wappen des Hauses Crequi anmaße; 4) von Ebendemselben, wegen eines sehr drohenden Schreibens des Ritters aus Glogau; 5) endlich von der Französischen Regierung, wegen eines sehr impertinenten Briefes an den König von Frankreich, dessen Leben er sogar bedrohet.

Die erstern Civilklagen gehen uns hier nicht an. In der andern Untersuchung (welche bei der Oberamtsregierung, von dem Herrn Präsidenten Freiherrn von Cocceji, geführet ward) machte nun bald die Frage einen Hauptgegenstand aus: Ob dieser Mann mit den vielen Namen, dieser Ritter von vielen Orden, wirklich ein Crequi sei? Hierüber hatte er die sonderbarste Beweisart, welche man sich denken kann; welche aber, wie er erzähl-

te,

te, bisher immer siegreich gewesen war. Seine Feinde hatten ihm zwar alle Urkunden entrissen; nur die Eine, womit die Natur ihn stämpelte, mußten sie ihm wohl lassen: und er überzeugte jedesmal die Zweifler, indem er — seinen H** ru entblößte. Das Crequi'sche Wappen war ihm nehmlich angeboren. So trug er, wie ein zweiter Diogenes, Alles — denn sein Anspruch auf den Namen Crequi war ihm in der That Alles — mit sich. (Am Ende der Verhöre ließ man ihn in Glögau auch leiblich untersuchen. Der Stadtchirurgus Krause berichtete am 12 März 1783: „daß der „Ritter viele Zeichen und Narben am Leibe habe, „doch weder so viele noch so bedeutende, als er „selbst angebe; daß sich aber das Zeichen eines „siebenarmigen Leuchters, von ihm das Crequi'„sche Wappen genannt *), wirklich viermal bei ihm „finde: 1) auf der rechten Brust über der Warze, „2) am rechten Schenkel, vorn, über dem Knie; „3) auf dem linken Hinterbacken, 4) auf dem „rechten Hinterbacken, und zwar letzteres sehr

„deut-

*) Dies Wappen besteht bekanntlich aus einem sogenannten Crequier (Krieken- oder wilden Pflaumenbaum), welcher seine Aeste wie ein siebenarmiger Leuchter ausbreitet. Der Abzeichnung in den Akten gemäß, kam die Form der Zeichen auf dem Leibe ziemlich mit jenem Wappen überein.

„deutlich, in braunrothen Streifen, eines kleinen „Fingers breit, und einer Viertelelle lang; daß „er noch auf der linken Brust ein eben so braun„rothes Kreuz habe: welches alles wahrscheinlich „durch eine Aetzung oder gelinde Einbrennung be„wirkt sei.“)

Die Protokolle vom Januar und Februar 1783 enthalten seine von ihm erzählte Lebensgeschichte. Dieses für eine Ritterepopöe nicht unbrauchbare Gewebe abenteuerlicher Begebenheiten will ich ihn selbst vortragen lassen, indem ich nur seine Erzählung theils verkürze, theils sie aus seinen ersten Aussagen, seinen eingesandten Nacherinnerungen, und seinen Antworten auf die genauere Befragung, zusammenrücke.

„Mein Vater ist der Generallieutenant Marquis de Crequi *). Er war Gesandter in Wien; hier heirathete er heimlich Maria Elisabeth Franziska Xaveria Gräfinn von Freiberg und Schlitzenberg, Freifrau von Schinker, eine Reformirte, Obristhofmeisterinn bei der Kaiserinn Königinn, und

Stifts-

*) Dieser Markis, ein Vaterbruder des obengenannten Grafen und Marschalls, starb 1771. Er war, soviel man in Frankreich weiß, nur einmal verheirathet: mit einer Fräulein d'Auxi, welche 1782 noch lebte, und aus welcher Ehe nur 2 Töchter sind. Jetzt besteht das Haus Crequi nur aus den beiden Zweigen: 1) Hesmond, welches der Marschall ist, und 2) Canaples, wovon bloß noch ein 80jähriger Sonderling lebt.

Stiftsfräulein in Remiremont. Er ging 1740 mit ihr nach Paris zurück, wo er durch den Pfarrer von St. Sülpice über seine Ehe den Segen sprechen (bénir) ließ." (Frage: Wie konnte sie eine Protestantinn sein, und doch Stiftsfräulein? „Wahrscheinlich ward sie, vor ihrem Eintritt in das Stift, katholisch." Aber, war sie wirklich eine Stiftsfräulein? „Das hat mir noch ein Schweizerkapitän in Strasburg versichert, dessen Namen ich aber nicht mehr weiß, obgleich ich mich mit ihm, wegen einer Spielschuld, duellirte, wobei er mir den Kopf spaltete, und ich ihn so gefährlich verwundete, daß er, wie ich glaube, daran gestorben ist." Wenn sie noch als Protestantinn heirathete, folglich erst nachher katholisch ward; wie konnte sie, eine Ehefrau und Mutter, Stiftsfräulein werden? „Vielleicht gab sie sich für eine Jungfrau aus." Wie konnte Maria Theresia eine reformirte Obristhofmeisterinn haben? "Vielleicht gab sie sich für katholisch aus." Wie konnte der Pfarrer in Paris die Ehe mit einer Protestantinn einsegnen? "Das weiß ich nicht, das ist des Pfarrers Sache." Aber die Kaiserinn kannte keine solche Person, nicht einmal dem Namen nach *)? "Mein Vater hat es mir doch so gesagt.")

„Er

*) Schon 1774 verhandelte unser Ritter die nehmliche Streitfrage mit dem gedachten Grafen Crequi:

„Er behielt seine Gemahlinn ein paar Jahre in Paris, wo sie eine Chambre garnie bewohnte. Im J. 1742 oder 1743 ward sie schwanger; er schickte sie nach Wien zurück, und hier gebar sie mich.“ (Frage: Aber Kardinal Migazzi bezeugt, daß in keinen Kirchbüchern, weder in noch um Wien, Nachricht von der Taufe eines Grafen Crequi oder Freiberg u. s. w. zu finden sei. „Vielleicht hat meine Mutter mich von einem reformirten Geistlichen taufen lassen.“) — „Meine Eltern waren itzt entzweiet. Im J. 1750 reiste meine Mutter mit mir nach Paris, wo sie sich mit meinem Vater verglich: auf 30,000 Rthlr. ein für allemal, und 2000 Rthlr. jährlich, welche letztern nach ihrem Tode auch auf mich fallen sollten. Außerdem versprach mein Vater mir 2400 Liv. bis zur Großjährigkeit. In dieser Urkunde war auch ausdrücklich meiner Zeichen am Leibe gedacht, und namentlich der Abbildungen des Crequi'schen Wappens. Alles dies weiß ich durch meine Mutter, welche 1751 wieder von uns nach Deutschland reiste, und ein paar Jahre darauf starb.“ (Frage: Wie er dies so genau aus so früher Ju-

qui; welcher, um ihn ganz zu widerlegen, Erkundigungen in Wien einzog, wozu ihm auch die Königinn von Frankreich behülflich war. Er sandte einige dieser Papiere nachmals hieher nach Berlin.

Jugend wissen könne? „O, ich war in meiner Kindheit ein ganz vorzüglicher Kopf, und man prophezeihte mir auch immer große Dinge, wegen meiner Gestalt sowohl als wegen meines Gedächtnisses und Verstandes.“)

„Mein Vater gab mich bei dem Abbe' Gaudin in Pension, und heirathete wieder. Meine Stiefmutter wollte mich 1753 zwingen, ein Augustinermönch zu werden; als ich nicht wollte, kam ich 3 Jahre in ein Loch, bei Wasser und Brot, und Schlägen wovon ich noch die Spuren am Leibe trage. Endlich entwischte ich, 14 Jahre alt; nannte mich Baron de Gensays, und ging zum Markis de la Tour Dupin Praslin, welcher an meinen Vater schrieb. Dieser antwortete: ich könne also, wenn ich durchaus nicht Mönch werden wolle, zu meinem ehemaligen Lehrer zurückkehren. Allein Gaudin war bestochen, und hielt mich sehr hart. Ich bestach also dagegen den Schreibmeister in der Pensionsanstalt, Namens Bestuchef. Wir zerschnitten die Betttücher zu Stricken: so kam ich aus dem Fenster, fiel aber, und zerbrach ein Bein. Bestuchef nahm mich in sein Haus, und gab mich für seinen Sohn aus. Auf seinen Rath, bot ich mich dem Düc de Chevreuse zum Pagen an. Dieser konnte mich, als einen

Rotürier, nun freilich nicht dazu annehmen; fand aber meine Manieren so adellich und meine Physiognomie so einnehmend, daß er mich für ein vornehmes in der Wiege vertauschtes Kind hielt *); nannte mich Markis de Bezü, ermahnte mich zum Geistlichen Stande, und gab mich zu dem Ende in Pension bei dem Pfarrer Cotrot. Diesem entdeckte ich mich, und er schrieb meinem Vater. Derselbe war zufrieden, daß ich für 1200 Liv. jährlich da blieb; er sandte auch die Bezahlung auf zwei Jahre voraus, von welcher Summe ich die eine Hälfte dem Pfarrer gab, und die andre an Bestuchef schickte, um mir Bücher u. s. w. zu kaufen. Allein dieser behielt das Geld. Mein Vater erkundigte sich einige Zeit darauf bei Corrot nach mir; und als er hörte, daß ich kein Latein lerne, befahl er mich einzusperren. Nun ward dem Pfarrer Angst, und er gab mich an den Düc de Chevreuse zurück. Dieser wollte itzt auch nichts mehr von mir wissen, und schickte mich zu meinem angebli-

chen

*) Es ergeben sich Spuren, daß er wirklich der Sohn eines Bestuchef oder Bezüchet, einer Art von Schreibmeister, war; auch, daß ihn eine vornehme Familie aus Wohlthätigkeit als Kind erziehen ließ. Lobsprüche über Bildung und Verstand können dem Knaben zuerst den Kopf und das Herz verrückt haben. Indeß wird er 1775 in einem Briefe beschrieben, als klein, blaß, häßlich, mehr weibisch als männlich.

chen Vater dem Schreibmeister. — Der zeigt nun, um sich bei meinem Vater beliebt zu machen, demselben meinen Aufenthalt an. Sofort wird ihm ein Amt und 1000 Thlr. versprochen, wenn er mich nach Pierre Encise brächte. Ich erfahre dies von Bestuchefs Tochter, hohle die 1000 Thlr. von der Post, und fort aus Paris, nachdem ich erst bei Abbe' Gaudin anspreche und ihn mitnehme. Bestuchef ist mit einer ganzen Polizeiwache hinter mir her; aber ich erschieße zwei Kerle, verwunde mehrere und auch Best. gefährlich, und reise nun, nach Spanien hin, ruhig durch Frankreich. In Strasburg [ein seltsamer Reiseweg!] lasse ich den Abbe' Gaudin, welcher nach Paris zurückkehrt, und da in das Bicetre gesetzt wird, und gehe für meine Person weiter. — Alles dies im 14ten Jahr."

„In Spanien nannte ich mich wieder Crequi, und ward Page bei verschiednen Herren, deren Namen ich vergessen habe. Mein letzter Herr war der Kgl. Intendant, Don Bartolomeo de Ponce, er machte mich zum Lieutenant honoraire unter den Volontären von Arragonien, wo ich 7 bis 8 Jahre blieb, und den St. Jakobsorden bekam." (Frage: Aber ein so junger Mensch, ein bloßer Lieutenant, einen solchen Orden? „Drei große in mich verliebte Damen beförderten mich dazu:

dazu: die Gemahlinn meines D. Ponce, die Herzoginn von Orco, und die Gräfinn von Pliego.") — "Jtzt hörte ich in Spanien, daß ich einen Mutterbruder, Grafen Freiberg, in Portugal habe, welcher dort Generaliſſimus ſei. Sogleich reiſte ich zu ihm nach Liſſabon ab."

„Sobald ich meinem Oheim die Zeichen an meinem Leibe gezeigt hatte, erhielt ich eine große Penſion, den Chriſtorden, das Patent als Obriſter von der Artillerie, und die Anwartſchaft auf meines Onkels Stelle als Generaliſſimus des Königreichs." (Sehr viel für einen jungen, und in Kriegsſachen ganz unerfahrnen, Menſchen! „Das machte wiederum eine Dame, die Herzoginn von Villanuova, welche ich auch heirathen wollte. Von der Artillerie verſtand ich freilich nichts, aber ich wollte ſie noch lernen.") „Indeß ging mir Alles verloren. Noch in dem nehmlichen Jahre vergiftete Pombal meinen Oheim, und wollte mir den Kopf abſchlagen laſſen." (Warum denn das letztere? „Theils aus Feindſchaft gegen meinen Onkel, theils weil ich ſo reich war.") „Ich mußte nun aus Liſſabon fliehen, verlor meine Erbſchaft, welche zum Vortheil des Premierminiſters eingezogen ward, und die ſo ſichere Ausſicht auf die Generaliſſimusſtelle. Indeß hatte ich doch 100,000 Thlr. baar

baar Geld vom Onkel, wovon ich noch 7 bis 8 Jahre in Portugal lebte.“ (Wie war dies, bei Pombals Feindschaft, zu wagen? „Ich hielt mich immer dicht an der Spanischen Gränze, um bei der geringsten Nachricht von einem feindseligen Anschlage herüberzuwischen.“) „Ich schrieb oft an den König, mir entweder die Generalissimusstelle, oder meinen Abschied zu ertheilen. Endlich 1770 erhielt ich den letzteren. — Ich ging nun wieder nach Spanien, wo ich ein Jahr blieb *).“

„Hierauf kehrte ich nach Frankreich zurück, um bei meinem Vater auf die Erfüllung seines mit meiner Mutter geschlossenen Kontraktes zu dringen. Aber unglücklicherweise war derselbe ein paar Monate vorher gestorben. Ich meldete mich bei meiner Stiefmutter, aber die wies mich gänzlich ab. Hierüber gerieth ich in Verzweiflung, ritt auf der Landstraße fort, und beschloß meinem Leben ein Ende zu machen. Ich wollte mich mit einer Pistole erschießen, traf aber nicht recht, so daß ich nur betäubt ward und vom Pferde fiel. Mein Bedienter jagte fort nach Hülfe, fand auf der Landstraße einen Englischen Milord, Namens Prinz

*) Nachher findet er für gut, 1770 ein Jahr lang in Berlin gewesen zu sein; welches aber sicherlich falsch ist.

D' Aschkow-Welkiowenski, fahren . . ." (Der Namen und der Titel scheinen nicht recht Englisch? „In Frankreich heißen alle reiche Engländer Prinzen") . . . „und bat ihn herbei zu eilen. Gerade in diesem Augenblick drückte ich meine zweite Pistole ab; der Engländer war so glücklich sie wegzuschlagen, so daß der Schuß nicht mich, sondern bloß mein Pferd todt zu Boden streckte. Nun bot Milord mir seine Kutsche an, und ersuchte mich, als Gesellschaftskavalier mit ihm nach Spanien zu reisen. Dies that ich auf 3 Jahre. Einst verlor der Milord ungeheuer im Spiele, mußte deshalb heimlich fortgehen, und ließ mich im Stiche."

„Ich reiste nun 1773 abermals nach Frankreich. Allein, hier hatten sich der Graf Crequi d' Hesmond, welchen mein Vater mir zum Kurator ernannt hatte, und der Duc d' Aiguillon, und Mad. du Barry, in meine großen Güter getheilt. Statt mir Etwas herauszugeben, ließen sie mich gefangen setzen. Ich drang immer auf die Herausgabe des väterlichen Kontrakts; als der Graf Crequi denselben verläugnete, ließ ich den Notar rufen, welcher ihn aufgesetzt hatte," [erstaunenswürdig, daß er dessen Namen noch im Gedächtniß hatte!], "und der gab eine Abschrift davon. Nun ward ich entkleidet, besichtigt; und der

Graf

Digitized by Google

Graf gestand, daß ich der Sohn und wahre Erbe sei, da er mich vorher einen Betrüger und Fälschling genannt hatte. Jtzt versprach er Alles; allein nach Acht Wochen ward ein neues Komplot geschmiedet. Man beschuldigte mich: 1) ich sei toll; 2) ein Mitschuldiger in der Verrätherei des Grafen Lalli in Ostindien, wo ich doch nie gewesen war. Man ward ich aufs neue im Febr. 1774 hingesetzt, und gerieth darüber so in Verzweiflung, daß ich mir mit einem Messer die vier Adern an den Armen und Füßen aufschnitt. Man kam mir zur Hülfe; der verst. Herzog von Zweibrücken, welcher mich über die Taufe gehalten hatte, und damals in Paris war, that meinetwegen Schritte; und nahm mich, mit Ludwigs XV Einwilligung, nach Zweibrück."

„Wenig Monate darauf starb König Ludwig; und der Herzog reiste nach Versailles, um mein Bestes dort wahrzunehmen. Er ließ mich unterdeß auf seine Kosten in Jtalien, Deutschland und Frankreich reisen, blieb mit mir in Briefwechsel, und gab mir vom Ausgang meiner Sache die schönsten Hofnungen; aber — starb leider selbst bald."

„Nun war ich ohne Beschützer; setzte inzwischen doch meine Reisen fort, im Reich, in Sachsen, und in Preussen. Jn Lüttich war ich im J.

1775, wo mir der Chevalier Sicard viel Freundschaft erwies, und wo ich durch seine Vermittelung auch Freimaurer ward.“ (Aber eben der Chev. Sicard, welcher dies in seinen Briefen erzählt, giebt auch die Vermuthung: daß der Ritter Crequi der Sohn eines Besüchet in Paris, Deschifrirers alter Schriften, sei; und die Nachricht: daß er in Lüttich den Plan gehabt, die Tochter eines wohlhabenden Gastwirths zu heirathen.“ Beides sind abscheuliche Verläumdungen.“) — „Ich war 1776 in Berlin *), von wo ich nach Wien ging. Aber die, von meinen Feinden aufgewiegelten, Französischen Gesandten: Baron Breteuil in Wien, M. de Pons in Berlin, und M. d'Entraigues in Dresden, machten so fürchterliche Komplotte gegen mich, daß ich mich genöthigt sah, nach Polen zu gehen.“

„Hier hatte ich das Versprechen, Obrister zu werden; aber auch dies mißglückte.“ (Frage um Briefschaften darüber, welche ihm doch seine Fein-

*) Es findet sich noch ein Brief des Herrn Kabinetsministers, Grafen von Finkenstein, von diesem Jahre, an den auf der Friedrichsstadt in Berlin logirenden Ritter Crequi; womit Er ihm die dem König zugesandten Papiere und Pässe bloß zurückschickt. Wahrscheinlich betrafen diese Papiere seine Projekte, wovon unten. Aber weder vor- noch nachher, weder 1770, noch 1782, war er, soviel sich ergiebt, in Berlin.

Feinde nicht konnten weggenommen haben. „Ich redete Alles mündlich mit dem Könige ab.“) „Darauf ging ich, theils als Gesellschaftskavalier, theils als Hofmeister der Kinder, in Dienst verschiedener Herren und Damen, von 1776 bis 1781.“ (Atteste darüber? „Es hätte sich doch wohl nicht für meinen Stand geschickt, ein Zeugniß oder einen Abschied zu fordern.“) „Zwei Polnische Damen boten mir Heirathen an, welches ich aber ausschlug. Zuletzt war ich bei dem Grafen Mielzinski; ich hatte einen Wechsel von 1500 Thlr. für Schuld von einem Spanischen Obristen Schmidt erhalten, und gab ihn dem Grafen, um ihn bei seinem Bankier in baar Geld umzusetzen. Allein jener läugnete itzt den Empfang; wir entzweieten uns, der Graf maltraitirte mich, ich ging von ihm fort, und nach Glogau.“

„Ich kam hierselbst ohne Unterstützung an, ward aber bald Hofmeister [Sprachmeister] bei dem Hofrath Knappe. Die Französinn Gouin reichte mir Hülfe, und auch Geld zur Bezahlung meiner Schulden; um diese Höflichkeit zu erwiedern, glaubte ich sie heirathen zu müssen (je crus devoir reconnôitre cette honnêteté en l'épousant). Dies that ich im November 1781. — Allein, als nach drittehalb Monaten mich neue Schulden drängten, reiste ich nach Frankreich, um meine

Ansprüche geltend zu machen. Ich ging durch Berlin, wo ich bei dem König um eine Pension ansuchte, auch den Prinzen von Geblüt, und den Ministern Bittschriften überreichte." (Welche Minister waren dies? "Ich habe ihre Namen vergessen." Wo wohnten sie? „Ich weiß die Straßen nicht, weil ich immer fuhr.") „Einer der Minister sagte mir im Namen des Königs: Se. Maj. könne nicht auf mich reflektiren, da der Französische Gesandte so üble Gerüchte von mir verbreite. Ich reiste nun, unter dem Namen Baron de Gensays, weiter, durch Dresden, Leipzig, und andere Städte, deren Namen ich vergessen habe, und kam 1782 im April zu Paris an."

„Sofort ging ich nach Versailles; drängte mich durch die Garden, um dem König (welchen ich persönlich, seit meinen Jugendjahren beim Abbé Baudin, kannte, und oft mit ihm in der Kindheit gespielt hatte) mein Memoire zu überreichen. In der Eile, und der Besorgniß ihn zu verfehlen, stieß ich ihn dabei auf den Magen; die Wache wollte schon mit Kolben auf mich zuschlagen; da sagte ich ihnen schnell zum König: ich sei der Markis Crequi sein Vetter." (Woher denn Vetter? „Heinrichs IV Schwester heirathete einen Crequi, Prince de Craon.") „Nun befahl der König, mir sein Lei-

Leides zu thun, und sagte: meine Bittschrift sei ihm recht gut beigebracht (bien appliqué). Nachdem ich auch der Königinn und allen Großen mein Memoire zugestellt hatte, fing ich den Weg Rechtens an. Ich wollte also von dem ehemaligen Richter, Hrn. d'Avaux, die Papiere heraus haben; aber der war nicht mehr da; und sein Nachfolger, dessen Namen ich vergessen habe, schlug nach langem Zaudern sie mir ganz ab. Ich wandte mich wieder an den König, und der wies mich mit meiner Klage an das Parlement; welches aber damals gerade Ferien hatte. — Indeß bezog ich ein Hotel, Rue de Poitou au Marais, dem Tischler Clement gehörig; und hielt 1 Sekretär, 1 Intendanten, 1 Haushälterinn, 1 Schweizer, 1 Kutscher, und [auch nur] Einen Lakaien. Der Preußische Gesandte, Graf Golz, aß oft bei mir; ich aber aß nie bei Jemand, ob mich gleich Graf d'Aranda und Graf Stainville dringend um die Ehre baten." (Aber Graf Golz hat berichtet, daß der Ritter Crequi bald Anfangs mit einem ziemlich verwirrten Memoire, und mit der Bitte um Seine Intercession zu Ihm kam; auf die Antwort, daß der Graf darüber erst Befehle von Seinem Hofe erwarte, nicht wieder erschien; und als hernach aus- und einländische Gläubiger seinetwegen bei dem

dem Grafen anfragten, und dieser zu ihm schickte, schon verschwunden war. „Ei! nun sehe ich wohl, daß Gr. Golz ein Freund des Grafen Crequi sein muß, und nur immer zu mir gekommen ist, um mich auszuholen (pour me tirer les vers du nez)."

„Meine Sache machte indeß großes Aufsehn. Der Graf Crequi fürchtete sich nun, gab mir 1000 Rthlr. eine goldne Tabattiere, goldne Uhr, und 2 prächtige Ringe; versprach auch noch mehr zu thun, wenn ich mich in Güte mit ihm setzen wollte: welches ich aber abschlug. Allenthalben genoß ich Ehre und Kredit: an Möbeln nahm ich über 6000 Liv. aus, die Wittwe Maillard schoß mir 200 Louisdor vor; und dem Tischler Clement bin ich noch bis diese Stunde 600 Liver an Hausmiethe schuldig."

„Aus diesem glücklichen Zustande riß mich ein Brief von meiner Frau. Sie meldete mir, ich hieße in Glogau ein Landstreicher und Leutebetrüger (qu'on me traitoit ici de coquin et d'avanturier); um also meine Ehre zu retten, kehrte ich, noch vor Ablauf der Ferien des Parlements, hieher zurück. Mein mehreftes Geld und alle meine Leute ließ ich in Paris, und brachte Niemand als den Abbe' de Magniez mit, welchen ich zu meinem Aumonier machen wollte." (Aber dieser Mensch hat während seines Aufenthalts hier ge-

geschneidert? „Als er sich dem geistlichen Stande widmete, hat er im Kloster wohl eher einige Mönchskleidungen ausgebessert; und so kann er auch hier wohl, aus Freundschaft, einen Knopf angenähet oder dergl. gemacht haben. Sein Vater oder Großvater soll ein Schneider gewesen sein; eigentlich war er also kein Edelmann, ob er sich gleich de M. schrieb.“) — „Hernach kam mein Intendant Lavergne mir nachgereist; ich habe ihn, nebst dem Abbe', nach Frankreich zurückgeschickt, um meine Sache dort zu betreiben, worüber ich weiter keine Nachrichten habe.“

„Den elfjährigen Sohn einer hiesigen Soldatenfrau nahm ich, als Bedienten, mit nach Paris; eigentlich aber in der Absicht, ihn dort erziehen zu lassen, und an Kindesstatt anzunehmen. Denn, ich muß es nur gestehen, ich bin eigentlich Vater dieses Jungen. Um das J. 1770 kam ich auf meinen Reisen nach Berlin, logirte dort ich weiß nicht mehr wo, hatte da die Frau zur Aufwärterinn, und gab mich mit ihr ab. Nachher erfuhr ich, daß sie geboren habe. Seit der Zeit habe ich sie und das Kind nicht gesehn, und wir trafen uns hier in Glogau wieder zuerst, ein paar Tage vor meiner Heirath.“ (Alles dies läugnete die Frau auf das bestimmteste: sie habe nie als Aufwärterinn gedient, u. s. w. Auch gestand er, durch den nach

Paris

Paris mitgebrachten Knaben bei seinen Gegnern destomehr Eindruck haben machen zu wollen, als wenn er schon Kinder habe, welche seine Ansprüche dereinst fortsetzen könnten.) „Wiederschaffen kann ich itzt das Kind nicht: theils, weil ich kein Geld dazu habe; theils weil auch der Knabe dazu keine Lust hat, da es ihm in Paris ganz herrlich geht, da er durch mich seinen wahren Stand kennt, und seine dortige Erziehung vortreflich findet.“

Noch ward er über die wissenschaftlichen Titel, welche er sich (wie ein andrer Magno Cavallo) in einigen Briefen zu Glogau beigelegt hatte, und über sein Wappen befragt. — Professeur des langues Françoise, Espagnolle, Portugaise, Polonoise, Italienne, Latine, et Allemande. „Professor bin ich eigentlich an keinem Orte geworden; ich nannte mich nur so, um das Zutrauen der Eltern zu gewinnen, welche mir ihre Kinder schicken wollten. Die genannten Sprachen habe ich auch freilich zum theil wieder vergessen.“ (Er kann das Französische nicht ohne die gröbsten orthographischen Fehler schreiben.) — Medecin, Oculiste et Dentiste. „Arzenei- und Wundarzeneikunst habe ich nirgend studirt; aber ich war mit dem berühmten kaiserl. Leibarzt Hrn. von Ratz, Ritter von zwei Orden, sehr genau bekannt. Er hat mir

seine Rezepte hinterlassen, und ich habe große Kuren damit gemacht." — Distillateur. „In Posen habe ich das Brantweinbrennen gelernt." — Architecte, Entrepreneur de batimens et de forteresses. „Ich kann nehmlich, vermöge meiner Imaginazion, Plane erfinden; allein die Sorge der Ausführung überlasse ich Andern." — Machiniste, possédant des arts rares et notables dans un genre nouveau, unique et inconnu jusqu' à present. „Ich besitze eine ganz unbekannte Maschine, welche sich nicht beschreiben, sondern bloß zeigen läßt: durch welche Gold und Silber so kann destillirt werden, daß dreimal so viel Masse herauskömmt. Alle diese Talente und Projekte biete ich bloß dem Preussischen Lande an, für welches ich seit dem J. 1770, wo ich in Berlin den König zu Pferde steigen sah, die größte Vorliebe empfinde. Auch schrieb ich damals deshalb an den König; allein ich erhielt weiter keine Antwort noch Aufträge, sondern bloß meine Pässe und Briefschaften zurück." — — „Zum Wappen führe ich den Crequier; imgleichen 2 Lilien und 2 Adler. Bisweilen gebrauche ich auch ein zweites Schild, mit drei Dammhirschen. Dies Wappen habe ich meiner Frau ertheilt, in Anspielung auf ihren Namen [nehmlich der Aussprache nach: die

letzte

letzte Silbe in Goudin statt *daims*]. Eigentlich kann sie sonst das Wappen des Hauses de Goudin d'Achard de Ballansai in Frankreich führen, von welchem sie entsprossen ist, obgleich sie bis itzt ihren Adel verborgen gehalten hat."

So war, nach seiner eigenen Darstellung, der Mann beschaffen, über dessen Eindringen in Namen und Familie sich wohl mit Recht der Mareschall Graf von Crequi beschwerte; und weshalb er, nachdem er schon 1774 und 1782 in Versailles selbst mit ihm Händel gehabt hatte, itzt, da er seinen Aufenthalt in Glogau erfuhr, am 15 Dez. 1782 hieher schrieb, damit bekannt würde, daß der sogenannte Ritter aus Lügen und Geldprellerei ein Handwerk mache. Denn, man hatte an mehrern Orten nicht bloß sein Schuldenmachen und Betteln, sondern auch manche Spitzbübereien von ihm, ausgespürt. — Am 20 Dez. 1782 schrieb er an diesen Grafen einen Brief, worin er erst um ein kleines Gehalt bittet, nachher aber hinzusetzt: „Elend „und Verzweiflung werden mich zu Allem treiben, „um mich an Ihrer Grausamkeit und Härte zu rä„chen. Ihr eignes Leben ist nicht sicher, wenn „Ihr Geiz Sie nöthigt, mich in Unglück zu las„sen." — — Viermal schrieb er aus Glogau an den König von Preussen. Den 11 Dez. 1782

bis-

bietet er ein Projekt an, „welches in der Wirk„samkeit mehrerer Maschinen besteht, deren Erfin„dung und Verfertigung ihm bloß die Vorsehung „verliehen habe. Da der Gebrauch dieser Maschi„nen jedem Menschen auf Erden so nöthig, als „das Leben selbst, werden wird, so können Ew. Maj. „jährlich wenigstens 2 Millionen Gulden dadurch „gewinnen, ohne daß es Ihnen einen Groschen ko„stet. Ich muß aber dies vortrefliche und fast unbe„greifliche Projekt Ew. M. Selbst vorlegen, und „erwarte, daß Dieselben mir deshalb folgende „Worte schreiben: Aussitôt la presente reçue, „Monf. le Marquis de Crequi se rendra in„cessamment à Potsdam. Frederique.“ — Am 17 Jan. 1783 klagt er, in einem poetischen Schreiben, daß er keine Antwort erhalten habe. Der König sei gewiß von seinen Feinden beredet. „Aber,

„Si votre sentence est juste contre moi,
„Je vous souhaite même prospérité que je pourrois de-
sirer pour moi.
„Mais si elle est aussi injuste et inique,
„Que je le pense et vous le dis sans politique,
„Ho, en ce cas, tremblez Grand Frederique!“

Am 26 Febr. wieder in Prosa; unter andern: „Hätte ich nur 10,000 Mann, die mir an Herz„haftigkeit gleich wären, oder in deren Ermange„lung andere 40,000 Mann, so sollte Frankreich „vor mir zittern, u. s. w.“ Man sieht also, daß er seine Tapferkeit zu 30,000 Mann anschlägt. — Natürlich nahm man weder von den Planen seiner Geheimen Künste, noch von seinen Drohungen, noch von seinen Großpralereien Notiz.

Bis hieher die größtentheils lustige Seite seiner Abenteuer. Für den Verfolg derselben, wo

ſie tragiſcher werden, und wo es darauf ankömmt, die Verfahrungsart des Preuſſiſchen Hofes, über welche er itzt ſo beleidigend ſchreit, im rechten Lichte darzuſtellen, nehme ich einen andern Ton an.

Den 22 Jänner 1783 ſchrieb er an den König von Frankreich den unten ſtehenden Brief *). Man vermuthete ſofort in Frankreich, daß der Herr Ritter der Verfaſſer dieſes Briefes ſei. Das Miniſterium trug der Geſandtſchaft in Berlin auf: den Fall beſchwerend anzuzeigen, um Unterſuchung, und fürs erſte um Feſtſetzung des Menſchen anzuſuchen. Als der Herr Präſident, Freiherr von Cocceji hierüber Aufträge erhielt, berichtete Derſelbe: daß allerdings der ſogenannte Ritter Crequi jenen Brief geſchrieben habe; daß das Konzept deſſelben, nebſt mehrern ſeiner Papiere, ſchon in den Händen des Gerichtes ſei; er ſich auch, bei Vorzeigung des in Abſchrift aus Frankreich geſandten Briefes, ſogleich zu demſelben bekannt habe; daß endlich, was die Feſthaltung betreffe, er bereits vier Monate hindurch, wegen des nicht wiedergeſchaften Kindes, Anfangs Stadtarreſt gehabt, itzt aber in dem Gefängniß oder der ſogenannten Stadtkuſtodie ſitze. Wegen des Briefes habe er noch folgendes im Verhör ausgeſagt: 1) Das

C

*) Sire! Ie ſuis extrêmement ſurpris de n'avoir point reçu de reponſe d'une lettre ou memoire que j'adreſſai au Duc de Noailles au mois de Decembre dernier pour vous être remiſe en mains propres. Si donc votre ſilence à mon égard eſt une faute du Duc de Noailles, *ma vengeance* ſaura l'en punir d'une maniere à laquelle il ne peut jamais ſ'attendre. Mais ſi votre ſilence eſt un effet de votre oubli perſonnel ou de votre indifference et mépris pour moi, *je ne reponds pas de votre vie*, ſi *jamais* je retourne en France.

Tou-

C in der Unterschrift könne Crequi oder Craon gelesen werden, weil die ihm zukommende fürstliche Würde beiden Häusern anklebe. Seiner Feinde wegen, habe er den Namen nicht ganz ausgeschrieben, und eben deshalb auch in der Nachschrift oder dem Notabene sich nur Baron G. genannt. 2) Dieser drohende Brief sei gar nicht so übel gemeint gewesen, sondern habe bloß die List zur Absicht, um dadurch nach Frankreich zu kommen; der König würde (so habe er gedacht), dadurch aufgebracht und mißtrauisch geworden, den Ritter nach Frankreich hohlen lassen, wo er dann dem Könige selbst seine Sache vortragen könne.

Uebrigens kann man diesen Abenteurer, und den Gesichtspunkt, woraus man ihn zu betrachten hat, nicht treffender und richtiger darstellen, als bei dieser Gelegenheit von dem öfter erwähnten Herrn von Coccei geschehen ist. „Es ergiebt sich, daß „dieser Mensch ein sehr verdächtiger Avanturier, „Landstreicher, und Lügner ist, der sich auch ge„gen die respektabelsten Personen alle Insolenzien „erlaubt. Und, obwohl es freilich, wegen seiner „Aeußerungen gegen gekrönte Häupter, das Ans„sehn gewinnt, daß er verrückt sein müsse: welches

Toutefois j'attendrai encore votre reponse bonne ou mauvaise jusqu'à la fin de. Fevrier prochain, et suis avec tout le respect et confiance possible

Votre fidele sujet et cousin
le Prince Charles de C...

Glogau en Silésie,
le 22 Janv. 1783.

Nota bene

Votre Majesté me trouvera à ses ordres à toute heure sous le nom de Baron de Gensays chez Mlle Goudin, maîtresse de pension pour la jeunesse à Glogau en Silesie.

Mais

„die in den Akten vorkommenden Erzählungen
„von mannichfaltigen abenteuerlichen Geschichten
„seines Lebens, und die handgreiflichen Unwahr-
„heiten, auch zu bestätigen scheinen: so widerlegt
„sich doch solches wiederum an der andern Seite
„aus dem Zusammenhang und der Uebereinstim-
„mung seiner Erzählungen und Ideen, aus den
„schleunigen Wendungen, wodurch er sich zu helfen
„weiß, und aus seinem sonstigen Betragen: man
„wollte denn annehmen, daß er, wie mehrere
„Verrückte, es nur in Absicht auf einen einzigen
„Gegenstand und dasjenige was mit demselben
„in Verbindung steht, sonst aber nicht weiter, ist.
„Soviel ist indeß gewiß, daß er, es sei nun als ver-
„rückt, oder als ein vorsätzlicher Falsarius und
„Betrüger, welcher einem Theil des leichtgläubigen
„oder gewinnsüchtigen Publikums, durch die schwin-
„delhaften Verbreitungen von seiner vornehmen
„Herkunft und den gerechten Ansprüchen auf die
„Crequi'schen Familiengüter in Frankreich, ver-
„schiedentlich Geld ablockt, und dem gemeinen Be-
„sten gefährlich ist, sich zur Verwahrung in öf-
„fentlichen Anstalten qualifizirt." — Freilich
sonderbar genug, daß er Menschen fand, welche
seinen ausschweifenden Behauptungen völlig Glau-
ben beimaßen! Z. B. die Französinn, welche ihn
hei-

Mais netrouvez pas mauvais queje vous avertisse, Sire, que je conserve copie de cette lettre, et que si vous ne me tirez pas de la Silésie, ni ne daignez pas me repondre, non seulement je donnerai au public copie de ma lettre. *mais encore ferai-je des choses*, dont vous pourriez . . . je ne m'explique pas davantage; mais dont tout la terre parlera et s'étonnera.

heirathete; der Abbe' Magniez und der Lavergne in Paris; und, wenn man seinen Nachrichten in seiner letzten Druckschrift trauen kann, auch noch itzt ein angesehener Mann in Stettin, von welchem ungeheuer lange Briefe an den Ritter eingerückt sind.

Das Kabinetsministerium trug dem Könige das ministerielle Ansuchen des Französischen Gesandten vor; und Derselbe befahl hierauf, d. 3 März 1783, den Verfasser des Briefes „in genauer Beobachtung, doch unter leidlichem Arrest" zu halten. So kam er d. 11 des Mon. auf die Festung in Glogau. — Hier, in der sogenannten Hornburg, zeigte er gleichfalls sein unruhiges und boshaftes Gemüth. Nicht zufrieden, stets Briefe und Bittschriften zu versenden, machte er allerlei falsche Anzeigen von Komplotten der andern Arrestanten, ja der Besatzung selbst; wenn ihm nun hierüber scharfe Verweise gegeben, und Strafen angedrohet wurden, so stellte er sich voll wüthiger Verzweifelung, wobei er, aber nur zum Schein, sich auch mit einem Messer die Adern an den Armen leicht ritzte.

Am 14 März meldete das Auswärtige Departement dem Französischen Gesandten den bisherigen Gang der Sache; und erbot Sich, wenn der Hof die Auslieferung des Menschen verlange, selbige bei Sr. Maj. zu bewirken. — Hierauf schrieb der Graf von Vergennes d. 16 April an den Grafen d' Esterno: Es würde gar zu viel Umstände, Aufsehn, und Kosten verursachen, den Abenteurer mit einer Eskorte von Schlesien aus, durch ganz Deutschland, nach Frankreich zu schaffen; es würde ein solcher Zug viele falsche Auslegungen und Gedanken bei dem Publikum veranlassen; es würde endlich der Familie Crequi dadurch ein unverdienter

bitterer Verdruß bereitet. Graf d' Esterno setzte, bei Ueberreichung dieses Briefes, mündlich noch folgenden Umstand, welchen man nicht hatte schreiben wollen, hinzu: Es träte auch eine Betrachtung der Menschlichkeit hierbei ein, indem, sobald durch den Transport die Sache in Frankreich ruchtbar würde, das Parlement sie vor sich ziehen, und dem Menschen gewiß einen schmählichen Tod zuerkennen würde. Die Bitte ging also dahin: „denselben, ge„gen Erstattung der Kosten und Bezahlung des Un„terhalts, in einer Preussischen Festung, bis „auf anderweitiges Begehren des Königs von „Frankreich, aufzubewahren."

Der König genehmigte dies, auf die gewohnte Gefälligkeit der Höfe gegen einander gegründete, Ansuchen. Dem sogenannten Ritter ward, als einem Staatsgefangenen, ein besonderes Zimmer bestimmt. Der Französische Hof bezahlte für ihn 130 Rthlr. Schulden in Glogau; setzte für seine Kleidung, Essen, Aufwartung, Waschgeld, Holz und Licht, u. s. w. jährlich 600 Liver fest; und übernahm die kostenfreie Zurückschaffung des Soldatenkindes. Dieses letztere kam inzwischen, im August, glücklich zu Fuße, mit dem Abbe' Magniez, aus Paris in Glogau an. — Gegen Ende des Jahres ward demnach unser Held, jener Abrede zufolge, nach dem Fort Preussen bei Stettin gebracht, und erhielt nun den Namen Besüchet. Ihm selbst wurden die 600 Liver, welche der Französische Gesandte jährlich im Oktober entrichtete, ausgezahlt; und er quitirte jedesmal darüber, mit den Worten: Nous Jacques Charles de Crequi etc. Certifions etc.

Im

Im Sommer 1784 kam seine Frau nach Berlin; und bat, um von dem Französischen Gelde auch einigen Vortheil zu ziehen, daß sie sich zu ihrem Manne auf die Festung begeben, und ihm seine Wirthschaft führen dürfe. Das Auswärtige Departement bewilligte es, und da auch der Französische Gesandte nichts dagegen hatte, zog sie hin. — Im März 1785 ging sie wieder von da fort nach Schlesien; aber ganz unvermuthet kam nun im Septemb. von ihr aus Paris ein Brief an ihren Mann, welchen man ihm auch zustellen ließ. — Er schrieb darauf öfter, um seine Loslassung zu erbitten, an die Regierung von Stettin, an des Kabinetsministers Herrn Grafen von Herzberg Excell.; seine Frau auch an den König von Preussen, u. s. w.

Merkwürdiger sind seine Briefe nach Frankreich. Erstlich: im August 1787 an den König, ein entsetzlich langes Schreiben. Hier spann er einen andern, noch vornehmer angelegten Roman aus; über welchen er sich auch nachher, theils in einem Verhöre zu Stettin, theils in seinen Schriften zu Paris, weitläuftiger erklärte. „Er sei ein Sohn Königs Ludwig XV und der Prinzessinn Montmorency-Luxembourg, welche Eine Person mit der Gräfinn Freiberg Schlitzenberg (s. oben) sei, und noch in einer Abtei lebe. Der König sei feierlich, obgleich heimlich, mit ihr vermählt gewesen; und zwar vor seiner Verheirathung mit der Polnischen Prinzessinn. Er habe in verschiednen Urkunden von mehrern Jahren hinter einander, von 1722 bis 1737, jene heimliche Vermählung bestätigt; die Prinzessinn selbst zwar hernach an den Herrn von Crequi verheirathet, doch demselben

die Bedingung der Enthaltsamkeit und der Anerkennung aller Kinder aufgelegt; auch habe Er (der König) unsern Ritter für seinen wahren ehelichen und gesetzmäßigen Sohn erklärt. [Wie kamen denn aber seine Hinterbacken zu dem Crequi'schen Wappen?] Ludwig XV setzte ihm eine Apanage und ein Jahrgeld von 300,000 Liv. aus; Ludwig XVI erkannte ihn auch an, befahl ihm aber den Namen und das Wappen Crequi zu führen. Er habe dies versprochen, und auch bisher gehalten; itzt aber, da ihn Alles verlasse, achte er sich nicht mehr an sein Wort gebunden, und könne die Familiennamen seines wahren Vaters und seiner Mutter annehmen." Er unterschreibt sich: Louis Jacques Charles de Bourbon-Crequy, de Luxembourg et de Montmorency, dit ici Bestuchef. Er bittet den König, Sich nach seiner Gemahlinn: la Princesse de Bourbon-Crequy, née Comtesse de Goudin, in Paris zu erkundigen, u. s. w. — Dazu kömmt nachstehende abenteuerliche Erdichtung. „Der König habe ihn 1782 in Versailles gesprochen, seine Unschuld und die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche eingesehn, und ihm einen zweimonatlichen Urlaub zu einer Rückreise nach Schlesien ertheilt, um seine Gemahlinn zu holen. Ein paar Tage vor seiner Abreise aus Paris, bestellte ihn Graf Vergennes zu einer geheimen Unterredung im Caffé turc sur les Boulevards um Mitternacht zwischen 12 und 1 Uhr. Hier ward er zu einem Italiänischen Wundarzt gelockt, welcher ihn entmannen sollte, weil seinen Feinden außerordentlich daran gelegen war, daß er keine Nachkommenschaft hinterlasse. Allein der Wundarzt erklärte, der Ritter würde unter der Operazion

ſterben, und er habe andere Mittel zu demſelben Endzweck: er zapfte ihm Blut ab, und ließ ihn es, vermiſcht mit Jungfernblut und andern ekelhaften Miſchungen, ſaufen; legte ihm drei goldene Ringe mit einer ſympathetiſchen Kette an heimlichen Orten an, u. ſ. w. Nun ward er wieder zu den Boulevards gebracht, und nahe am Türkiſchen Kaffeehauſe an einen Baum gebunden, wo ihn die Wache des Morgens losmachte. Er hielt ſich itzt in Frankreich ſeines Lebens nicht ſicher, und kehrte nach Preuſſen zurück. Jene drei Ringe trage er übrigens noch." (Ein Chirurgiſches Viſum Repertum in Paris, vom 9 Nov. 1791, ſagt: daß, nachdem er ſich ſelbſt von 2 Ringen befreiet, er noch einen getragen habe, welchen die Aerzte ihm hierauf auch losgemacht haben.) — Wenn man geneigt iſt, dieſe neue und tollere Erdichtung für eine Frucht ſeiner durch das Gefängniß bewirkten Verrückung zu halten; ſo findet man hernach, daß, wo es auf ſeinen Vortheil ankömmt, er ſeiner Sinnen völlig mächtig iſt.

Sein zweiter Brief nach Frankreich war im J. 1790 an die Nazionalverſammlung. Unter dem 28 Jul. kam an ihn eine Antwort vom Comité des lettres de cachet (unterzeichnet: Freteau): daß von dem Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten über ſein Gefangenſitzen Auskunft gefordert ſei.

Am 22 Febr. 1791 trug der Franzöſiſche Geſandte, Herr de Mouſtier, die Bitte bei dem Könige von Preuſſen vor: daß dem Menſchen die Freiheit wieder gegeben werden möge; Er wolle bezahlen, was derſelbe ſchuldig ſein könne, und habe ihm zugleich noch 600 Liv. einzuhändigen,

um sich zu seiner Reise in Ruhe zu setzen. — Am 18ten Mäy traf er alle seine Freunde.

Man hatte ehedem den blossen Einfall, den Ochsen Schuhe, worauf ihm Menschenkraft wirkte, auf die ungeheure Summe von 3000 Rthlr. zu setzen, aber 12000 Thlr. anzugehen. Seine Gläubiger, theils in Berlin theils auf der Messe, hatten ihre Forderungen an ihn, ihre Namen, ihre Adresse, bey sich, und sie mussten sogleich, und es konnte auch ihre Gegenwart nur Unruhe, Lärmen und unerbrochen gegen ihn begehen. Er hatte alle bey Herrn Provisor und Cassirer, Kommissionsrath Freytag, und Er sah mit ihm zusammen wegen und der Einnahme Anweisungen zur Bezahlung beyder Gläubiger zu besorgen. — Nachdem in Berlin; der Gedanke entstanden; und im Publikum der Antrag gethan war, eine Subscription zu Errichtung in Frankfurt zur nicht ärmen. Also habe der Herr Gläubiger mehrere Sorgen, Mühe, Arbeit. — Der Herr setzte sich nachher: Er werde sich meiner Freunde, der Gesellschaft Mäd. Hagedorn, meiner Freunde, sich nicht nur dies Geld, sondern auch mehr zur Reise, von der Einnahme Anweisungen sammlung nehmen.

Ob der Schneider mit den grossen Bauen gekommen ist, weiß ich nicht. Genug, der Einwurf und den Deutschen Gemüthern [illegible] — ich

[illegible] Er erhielt [illegible] nachher entschlossen in seinem Hause, [illegible] in [illegible] Juli [illegible] [illegible] im August [illegible] [illegible] [illegible]

ich habe seine gedruckte Bittschrift itzt vor mir, mit welcher er im Nov. 1791 vor der Nazionalversammlung zum erstenmal auftrat **). An den noch weiter ausgesponnenen Mährchen seiner Abenteuer liegt uns nichts mehr; nur muß ich kurz anführen, was er von Preussen sagt.

Er klagt 1) sehr heftig über die Verbindung der Minister mit seinen Feinden, und über den Ministerialdespotismus der Ersteren. Er führt sie, S. 11, 12, namentlich so auf: „les Sieurs de Ver„gennes, de Breteuil, d'Entraiques, de Montmo„rin de Moustier, d'Herzberg, et d'Eskelbeck.“ — Was den Herrn Grafen von Herzberg betrift, so lehrt schon die gesunde Vernunft, daß Derselbe kein parteiisches Interesse gegen den abenteuerlichen Ritter haben konnte; und obige Erzählung zeigt, daß das Königliche Kabinetsministerium bloß das billi-

tracht seiner itzigen hohen Ehren und fürstlichen Würden, vor dem Gericht zu Wohlau erklärt habe, daß sie von der ehelichen Verbindung mit ihm abstehe.

**) Pétition et piéces présentées à l'Assemblée Nationale par l'infortuné Charles de Bourbon-Montmorency, connu sous le nom d'Alexandre de Crequy, détenu 46 ans en différentes prisons et forteresses, par lesquelles il dévoile à la Nation le comble des horreurs, de la tyrannie et du despotisme sous les règnes de Louis XV et de Louis XVI. Seconde édition, revue et corrigée par l'Auteur, augmentée de sa seconde pétition à l'Ass. Nat., de son adresse aux Sections de Paris, et Note Justificative. Se trouve à Paris, chez Lebour, libraire au Palais-royal, sous les galeries du bois Nr. 188; et Pougin, imprimeur-libraire, rue Mazarine, Nr. 51. (56 Seiten in Groſsoktav.)

billige Gesuch des Französischen Hofes bei Sr. Maj. vortrug und unterstützte.

2) klagt er S. 4, 15, 16 schändlich über die Behandlung auf der Festung bei Stettin. S. 4: „Er sei lebendig in ein Grab versenkt worden, mit „Ketten über 60 Pfund schwer, bei Wasser und „Brot, alles Lichtes beraubt, auf dem harten Bo„den liegend. S. 16: Er sei in ein scheußliches „unterirdisches Loch gesperrt worden, wo er in „seinem Unrath habe liegen müssen, nur mit ein „wenig Stroh statt Bette und Kleidung, ohne „Feuer und Licht, bloß mit sehr schwarzem Brot, „und mit Saubohnen, Erbsen und Schneideboh„nen, in Wasser gekocht, zur Nahrung: wofür „seine Feinde 600 Liv. jährlich gezahlt hätten. „Außerdem hätten sie auch eine Wache, aus 1 Of„fizier und 9 Soldaten bestehend, besoldet, damit „er nicht entwischen, mit Niemand in Briefwech„sel stehen, und von Niemand Hülfe bekommen kön„ne." — Ohne Rücksicht auf die auffallenden Widersprüche in dieser Erzählung, und ohne Berufung darauf, daß in den Preussischen Gefängnissen solche Barbareien nicht Statt finden; zeigt auch schon der obige aus den Akten gezogene Bericht die Unmöglichkeit der Wahrheit dieser Verläumdung. Er empfing selbst das Geld, und quitirte darüber; er konnte nach Gefallen damit wirthschaften, ein Jahr lang that es seine Frau bei ihm, und hätte es noch länger thun können; er schrieb ja mit Bequemlichkeit eine Menge Briefe, sowohl im Sommer als Winter, an mehrere Personen; er behauptet ja, sehr viel Geld dort aufgenommen

zu haben, wahrscheinlich doch um sich zu kleiden, u. s. w. Nie endlich finden sich in den Akten solche Klagen von ihm, weder bei Gelegenheit seiner Quitungen, noch in seinen Briefen, noch in den Verhören. — In einem mir zum Gebrauch mitgetheilten Aufsatze, erklären übrigens der Herr General als Kommandant der Festung, und der Herr Platzmajor, imgleichen einige der Herren Offiziere, welche damals die Wache daselbst gehabt haben: „daß dieser angebliche Crequi nie Ketten „getragen; daß er in einem sehr guten Zimmer „im untern Stock, aber über dem Boden, gewohnt, „und in einem recht guten Bette geschlafen habe; „daß ihm alle Erleichterung verschaft, und soviel „Freiheiten, als er nur nicht mißbrauchte, verstattet „worden; daß die 600 Liv. ihm ohne den allermindesten Abzug gezahlet, und von ihm nach eigenem Gutdünken für Kleidung, Essen u. s. w. „verwandt sind; daß die neun Soldaten nicht, „wie er lächerlich vorgiebt, auf seine Person, sondern zur Wache in dem Fort gehalten worden; „so daß sich seine strafbare Unverschämtheit in dieser groben Erdichtung deutlich zu Tage legt *). "

Nach

*) Nous soussignés Général Commandant et le Major de la place de la ville et de la forteresse de Stettin, déclarons contre les dépositions aussi publiques que fausses du Sieur dit de Crequi:

que sa détention au fort de Prusse a été aussi douce qu'aucun prisonnier puisse raisonnablement désirer; que bien loin de l'avoir jamais fait accabler d'aucunes chaines, et encore moins *du poids de plus de 60 Livres*, nous nous sommes

Nach diesem vollgültigsten Zeugniß der hier unten genannten edlen Männer bedarf es keines Wortes weiter.

Endlich ward auch die Nazionalversammlung seiner Zudringlichkeiten müde. Als er, am 2ten Febr. 1792, mit 60 Personen angezogen kam, und vom Aufhängen einiger Mitglieder sprach, erklärte man ihn für einen unklugen Menschen, welchen man der Polizei übergeben müsse. (Man s. den Mo-

mes constamment occupés du soin de modérer la rigueur de sa position, entr'autres en lui accordant certaines libertés, que l'abus seul, qu'il en faisoit, nous a forcé de lui retirer dans la suite; — que *les 9 Soldats*, dont il fait si grand bruit, et desquels un seul faisoit sentinelle de nuit devant sa fenêtre, étoient prépposés à la garde du Fort, et nullement de sa personne; qu'il a occupé au dit Fort une très bonne chambre au rès de chaussée et rien moins qu'un souterrain, et qu'il a couchée dans un très bon lit; — qu'il a pu enfin se nourrir et se faire servir comme bon lui a semblé moyennant la pension de 600 Livres, qui a été toujours régulièrement payée, et dont jamais la moindre partie n'a été affectée à d'autre usage qu' à son entretien. Declarons en outre, que tout ce que le Sieur dit de Crequi debite avec une coupable assurance dans sa pétition à l' Assemblée Nationale sur la prétendue horreur de sa captivité à Stettin, est absolument démenti par le fait, et peut l'être à toute heure, si besoin en est, par une foule de témoins assermentés qui l'ont visité dans sa prison: du nombre desquels nous ne faisons valoir ici

que

Moniteur oder Gazette nationale, Nr. 33 vom gedachten Tage, S. 136.)

8.

Berichtigung.

Die im März S. 319 angezeigte „Kurmärkische Oekonomische Gesellschaft zu Potsdam" — von deren edlem Unternehmungsgeist und wahrhaft patriotischem Eifer viel Gutes und Gemeinnütziges zu erwarten steht — umfasset nicht bloß, wie es dort heißt, die ländlichen, sondern (nach dem ganzen Umfange des Wortes Oekonomie) auch die städtischen Gewerbe.

que la signature de quelques Officiers, qui ont eté de garde au fort de Prusse, pendant sa détention.

Fait à Stettin le 20 Fevrier 1792.

Major Général *de Damm*, Commandant.

d'Eyss, Major de la Place,

de Rebenstock	d'Esbeck
de Keffenbrinck	de Vernezobre
de Starzinski	de Lorch
de Billerbeck	de Flemming
de Knuth	de Schulenburg.

Verzeichniß

der in dem Bezirke der Stadtrichter, und in Ofen

Geborenen und Gestorbenen.

Monat	Geborne			Gestorbene		
	männl.	weibl.	zusammen	männl.	weibl.	zusammen
Januar	1	1	2	1	1	2
Februar	1	1	2	1	1	2
März	1	1	2	1	1	2
April	1	1	2	1	1	2
May	1	1	2	1	1	2
Junius	1	1	2	1	1	2
Julius	1	1	2	1	1	2
August	1	1	2	1	1	2
September	1	1	2	1	1	2
October	1	1	2	1	1	2
November	1	1	2	1	1	2
December	1	1	2	1	1	2
Summa	12	12	24	12	12	24

Ofen, gedruckt bey Johann Michael Weis.

Berlinische Monatsschrift

1792. Junius.

I.

Der Gebrauch der Freiheit.

An meinen Freund Herrn von Nicolay von St. Petersburg.

Aus eines Junkers Burg entflohen einst vier Sklaven:
Ein Hund, ein Murmelthier, ein Kater, und ein Staar.
„Triumph! nun sind wir frei! rief die entzückte Schaar.
„Allein, was thun wir itzt? . . . . Ich will ein Jährchen schlafen,"
Versetzt das Murmelthier. „Und ich," sprach Meister Staar,
„Ich will ums liebe Brot auf unsern Junker fluchen."
„Das brauch ich nicht," rief Mauz: „ich werde stracks „Korsar."
„Und ich," beschloß der Hund, „will einen Herrn mir suchen."

O du mein alter Freund*)! der selbst am Newastrand
Die heilge Kunst versteht, als freier Mann zu leben;
Wie selten ist sie noch in unserm Vaterland *)!
Im freien Gallien! Das macht des Sklaven Hand

Kants

*) Beide Freunde sind aus dem Elsaß gebürtig.

Kann mit der Freiheit sich nicht auch die Weisheit geben.
Er bleibet was er war, — indeß der weise Mann
Auch in Sibirien kein Sklave werden kann.

Kolmar. Pfeffel.

2.

Ueber die Einwendungen des Herrn K*** im Februar dieses Jahrs.

Die Frage: Wenn und wann mag eine Nazion ihre Konstituzion verändern? bleibt immer sehr wichtig; und die Leser dieser Monatsschrift werden es mir nicht verdenken, daß ich noch einmal darauf zurückkomme, nachdem Herr K*** ihnen einige Zweifel*) gegen meine erste Beantwortung**) derselben vorgelegt hat, welche eine Erläuterung erfordern.

Der Hauptinhalt meiner Beantwortung jener Frage ging dahin: daß eine Nazion unter gewissen Umständen allerdings dazu befugt sei; und auch eben so, wie jede andre handelnde Gesellschaft, über die ihr gemeinschaftlich zustehenden Güter disponiren könne. Nur sei es noch nicht ausgemacht: wer

*) Februar S. 142.

**) November 1791, S. 396.

Wer eigentlich die Nazion vorstelle? und was es für Güter seien, welche ihr gemeinschaftlich zustehen? — Beide Fragen schienen mir bei der in Frankreich vorgenommenen Veränderung der Konstituzion nicht genugsam erwogen zu sein *).

Meiner Meinung nach) ließen sich die Menschen in jedem Lande in zwei Hauptklassen theilen, wovon die Eine das Land zuerst in Besitz genommen, und die Andre das ihrige von jener in Zeit- oder Erbpacht erhalten hätte. Beide zusammen könnten zwar unter dem Namen Nazion begriffen werden; aber es müsse doch einem Jeden einleuchten, daß jede dieser Klassen ihr eignes Verhältniß habe, und einen besondern Sozialkontrakt voraussetze, deren ersteren die Landeigenthümer unter sich, den andern aber die Pächter mit jenen, geschlossen hätten. Die letzte Klasse könne und müsse sich mit ihrem Kontrakte begnügen, welchen sie von der ersten erhalten habe; und die erste habe, kraft des von ihr zuerst ergriffenen Besitzes, und des dadurch erlangten Eigenthums des Landes, ein

*) Außerdem ist dieser Punkt von den Kanonisten und Publizisten, unter den Rubriken: de his quae fiunt a majore parte Capituli, und de causis a majoritate votorum exceptis, subtil genug behandelt; und dürfte auch noch wohl weiter behandelt werden, wenn einst ein Reichskrieg gegen Frankreich per majora beschlossen werden sollte.

Recht alle spätern Ankömmlinge davon auszuschliessen, oder diesen die Bedingungen vorzuschreiben, worunter sie solches von ihr zu nehmen hätten. Dieses Recht fließe aus dem Begriffe des Eigenthums, und stehe sowohl jedem einzelnen Mitgliede in Ansehung des Seinigen, als der ganzen ersten Klasse in Gemeinschaft zu; und diesemnach sei es offenbare Gewalt, wenn die zweite Klasse zusammentreten, sich und die Mitglieder der ersten für Menschen erklären, und sich mit ihnen einer gleichen Disposizion über das Landeigenthum anmaßen wollte: gesetzt auch, daß einige der Ersten, aus Furcht oder andern Absichten, sich diese Erklärung hätten mitgefallen lassen. — Diese Prämisse schien mir evident.

Nun fragt Herr K * *: „Wer sind doch wohl „die ersten Besitznehmer eines Landes? Sind es „die ersten Jäger oder Hirten, die sich in einem „Lande niederließen? Oder gehören auch die ersten „eigentlichen Anbauer des Landes mit dazu?" — Allein, meine ganze Behauptung heißt ja im Grunde weiter nichts, als: der Eigenthümer ist überall früher gewesen als der Pächter; der Gutsherr eher als dessen Bauer. Welchen Standes Dieser oder Jener gewesen, wie er geheißen, und wann er entstanden: sind Fragen, die nichts zur Sache thun.

Herr

Herr K** fragt weiter: „Können die Ein„wohner der Städte nicht mit dazu gerechnet wer„den?“ . . . Ich antworte: Nein, gerade aus der Ursache, weil sie keine ächte Landeigenthümer sind, und ihrer Verfassung nach, als Bürger, höchstens einen Kohlgarten besitzen, der bei dem Heerbannskataster in die Brüche fällt. Man sieht es jeder Stadt, und in Westfahlen jedem Dorfe beim ersten Anblick an, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, wo das Land, worin sie liegen, bereits getheilet war, und sie sich nicht mehr nach Nothdurft ausdehnen konnten. Jäger, Hirten und Landbauer hafteten ehedem dergleichen Nester, wie die Franzosen die Bastille *), oder wie die Fürsten die Verbindung mehrerer Städte unter einander. Einzelnen Anbauern sind die auf einem Flecke versammelten und verbundenen Menschen eben so gefährlich, wie mehrere verbundene Städte den Fürsten.

Ein anderes ist, wo die Bürger zugleich Landeigenthum haben. Dieses war der Fall mit den

*) Als die Bürger der Stadt Köln sich mit den Tenkterern vereinigen wollten, war von Seiten dieser die erste Forderung: muros coloniae, *mumimenta servitii*, detrahatis! *Tacit.* hist. lib. 4. c. 64; und das bekannte: ne pati quidem inter se junctas sedes zeigt, daß sie auch keine Dörfer dulden wollten. Die Ursachen hievon habe ich in den Patriotischen Phantasieen Th. II, S. 1 ausgeführt.

Quiriten in Rom; und ist es noch jetzt mit den Einwohnern von Charlestown, wo jeder seine Plantage besitzt, auf welcher er 50 bis 100 Sklaven hält, aber auch seine Schuhe auswärts machen lassen muß, weil sich kein Schuster und andrer Handwerker unter so vornehmen Bürgern in Ehren *) niederlassen kann. Dergleichen Städte sind aber selten; und, wo sie sind, gehören ihre Bürger, wie an manchen Orten die Patrizier, zu den Landeigenthümern. Der Regel nach, sind Städte auf Handlung und Handwerk gegründet; und folglich nicht früher entstanden, als bis die Landeigenthümer ihrer bedurften. Ich glaube also mit dem vollkommensten Rechte behaupten zu können, daß, so wie es auch die Geschichte zeigt, die Bürger ihr weniges Land nicht aus der ersten Hand haben, und sich die Bedingungen haben gefallen lassen müssen, welche ihnen von den frühern Landeigenthümern sind vorgeschrieben worden.

„Aber (sagt Herr K **); wann und wo„durch wird die Zahl der ersten Besitznehmer geschlos-

*) Die Nichtigkeit der bürgerlichen Ehre, welche in der Rathsfähigkeit besteht, zeigt sich nicht deutlicher, als in Charlestown; wo Jeder nur Sklavenrang hat, wer nicht Plantagenherr ist. Das feine Mittel, den Stand der Handwerker durch Gilden zu heben, ist dort noch ungebraucht.

„ schlossen? Welches ist der Zeitpunkt, wovon man „ sagen kann: nun ist Alles in Besitz genommen, „ von nun an darf sich Niemand mehr anbauen; „ Niemand im Lande mehr niederlassen, als mit „ Erlaubniß derer, die bereits da wohnen? Die„ ser Zeitpunkt könnte doch nur durch eine aus„ drückliche Erklärung der vermeinten ersten Be„ sitznehmer bestimmt werden; von welchem Lande „ sind aber solche Erklärungen vorhanden? Wenn „ man nun diese nicht aufweisen kann, ist denn „ nicht Alles, was man von einem unter den er„ sten Besitznehmern verabredeten Vertrage zur „ Ausschließung der Späterkommenden annehmen „ will, bloße Fiktion?“

Wenn Herr K * * meine beiden Aufsätze: über die natürliche Entstehung des Deichbandes *), und: über die eben so alte als natürliche Eintheilung der Menschen in Hundredarios et Plegiatos **), einiger Aufmersamkeit werthgeschätzet hätte; so würde er die Auflösung dieser seiner Zweifel gewiß selbst gefunden haben. Der Deichband, so wie der Band der Landeigenthümer, entsteht durch die Einheit ihres gemeinschaftlichen Interesse, in demselben Augenblicke, worin das Meer

*) Junius 1791, S. 491.

**) Februar 1791, S. 115.

oder ein andrer Feind ihr Eigenthum angreift, und kein Einziger seinen Acker unbedeicht lassen darf, wenn das Wasser nicht einbrechen soll. Dieses ist wahrlich keine Fiktion, sondern eine nothwendige Voraussetzung; und es würde nur dann einer ausdrücklichen Erklärung bedurft haben, wenn die ersten Besitznehmer, oder die Landeigenthümer, die später Gekommenen hätten nicht ausschließen, sondern in den Deichband mit einschließen wollen. Die Mitglieder des Deichbandes haben Land und Leben zu verlieren, wenn der Deich durchbricht; nicht so die später gekommenen Handwerker, Häusler, oder Pächter.

Uebrigens, dünkt mich, verstehet es sich von selbst, daß der Zeitpunkt, wann die Gesellschaft der Landeigenthümer sich schließt, mit dem Augenblicke da ist, wo alles Land getheilet ist; und daß, wo noch Land übrig ist, diese Gesellschaft immer wachsen könne. — Es ist daher auch ein sehr unerheblicher Einwurf, daß die Nordamerikaner ungroßmüthig und thöricht handeln würden, wenn sie den sich dort ansiedelnden neuen Kolonisten mit sonderbaren Bedingungen beschwerlich fallen wollten. Denn, da Jene das Obereigenthum von vielen Wüsteneien besitzen, welche noch unvertheilet sind: so können und müssen, nach einer gesunden Politik, den

spä-

äter Ankommenden ganz andre Bedingungen zu-
ſtanden werden, als da, wo alles Land bereits
inem Privateigenthümer hat; und von einem
lchen Lande habe ich allein geredet.

Hier ſcheint es mir auch ſo wenig ungroß-
ıüthig als grauſam zu ſein, wenn die Intereſſen-
:n einer Steppe oder Heide, ſie ſeien nun Jä-
,er, Hirten, oder Landeigenthümer, zu den
ınkommenden Fremdlingen, die von ihnen eini-
ges Land zum Anbau verlangten, ſagten: „Wir
, wollen euch ſo und ſo viel Ackerland geben, aber
, Ihr ſollet dagegen alle Wege in der Steppe beſ-
, ſern, damit wir ſo viel bequemer jagen können;
„ dabei ſollt Ihr euch aller Jagd enthalten.“ —
Erhält nicht der Menſch, der ſich dieſe Bedingung
gefallen läßt, ſeine Vergütung dafür im voraus?
und ſeit wann iſt der Kontrakt, worin der Päch-
ter alle Beſchwerden und Unglücksfälle mit über-
nimmt, für unbillig oder ungültig erkläret wor-
den? Iſt es nicht im Grunde doch der Eigenthü-
mer, der die Beſchwerden und Unglücksfälle trägt,
da er von ſeinem Pächter ſo viel weniger Pacht
erhält, als jene möglichen Beſchwerden und Un-
glücksfälle betragen können? Und ſteht dem Päch-
ter, wenn ein ganz außerordentliches Unglück ein-
tritt, eine andre Ausrede zu, als: dieſes ſteht nicht

in meinem Kontrakte? — Mit Recht verlangten die steuerbaren Unterthanen in Frankreich, als die Wege in der Steppe durch Erdbeben und Fluthen von Grund aus verdorben waren, daß die Befreieten ihnen zu Hülfe kommen sollten, weil ihr Kontrakt nicht auf solche ungewöhnliche Fälle ginge. Konnten sie aber die nehmliche Hülfe fordern, so lange die Wege in erträglichem Stande waren?

Die Erscheinung solcher Kolonen in der Volksversammlung, und die Verwaltung öffentlicher Aemter fällt von selbst weg, weil sie dergleichen Lasten zu übernehmen, so wenig schuldig als vermögend sind; oder sie müßten ihnen auch durch den Kontrakt aufgebürdet sein. — Die Rede ist hier nicht von besoldeten Dienern des Staats, oder von Abgeordneten, welche Diäten erhalten. Bei diesen kann die Geschicklichkeit den Mangel des Landeigenthums ersetzen; aber, wo der Landeigenthümer jede Art der Vertheidigung und Verwaltung unbesoldet verrichten muß, da kann Einer seiner bloßen Geschicklichkeit halber nicht gezwungen werden, mitzuwirken. Und gewiß waren in der ältesten Verfassung die Ehrenstellen Reihelasten; man hatte sich lange mit eigner Faust vertheidigt, ehe man Söldner gebrauchte, und den Ersten um so viel mehr Ehre gegeben, je weniger man sie mit Gelde belohnte.

Die

Die übrigen Einwürfe übergehe ich, weil ich offenbar sehe, daß Herr K*** mich mißverstanden hat. Ich rechne so wenig jemanden bloß seiner Geburt wegen zu jener ersten Klasse, als ich die jüngern Kinder eines Aktionärs zur Kompanie rechne, wenn der älteste die Aktie allein geerbt hat *). So ist es in England, wo sogar der Sohn des Königs nicht wegen seiner Geburt, sondern wegen seines Herzogthums, im Oberhause sitzt. So war es auch vordem in Deutschland; und noch muß ein Fürst fürstenmäßige Güter, so wie der Landedelmann ein Landtagsfähiges Gut besitzen, wenn er aller Vorrechte seiner Klasse genießen, und in der Reichs- oder Landesversammlung stimmen will. Den Edelgebornen lege ich bloß persönlichen Adel bei, so wie der Engländer ihnen den Titel Gentleman giebt; und unter dem Erbadel verstehe ich das Vorzugsrecht, welches mit der Landaktie vererbt. Jener sollte mit der Person aussterben; und, wenn die Franzosen diese Gränzlinie angenommen hätten, so würden sie ihren Zweck mit allgemeiner Zufriedenheit erreichet haben:

*) Ich muß mich hier auf eine andre Abhandlung: „Warum bildet sich der Deutsche Adel nicht nach „dem Englischen?" in den Patriotischen Phantasien Th. IV, S. 246, beziehen.

Haben: anstatt daß sie jetzt ein Wort verbannt, und bis *Cadix* gestoßen*), haben. Die Sprache ist ihr Eigenthümer wird doch in der That Treßonier bleiben, und ein starker Uebergewicht über andre Menschen behalten, wenn er auch nicht mehr weiße genannt wird.

Eben so rechne ich zu jener zweiten Klasse Reinen blos seiner Herkunft wegen; sondern jeden, der nicht in viel höhrer Landesgenuße hat, daß er zum Beyspiel als oder Hornbauer in Dörfer aufgeboren werden kann: er ist ein Bauer, oder ein Kleiner, der etwa $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, oder $\frac{1}{5}$ seiner Nordnotdurft hat, begleichen es an allen Ländern unter verschiedenen Benennungen giebt. Und die Franzosen haben so gethan, auf eine Aehnliche Art, den adelnen Bürger von dem blosen Menschen unterschieden. Ja, viele sagen ich in die Klasse der höhern Nationalmänner, wenn sie schon andre die gewesen sein müssen, welche sie verpuhrert haben, ihre ganze Westhaftigkeit zu nehmen.

Beispiel

*) Die Franzosen haben zwar Mittel genug gehabt, daß sie die andern Eigenthümer auch in Frankreich ins, unter sie die Leibeigenen verhalten, die sie dasselbemahl für nöthig, und als Bürgerliche, die sie Leute nöthig haben. Sie haben aber doch die Sprache behalt die große Langmüthigkeit der Zeit überstehen.

Gesetzt auch, ein Land hätte die Verfassung, e das Land der ehemaligen Franken, daß der esitzer von 12 mansis im Harnisch erscheinen ißte; oder, wie das Herzogthum Bremen, wo- nur der Besitzer von 12 Höfen eine Stimme der Landesversammlung hat; oder auch, wie hrere Handelskompanieen, daß nur der Besitzer n 12 Aktien Direktionsfähig sein solle (wie Lokalumstände dieses ganz natürlicherweise mit h bringen können): würden hier nicht ebenfalls terschiedne Klassen entstehen? oder würde man gen, jeder gute Groschen ist so viel als ein iedrichsdor, weil beides Münzen, und auf ei- rlei Art gepräget, sind? Und ist es mit dem chlusse der Franzosen, daß alle Menschen gleich d, anders beschaffen? Der Mensch kann auf rschiedene Weise angeschlagen werden: zum Tan- anders, wie zur Musik; und es kömmt auf n Zweck an, welchen die Gesellschaft bei ihrer swahl hat.

Und was verliert die zweite Klasse bei dem en? Sobald ihr etwas über ihren Kontrakt fgebürdet werden will, tritt sie als ein freier tand auf, der so gut das Recht zu bewilligen er zu verweigern hat, als die erste Klasse. So ld sie mit thun soll, sagten die Alten, muß

sie

sie auch mit rathen; und dies ist der natürliche Ursprung des tiers état. Er ist nach dem Verhältnisse gestiegen, als der Geldreichthum sich dem Landeigenthume genähert hat, die Geldsteuren den Landdienst verdränget haben, und die Kriege durch Söldner geführet worden. Für Sold dienten Ritter von Adel, von bürgerlichem und vom Baurenstande *); und Herr K** vermischet gewiß den Allodial- Lehn- und Söldnerdienst, wenn er mich fragt: ob die ehemaligen großen Armeen aus lauter Edelleuten bestanden hätten?

Die Rechte einer edlen Geburt setze ich bei dem Allen nicht außer Betracht. Alle Europäische Völker haben darauf zu jeder Zeit zurückgesehen; und die Achtung, welche man für dieselbe hegt, scheinet eben so in der Empfindung des Menschen zu liegen, wie die Ehrfurcht, welche man dem Alter beweiset, und welche nicht dadurch geschwächet wird, daß viele Alte zuletzt Kindisch werden. Lessing zeigte, daß man eine ganze Nazion

haß-

*) Heinrich Geßler, Syndikus des großen Raths zu Strasburg, unterscheidet in seinem Formularbuch (Strasburg 1493) diese dreierlei Ritter folgendermaßen:

Edel, dem Edlen und Strengen,
Bur, dem Strengen und Vesten,
Burger, dem Strengen.

hassen, und jedes Individuum derselben lieben könne *), und so scheint es mir auch umgekehrt, daß man die hohe Geburt achten könne, ohne einem einzigen Hoch- und Wohlgebornen, wenn er es sonst nicht verdient, eine gleiche Achtung zu bezeugen. Was sich sonst von dem Vorzuge der Geburt sagen läßt, hat der Herr Oberappellazionsrath von Ramdohr **) zu gründlich vorgetragen, um darüber noch etwas Erhebliches sagen zu können. — Wenn ich aber wünsche, daß der Adel, welchen Geburt, Bedienungen oder Briefe geben, mit der Person, die ihn erhält, erlöschen möge, falls er nicht in der Folge mit einer standesmäßigen Landaktie verbunden wird; so geschieht dieses aus der Besorgniß: daß, wie in Frankreich alle Edelleute Menschen, so zuletzt in Deutschland alle Menschen Edelleute werden mögten.

Osnabrück. J. Möser.

*) Januar 1791, S. 42, f.
**) 1791 Februar S. 124, f.; März, S. 250 f.

3.

Kleine Beiträge zur Deutschen Sittengeschichte im Mittelalter.

I.

Spaßhaftigkeit der Bischöfe.

Erzbischof Hatto von Mainz und Bischof Salomo von Kostnitz *) waren sehr muntre, aufgeweckte Köpfe. Die Aehnlichkeit ihrer Temperamente, Neigungen und Denkart veranlaßte eine vertrauliche Freundschaft unter ihnen. Sie spielten einander, aus Scherzhaftigkeit, tausend neckische Streiche. Zu Zeiten ward auch wohl Ernst aus dem Scherze; doch wurde der gute Humor auf beiden Seiten bald wieder hergestellt.

Erzbischof Hatto reiste einst nach Italien. Er trug Bedenken, seine Kostbarkeiten in Mainz zurückzulassen: nahm sie mit bis Kostnitz, wo er seinen Freund Salomo besuchte, und sie demselben, bis zu seiner Rückkunft aus Italien, in Verwahrung gab. Gleich nach seiner Abreise von Kostnitz machte Salomo die Entdeckung, daß er von Jenem ein wenig geprellt war. — Salomo hatte einen großen goldnen, mit Edelsteinen besetz-

*) Der Letztere ist auch als Dichter und als Verfertiger eines sehr großen Wörterbuchs bekannt. S.

sezten Becher, aus dem er seinem Hatto bei Tische zuzutrinken pflegte. Hatto erwiderte immer unverdrossen; und die andern Gäste sahen mit stiller Verwunderung zu, wie die geistlichen Herren so tapfer zechten. Aber es war nicht Wein, sondern Wasser, was sie aus dem Becher tranken; und darin bestand eben der Spaß, den sie sich machten, von ihren getäuschten Zuschauern für so starke Weintrinker gehalten zu werden. — Salomo hatte aber noch einen andern schlechten Becher, aus dem er, wenn er keine Gäste hatte, zu trinken pflegte. Hatto bat ihn um diesen leztern, bis er von Rom zurückkäme; dann wolle er ihm wieder überliefern. Salomo konnte ihm die kleine Gefälligkeit nicht abschlagen, und antwortete, er möchte sich ihn nur vom Schenken geben lassen. Der schelmische Hatto fordert aber jenen goldenen, prächtigen Becher; und der treuherzige Schenke, bei dem, aus großer Ehrfurcht gegen den Herrn Erzbischof, nicht der geringste Zweifel aufsteigt, giebt ihm das kostbare Trinkgefäß.

Kaum war dieses Quidproquo nach Hattos Abreise entdeckt, als Salomo schon auf Rache sann. Er erkundigte sich bei allen aus Italien kommenden Kaufleuten und andern, was sie für Nachrichten vom Erzbischof wüßten, und wie bald er wohl

diesseits der Alpen wieder anlangen würde. Sobald er vernimmt, sein Freund sei nicht mehr weis, läßt er durch die Kaufleute ausspreugen: Hatto sei in Italien gestorben. Er selbst stellt sich, wie man leicht denken kann, ganz erschrocken und betrübt über diese Nachricht; stellt sich aber auch, als ob sie außer Zweifel sei: klagt jämmerlich über den Verlust seines Freundes, und spricht von unvergeßlichen Denkmälern, die er ihm errichten wolle; schaltet nun aber mit den ihm von seinem Freunde anvertrauten Schätzen, als ob er sein ungezweifelter Intestaterbe gewesen wäre. Er theilt reichlich unter die Armen aus, er läßt viel herrliche Verzierungen für seine Kirche machen: alles aus Hattos Schätzen, alles in Hattos Namen, alles zu Hattos seligem Andenken.

Nun kömmt Hatto; und Salomo stellt sich als den erschrockensten, verwirrtesten Menschen: Jener erfährt, wie mit seinen Schätzen hausgehalten worden, und ist darüber so böse, daß er nicht im Stande ist, auch nur ein Wort mit seinem einst so lieben Salomo zu sprechen. Er will ihn meiden; wenn er ihm nicht entgehen kann, ist er stumm. „Brüderchen," sagt Salomo zu ihm, „bedenke doch, wie redlich ich es mit Deiner „Seele meinte: das erste, was ich für sie opferte,

„war

„war mein großer, goldner, prächtiger Becher, „dessen du dich erinnern wirst.“ Diese Erinnerung hatte die Wirkung, daß Hattos Stirn sich etwas erheiterte, und sein Mund sich allmälig wieder öffnete. Er erfuhr endlich, daß Salomo mit seinem vorgegebenen Nachlaß doch etwas säuberlicher, als es anfangs schien, verfahren habe. Kurz sie wurden wieder die besten Freunde von der Welt; wurden aber auch einig, sich künftig so weit getriebner Neckereien im Scherz sowohl als im Ernste zu enthalten.

(Aus Eckehard dem Jüngern, de casibus monasterii S. Galli in Alemannia.)

II.

Von Einem der ersten Virtuosen unter den Deutschen.

Dieser war Tutilo, ein Mönch im Kloster zu S. Gallen *). Er war gelehrt, beredt, munter; aber vorzüglich wurde er, als Virtuose in der Musik und in den bildenden Künsten berühmt. Er spielte alle Arten von Saitenspiel und Flöten, und

*) Lessing vermuthete, daß dieser Tutilo aus dem 9ten Jahrhundert Eine Person mit dem Theophilus Presbyter sei, dessen Schrift von der Oelmalerei er bekannt machte. Man s. Lessings Vermischte Schriften, Th. VIII (Berlin 1792), S. 304, 362. B.

gab den Söhnen der benachbarten Gutsbesitzer Unterricht darin, wozu ihm ein besonderes Zimmer im Kloster eingeräumt wurde. Er war auch sehr stark im Melodieenmachen, sagt Eckehard. Er schrieb vortreflich, eine feine und zarte Hand; und ob er gleich viel schrieb, so beging er doch nicht leicht einen Fehler. Er war ein Baumeister; ein Maler; aber in keinem Stücke so bewundert, als in seiner Bildhauerarbeit. In allen großen Kirchen in Deutschland wollte man von seiner Hand etwas haben.

Als er einst zu Metz an einer heiligen Mutter Gottes arbeitet, kommen zwei Fremde, und bitten ihn um ein Almosen. Er giebt ihnen etwas. Indem sie von ihm weggehn, wenden sie sich an einen nahe stehenden Geistlichen, und sagen: „Gott vergelte dem guten Manne da, der „uns so reichlich gegeben hat; aber ist das etwa „seine Schwester, die Frauensperson da mit der „herrlichen Gestalt, die bei ihm steht und ihm hilft, „und ihm zeigt, wie er's machen soll?" — Der Geistliche hört mit Verwunderung, was die Fremden ihm sagen; denn er hatte keine weibliche Figur wahrgenommen. Jetzt aber sieht er wieder hin, und erblickt zu seinem Erstaunen die herrliche Gestalt, wovon die Fremden gesprochen hatten.

Alle

Alle drei erkennen sie für die Mutter Gottes selbst; sie gehen ehrfurchtsvoll zu dem Künstler, und reden ihn an: „Seliger Mann, dem eine solche Meisterin arbeiten hilft!“ Tutilo verstand sie zwar gleich; stellte sich aber anfangs, als ob er sie nicht verstünde, bis er nicht länger leugnen konnte. Dann bat er sie dringend, das Gesehene nicht zu erzählen. Aber am andern Tage sprach man schon allenthalben laut davon. Dieses war ihm so zuwider, daß er in der Stadt nicht länger arbeiten wollte. Das Muttergottesbild, wovon hier die Rede ist, ward zu Eckehards Zeiten noch gewiesen.

Die ersten rohen Anfänge der Kunst machten also auf unsere, noch durch keine Aesthetik im Gefühl des Schönen geübten, Vorfahren eben so lebhafte Eindrücke, als es die erhabensten Meisterstücke der größten Virtuosen auf ihre Zeitgenossen in den verfeinertesten Zeiten je vermochten. Tutilo arbeitete eben sowohl mit Enthusiasmus, als Michael Angelo. Ohne Zweifel war er, in den Stunden der Begeisterung, durch diese Begeisterung eben so glücklich, als Michael Angelo; und in den Augenblicken, wenn er die Eindrücke sah, die seine Kunst auf die bewundernden Menschen machte, eben so glücklich, als Horaz, wenn dieser ausrief:

dem er den Tisch eingerichtet, legte er die Hand an das Gebäude, das bis dahin nur von Holz gewesen war, und das er nun von Steinen aufführen ließ.

(Aus Ebendemselben.)

4.

Nachricht von einem katholischen Vaterunser in Versen.

Ein Schreiben an Hrn. Bibl. Biester.

Der Katholizismus, und dessen wenigstens wahrscheinliche heimliche Verbreitung unter den Protestanten, ist seit einigen Jahren ein zu bekannter Streitpunkt und ein zu reichhaltiger Stof gelehrter Fehden gewesen, als daß nicht jeder Deutsche Mann, welcher den Werth Protestantischer Denk- und Gewissensfreiheit zu schätzen weiß, auf Alles was auf diese Materie irgend einen Bezug haben, oder zu deren besseren Erläuterung dienen kann, die sorgfältigste Aufmerksamkeit verwenden sollte. — Der wahre Geist der Römischen Kirche, und dessen Wirkungen in den Individuen läßt sich vielleicht nirgend leichter und richtiger beobachten, als in einem ganz katholischen Lande, bei einem mehrjährigen Aufenthalte, und mit einer völlig vorurtheils-

theilsfreien Denkungsart. In dieser Rücksicht habe ich es mir seit der Zeit meines Hierseins zur Pflicht gemacht, den Katholizismus so genau als möglich zu studiren, ihm in allen seinen Nüancen und Modifikazionen nachzuspüren, und aus den Resultaten meiner Entdeckungen mir den Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem ich jenen Streitpunkt am richtigsten übersehen und beurtheilen könne. Bisher habe ich jedoch nichts anders gefunden, als: daß die Römische Kirche im Allgemeinen noch immer so denkt und handelt als zu den Zeiten eines Gregor oder Leo X; daß vielleicht die Mittel feiner gewählt und dem Geist des Jahrhunderts angemessner gemacht werden, daß aber Zweck und Absichten noch immer die nehmlichen bleiben: und daß daher diejenigen Biedermänner, welche die Protestanten auf gewisse Machinazionen und verborgene Triebfedern aufmerksam machen, nicht so sehr als es geschieht, Visionäre zu nennen sind.

Als Belag zu meiner Behauptung, mache ich hier ein poetisches Vaterunser bekannt, welches in einem hier in Baiern sehr häufig gebrauchten Gebetbuch stehet, das noch dazu unter die Klasse der bessern gehört (man urtheile, wie die schlechtern beschaffen sein müssen!). Und nun frage ich jeden unparteiischen Leser, er sei Protestant oder Ka-

Vom Seelenſchlaf und harten Fall
Durch Deine Gnad aufwecken.

6. Auch führ uns in Verſuchung nicht,
Und laſſe uns nicht irren:
Wenn uns der Satan Fallſtrick' richt't,
Und ſucht uns zu verführen.
Benanntlich in dem Glaubensſtreit
Für uns, o Vater, kriege,
Daß uns die Macht und Liſtigkeit
Der Kätzer nicht beſiege.

7. Vom Glaubensirrthum, falſcher Lehr
Und allen Kätzereien,
Und was noch andre Sünden mehr,
Uns wolleſt all befreien.
Von uns vertreibe alles Bös,
O Vater! durch Dein Namen,
Und durch Dein Allmacht uns erlös
Von allem Uebel. Amen!

5.

Beſchreibung des neuen Vorhanges vor dem Königl. Nationaltheater zu Berlin.

Die Beſchreibung dieſer neuen ſchönen Verzierung unſerer Schaubühne wird auch den auswärtigen Freunden der bildenden und der darſtellenden Künſte nicht unwillkommen ſein.

Die

Die Göttinn der Schauspielkunst sitzt auf den Wolken. Mit ihren sinnbildlichen Zeichen beschäftigen sich drei Genien des Trauerspiels, und drei Genien des Lustspiels. Ueber diesen schweben drei Genien, die zur Tanzkunst und Musik gehören. — Die Göttinn selbst zieht den Vorhang eines Tempels zurück, hinter welchem die Untugenden verborgen sind, die auf dem Theater theils verspottet, theils verabscheuet werden. Man sieht hier den Geiz bey seinem Geldkasten; die Trunkenheit auf ihrer Tonne, wie sie mitten im Trinken die Schale schon wieder voll gießt; neben ihr steht die Gefräßigkeit, die mit beiden Händen ihre Speise zum Munde bringt. Man sieht die Falschheit, die hinter dem Rücken einen Dolch verbirgt, und sich eine Larve vor ihr häßliches Angesicht hält. Ferner die Verzweiflung, den Selbstmord, und das Schwert und die Fackel der Furie des Zorns; nahe dabei nimmt die Furchtsamkeit die Flucht, und reißt zwei erschrockene Kinder mit sich fort. Endlich stellen noch zwei Personen die Spielsucht, und zwei die Wollust vor. — Ueber der Göttinn der Schauspielkunst schweben die Tugenden in den Wolken: nehmlich die Gerechtigkeit, mit ihrer Wage in der Hand; die Tapferkeit in ihrer Rüstung;

Rüstung; die Klugheit mit dem Spiegel, der mit einer Schlange umwunden ist; die Hoffnung, die man an ihrem Anker erkennt; und zwei Personen, welche die Freundschaft vorstellen, deren Sinnbild ein Stab ist, um welchen sich Epheu schlingt.

Die Architektur auf diesem Vorhange stellt den Eingang zu einem Tempel von Dorischer Ordnung vor. Auf beiden Seiten des Eingangs sind Nischen angebracht: in der einen ist die Tragödie als eine metallene Bildsäule vorgestellt; und auf der andern Seite die Komödie, neben welcher ein kleiner Satyr mit seiner Geißel und Satyrpfeife sitzt. Zu den Füßen der Tragödie liegen Lanze, Schwert, Schild, und ein gekrönter Helm: Zeichen des heroischen Trauerspiels. Ueber dieser Bildsäule ist das Brustbild des Sophokles als Medaillon angebracht, und über der Bildsäule der Komödie das Medaillon des Menander. Oben im Gesimse zwischen den Triglyphen sieht man antike Larven, so wohl von der Tragödie, als Komödie, nebst andern Zeichen die zum Schauspiele gehören.

Erfindung und Ausführung ist von dem Direktor der Königl. Malerakademie, unserm berühmten Bernhard Rode. K.

6

Die Proselytinn des Pythagoras.

An Herrn Professor Ramler.

Ich, die ich zwar nicht Pyrrho's *) Schülerinn,
Doch auch nicht übermäßig gläubig bin;
Ich glaube jetzt, o Freund! (was soll ich es verhehlen?
Du selbst bist Schuld daran) die Wanderung der Seelen.
Denn nun begreif' ich ohne Müh,
Warum in Deiner Poesie
Sich Hoheit, Feinheit, Harmonie,
Mit Kühnheit, Stärke, Kürze, paaren,
Die sonst vor achtzehn hundert Jahren
Dem Flakkus eigenthümlich waren. —
Auch lehrt Pythagoras dies Wunder mich verstehn,
Warum Du Deines Lieblings Schönheit uns so schön
Erklärst, und die für uns jetzt dunklen Stellen
So meisterhaft weißt aufzuhellen.
Es ist nur Rückerinnerung, mehr nicht;
Denn Du erklärst Dein eigenes Gedicht.

Dasselbe Selbst, das einst dem Römer angehörte,
Das Dichtkunst übte, Dichtkunst lehrte,
Das, allezeit der Wahrheit treu,
Nur Thaten lobte, nicht aus Schmeichelei
Den Rang erhob; Dies ist in meines Ramlers Hülle
Vorhanden. Hier lebt jener Weise noch,
Der bald am Bach, bald in der Wälder Stille,
Auf Lieder sann; der nie der Ehre goldnem Joch

Den

*) Pyrrho, der Stifter der berühmten Sekte, die an allem zweifelte.

Den Nacken bot; der, was er lehrte, übte;
Der, wen er liebte, feurig liebte;
Der, frei von Prunk und Eitelkeit,
Sich höher aufzuschwingen nie begehrte;
Der, ohne Habsucht, ohne Neid,
Ein Freund der Großen seiner Zeit,
Reichthümer haben konnte, doch sie gern entbehrte.
Sprich, Flakkus unsrer Zeit, mich gründlich zu belehren:
Wo weilete Dein Geist? Zog er in andern Sphären
Mit heißem Forschungstrieb umher? —
Doch, ist vielleicht die Wiederkehr
Auf unsre Mutterwelt nach vorgeschriebnen Jahren
Ein ewiges Gesetz; so bist Du sicherlich
(Denn Legionstribun war ja Dein erstes Ich)
In eines Helden Stirn gefahren,
Und hast ihn Menschlichkeit gelehrt.
Vielleicht nahmst Du wohl gar von eines Bonzen Hirne
Besitz; und lehrtest ihn, daß man mit Unrecht zürne,
Wenn jeder seinen Gott wie seine Väter ehrt.
Gewiß war Menschenglück Dein emsiges Bestreben,
Und Wahrheit und Bescheidenheit
Veredelten Dein erstes wie Dein zweites Leben.
Durch Schweigen strafest Du den Neid
Der Chörilusse Deiner Zeit,
Und ließest sie sich wechselweis' erheben.
Verzeihe, Theuerster, der kranken Dichterinn,
Und nimm die Träumerei in schlechten Reimen hin.
Wird bald vielleicht mein Ich in andre Wesen dringen,
Werd' ich als Nachtigall Dir süßre Lieder singen.

Berlin. Susanne von Bandemer
geb. v. Fränklin.

7.

Einige Briefe über Polen.

Geschrieben im Sommer 1791.

(Fortgesetzt; man s. August 1791, S. 162 f.)

V.

Der Weg von Posen nach Warschau und von Warschau nach Thorn ist, im Sommer und bei gutem Wetter, ungemein angenehm. Man rollt über dem festen Boden leicht hin, genießt fast überall einer unbeschränkten Aussicht, und hat fast überall Segen und Gedeihkraft der Natur um sich her. — Diese beiden Landstraßen sind aber auch vielleicht die fahrbarsten im ganzen Königreich; in den innerern Provinzen mögen die Holzwildnisse, die Berge, die Sümpfe, und der Mangel an gebahnten Wegen, das Reisen beschwerlich genug machen. Und selbst zwischen Warschau, Posen und Thorn muß bei nasser Witterung, weil keine Straßendämme angelegt sind, auf dem ebenen und fruchtbaren Lande, und zumal in den Wäldern, äußerst mühsam fortzukommen sein.

Diese Wälder geben die einzige beträchtliche Abwechselung. Zwischen der Warte (in Posen) und der Weichsel (in Warschau) kömmt man über keinen irgend bedeutenden Fluß; Berge und Thä-

ler giebt es hier nicht; Alles ist, die schönen Laubwälder ausgenommen, vortreffliches und im Ganzen vortreflich bearbeitetes Kornland. Aber dieses gewährt, zumal da doch Bäche und Teiche und Hügel hinzukommen, einen wahrhaft herzerfreuenden Anblick. — Die Dörfer sind zum Theil erstaunlich lang; die Häuser sind, auf sonderbare Weise, ganz von aufeinander gelegten Balken aufgeführt: doch findet man, wenigstens in den Posthäusern, gute und geräumige Zimmer. Die Städte würden, ihrer Bauart nach, in Deutschland Dörfer heißen; obgleich sie zum Theil nicht unbeträchtlich groß sind, und fast immer einen sehr geräumigen Marktplatz haben. Aeußerst selten bringt die Landstraße bei einem gut gemauerten Kloster, oder etwas zierlich angelegtem Landsitze, vorbei. Hin und wieder finden sich noch Spuren von den Verwüstungen der Kriege des vorigen Jahrhunderts; und der Namen Schwede soll noch als Schreckwort bei den Kindern gebraucht werden.

Es reist sich in Polen sehr gut mit Extrapost. Die Zahl der Pferde, welche man vor den Wagen nehmen muß, ist nicht unbillig hoch bestimmt; man wird auf den Stazionen ganz ungemein schnell befördert; die Postiljone sind weder tückisch noch plump, sie fahren vorsichtig und doch

rasch:

rasch: lauter Dinge, welche man, wie Sie wissen, nicht von allen benachbarten Ländern rühmen kann *). Die Pferde, eine leichte behende Race, laufen auf nicht morastigem Boden sehr gut; bisweilen ist ein Ukrainisches oder Tatarisches (beide von vielem Feuer) darunter. — Der Preis ist, wie im Preussischen, 8 Groschen für die Meile auf das Pferd. Die Meilen sind etwas kleiner; 4 Polnische machen 3 sogenannte Deutsche Meilen aus.

Obgleich keiner von uns Polnisch sprach, wurden wir auf unsrer Reise doch weder übersetzt, noch aufgehalten, noch sonst zu irgend einem Verdruß gereizt. Nur ein einzigmal, auf einem Wege von mehr als 80 Meilen, hatten wir mit einem etwas betrunkenen Postmeister Zwist: welcher sich wahrscheinlich eher, wenn wir in seiner Sprache mit ihm hätten reden können, würde geendigt haben, und sich doch wirklich endlich nach Vernunft und Billigkeit endigte. Wir nahmen nachher, aus Vorsicht, einen vom Kgl. Generalpostdirektorium in Warschau für uns ausgefertigten und unterstie-

*) Der Leser sehe hierüber unter andern die sehr gerechten und sehr mäßigen Klagen des Hrn. Prof. Büsch „über die Unannehmlichkeiten der Reisen in Niederdeutschland," im Neuen Deutschen Museum, 1791, St. 4.

gelten Befehl an die Postmeister mit; aber, zur Ehre der Polen sei es gesagt! wir fanden nie Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen. — Ich halte es für eine Herabwürdigung der Menschheit, wenn man die prompte Bedienung in den Posthäusern und die aufmerksame Willfährigkeit der Postiljone in Polen, aus der Sklaverei dieser Menschen erklären will. Gefühllosigkeit und unartige Grobheit, welche weder der Güte noch der Vernunft weicht, ist kein Freiheitssinn; auch muß man in Ländern, wo die hohe Göttinn ihren milden Zepter eben nicht sehr über die niedern Volksklassen erstreckt, oft ungemein von der Plumpheit dieser letztern leiden; und, endlich, reiset man bekanntlich nirgends schneller und besser, als in England.

Es fällt auf, daß in dem ganzen großen Polen keine ordinäre fahrende Posten sind. Die Unbeträchtlichkeit des Buchhandels wird zum Theil diesem Mangel mit zugeschrieben. Bei größeren Geschäften, und bei Reisen, hilft man sich durch eigenes, oder gemiethetes, Fuhrwerk. Geringere Leute akkordiren auf 10 oder 20 Meilen mit einem Juden, legen 6 bis 8 Meilen täglich zurück; und schließen nachher, wenn sie weiter wollen, einen neuen Vertrag mit einem neuen Juden. — Man

hat

hat in unſern Tagen das Projekt einer fahrenden Poſt eifrig vorgenommen; der Haupteinwurf aber blieb immer, bei den weitgeſtreckten Holzungen und dem unbevölkerten Lande, der Mangel an Sicherheit, damit man in 24 Stunden nicht mehr verliere, als man in 24 Jahren gewinnen könne. Und doch reiſet man in Polen, bei Nacht und bei Tage, höchſt ſicher; mehrere 100,000 Dukaten werden auf Kabrioletten von Einem Manne hin und her geführt; ſelbſt im Auslande vertraut man große Summen zum Theil unbekannten Fuhrleuten aus entfernten Polniſchen Provinzen: ohne daß man je von Entwendung oder Beraubung höre. Es iſt aber eine bekannte Bemerkung, daß (ſeltene Fälle ausgenommen, die auch in den beſteingerichteten Staaten Statt finden) Räuber nicht leicht einen ſchnellen Plan gegen einen ſeine Straße gerade fortziehenden, und ſich unterwegs nicht aufhaltenden, Reiſenden faſſen werden; wohl aber gegen ein immer zur beſtimmten Zeit wiederkehrendes Fuhrwerk, wenn ihnen daſſelbe nicht vertheidigt genug ſcheint, weil der Gedanke und die Mittel zur Ausführung der That ihnen dann ſich leichter anbieten. Auch iſt im Ganzen die Polniſche Nazion zu gutmüthig und friedlich für ſolche Verbrechen. — Uebrigens iſt es bekannt, daß gleichfalls Rußland, und

(obgleich aus andern Ursachen) auch die Schweiz keine fahrende Posten haben; ja die letztere nicht einmal Extrapost, welches hier doch der Fall ist.

So reiset man, sicher bequem und angenehm, in dem herrlichsten Segen der Natur, und — begegnet fast keinem Menschen. Dieser Mangel der Bevölkerung fällt noch sichtbarer auf, wenn man in Holzgegenden kömmt. Man findet die Wälder zum Theil sehr stark und unordentlich ausgehauen; auch sieht man eine Menge beträchtlich hoher Baumstämme, von welchen der obere Theil abgeschlagen ist: sie zu benutzen oder gar auszureden, fällt Keinem ein; viele sind niedergebrannt, wobei der Boden doch nichts gewinnt, indem die Wurzel noch immer bleibt. Ja hin und wieder sieht man Feuer selbst an den grünen Bäumen angemacht, um das Holzfällen zu erleichtern. Eine einzige Baumwurzel sah ich, auf meiner Reise, in einem Felde ausgehoben und umgestürzt; und es war mir, als wenn ich auf einer wüsten Insel wieder Menschenspuren gefunden hätte. — Die sogenannten Knüppeldämme und andre Fehler der Wege beweisen gleichfalls nicht den Mangel an Fleiß oder Verstand, sondern bloß den Mangel an Händen.

Von Posen bis Kostrzyn sind	2	Meilen
— Kostrzyn bis Wrzesni	3	—
— Wrzesni bis Slupza	3	—
— Slupza bis Kletschew	3	—
— Kletschew bis Sampolna	3½	—
— Sampolna bis Babiaku	2	—
— Babiaku bis Klodawa	3	—
— Klodawa bis Glazno	2½	—
— Glazno bis Kutno	2½	—
— Kutno bis Newie	2½	—
— Newie bis Zlakow	2	—
— Zlakow bis Sochatschew	4½	—
— Sochatschew bis Blonie	4	—
— Blonie bis Warschau	4	—
Zusammen	41½	Meilen.

Also von Berlin bis Warschau *) 78 Meilen.

Von hier nach Thorn hat man die beiden letzten Stazionen jenes Weges wiederum zuerst.

Von Warschau bis Sochatschew	8	Meilen.
— Sochatschew bis Gombin	5	—
— Gombin bis Gostyn	3	—
— Gostyn bis Denbitz	5	—
— Denbitz bis Lowitsch	4	—
— Lowitsch bis Thorn	5	—
Zusammen	30	Meilen.

*) Den Weg von Berlin nach Posen s. man August 1791, S. 167.

VI.

Ich fuhr an dem sehr frühen Morgen eines schönen Sommertages in Warschau ein, welches nur eine leichte Barriere hat, und wo man am Thore kaum befraget wird. — Das erst seit einigen Jahren erbaute Hotel de Pologne in der Senatorenstraße, wo wir wohnten, kann ich als ein sehr wohlgelegenes, ansehnliches, gutes und bequemes Wirthshaus rühmen; wofür es auch in jedem der größten Oerter von Europa gelten würde.

Warschau (Warschawa) ist eine sehr große, mit vielen Pallästen und Gärten bebauete, volkreiche, geldreiche, angenehme, und mit allen Bequemlichkeiten und Ueppigkeiten des Lebens im größten Ueberfluß versehene Stadt. Dieses kann man schon aus dem Begriffe des Ortes schließen, welcher die Hauptstadt eines weitläuftigen und höchst ergiebigen Landes, die Residenz des Königs, der Versammlungsplatz des Reichstages, der Sitz mehrerer Landeskollegien, und (wenigstens eine Zeitlang im Jahre) der Aufenthalt der größten und reichsten Familien ist. Allein, man hat in Deutschland so seltsame Vorstellungen von der geglaubten Unkultur, Unpolizei, und sogar einem eingebildeten Unwohlstande der Polen, daß vielleicht

leicht auch Sie davon angesteckt sind: da doch, was Pracht und Wohlleben anbetrift, vielleicht nur Wien sich mit Warschau messen kann.

Das erste Blatt des Jannonischen Atlasses von Polen liefert einen Plan der Hauptstadt vom J. 1772; darunter ist die Ansicht von der Wasserseite; und rund umher die Facciaten von 17 öffentlichen Gebäuden: Alles sauber und zart. — Richtiger, neuer, und vollständiger aber ist der Plan des Major Hennequin von 1779, von Keil in Dresden gestochen. Es sind darauf 192 Straßen, 32 Kirchen, 62 Palläste, u. s. w. verzeichnet.

Der Umfang der Stadt ist ungemein groß, weil er viele und sehr ausgedehnte Gärten, freie Plätze, selbst Feld, und die nur sehr sparsam und weitläuftig bebaueten Vorstädte in sich schließt. Warschau ist, wie alle große Städte, in mehrere Theile, Vorstädte, u. s. w. gesondert; doch so, daß alles itzt zusammenhängt, und das Ganze einen gemeinschaftlichen Halbzirkel-förmigen Umkreis hat. In dieser Gestalt liegt nehmlich die ganze Stadt, in einer flachen gegen das Wasser sich hinabsenkenden Gegend, an dem linken Ufer der von Süden nach Norden majestätisch hinströmenden Weichsel. Dieser Fluß, welcher hier verschie-

schiedene Inseln bildet, hat, nahe beim Schloß, eine Schiffbrücke, die zu dem Städtchen Praga hinüberführt, welches als eine Vorstadt von Warschau angesehen wird. — Merkwürdig ist die Stelle, vorzüglich einem Preussen, weil in und um Praga die große Schlacht vom 18 bis 20 Jul. 1656 geschah, in welcher die vereinigten Schweden und Brandenburger gegen die Polen glorreich fochten *), wo außer dem Großen Kurfürsten auch dessen Generalfeldzeugmeister Sparre sich vorzüglich auszeichnete, und wo den Siegern am vierten Tage Warschau in die Hände fiel.

Man erstaunt in der That über die Menge geschmack- und prachtvoll erbauter Palläste, welche in den besten Theilen der Stadt nahe bei einander liegen. Sie sind groß, solide und schön; das Innere entspricht vollkommen dem Aeußeren: die Gärten, die Verzierungen der Säale und Zimmer, das Amöblement, und die Sammlungen von Gemäl-

*) Lengnich sagt (Geschichte der Preussischen Lande, Band 7, S. 163) mit Recht: „Also fochten zween „Könige" (Johann Kasimir von Polen, und Karl Gustav von Schweden) „und ein Kurfürst, im Angesicht einer Königinn" (der von Polen, welche an der Weichselbrücke die übermarschirenden Soldaten zur Tapferkeit ermahnt hatte, und hernach dem Treffen aus dem Warschauer Schlosse zusah), „drei Tage lang wider einander; dergleichen Exempel sich in den Geschichten kaum finden dürfte."

Gemälden, Kupferstichen, u. s. w. zeugen von dem Reichthum und dem Kunstgeschmack der Besitzer. Da man den Platz nicht zu schonen brauchte, so ist die gewöhnliche Bauart, mit einem umschlossenen Vorhof: eine sehr große Bequemlichkeit, theils wenn viele Kutschen sich versammeln, theils bei Kaufleuten um Ballen und ganze Wagen stehen zu lassen, theils auch um zu dem Ende Remisen und Magazine rund umher anzulegen. Außer den eigentlichen Palläſten oder Wohnungen großer Herrschaften, zeichnen sich auch einige Klöster (als der Piaristen) und mehrere Gebäude zu öffentlichen Anstalten, als der Kadettenhof, die Kasarme für die Krongarde, u. a. m. durch Umfang, Schmuck und Bequemlichkeit aus. — Freilich sind die schönsten dieser großen Gebäude noch sehr neu, und wenige derselben über 30 Jahre alt; so wie überhaupt der Regierungsantritt des itzigen Königs (1764) die Epoche der Verbesserung und Verschönerung von Stadt und Land ist (selbst die Weichselbrücke existirt erst seit 1776, da man sich vorher mit einer Fähre behelfen mußte). Aber, eben darum sind diese Palläſte, imgleichen die Facciaten einiger neuern Kirchen und Klöster, in dem besten und edelsten Stile aufgeführt, und haben

außer

außer ihren andern Vorzügen auch noch den Reiz des unveralterten Ansehns.

Freilich sieht man nicht weit von einem prächtigen Gebäude wohl eine elende Hütte oder ein hölzernes Häuschen; ganz so, wie man sich die Polnische Unordnung gemeiniglich denkt. Aber dieser Fall ist in den Theilen der eigentlichen Stadt sehr selten; in den Vorstädten aber, welche indeß allenthalben nachlässiger und ländlicher bebaut sind, giebt es allerdings sehr viele Häuser von Holz. Dies war die alte Art in Polen zu bauen, und sie beweist nicht immer Dürftigkeit; wenn man in Warschau eine solche Wohnung eines Handwerkers oder andern Bürgers betritt, so findet sich oft eine bequeme und von Wohlstand zeugende Einrichtung, welche man in manchen massivsteinernen Häusern Deutscher Residenzstädte vermißt. Indeß wird jener Anblick nach und nach ganz verschwinden; es ist gesetzlich verboten, ein hölzernes Haus neu auszubesseren: was den Umsturz droht oder einfällt, muß, wie alles Neue, von Stein aufgeführt werden. Auch sieht man ganze Straßen von neuen steinernen Häusern entstehn, welche reiche Herrschaften, aus Spekulazion, um sie an Handwerker zu vermiethen, erbauen lassen. — Es ist ferner wahr, daß es viele ungepflasterte

Stra-

Straßen giebt; aber bloß in den Vorstädten, wo man sie auch in Deutschland noch häufig findet. Uebrigens giebt es manche breite, gerade, schöne Straßen hieselbst; und man geht bei Tage und Nacht darin höchst sicher und ruhig; ja man hört nicht einmal Zanken oder sonst einen Lärm.

Soviel vom Allgemeinen; wobei ich nur noch anführe: daß, wenn man itzt für Warschau (mit Einschluß von Praga) hundert und zwanzig tausend Einwohner (ohne das Militär) angiebt, dieses eher zu wenig als zu viel ist. Von Jahre zu Jahre vermehrt sich der Anbau der Stadt, und daher auch die Volksmenge, auf ungemeine Weise. Binnen wenig Jahren sind 20 und mehr neue Straßen angelegt, und 200 neue Häuser erbaut worden. Die Zählung betrug, wie Büsching meldet, 1787 schon 96,143 Menschen vom Civilstande. Der Grundstücke oder Possessionen, welche oft gar weitläuftig sind, waren damals 3141; die Zahl der Rauchfänge aber, wornach bekanntlich eine Abgabe eingerichtet ist, d. h. der eigentlichen Häuser, betrug in dem genannten Jahre 12,347.

VII.

Auf das Besondere der Stadt kann und werde ich mich nicht weitläuftig einlassen, weil jede bloß wörtliche Beschreibung hierin wenig leistet. Nur, nach Maaßgabe Ihrer Fragen, sage ich Ihnen folgendes.

Für das schönste unter den öffentlichen Gebäuden halte ich, was das Aeußere betrift, den Krasinskischen Pallast; oder wie man ihn itzt richtiger nennt, den Pallast der Republik: weil die Letztere ihn vor mehreru Jahren gekauft, und verschiedene Kollegia dahin verlegt hat. Er ist unter allen Pallästen der höchste und größte, in dem edelsten Stile der Italiänischen Baukunst aufgeführt, sehr symmetrisch, und von schönen Proporzionen. Die Vorderseite hat einen 5 Fenster breiten Vorsprung, mit einem Balkon über der Hauptthüre, und oben einem großen Fronton; das Hauptgebäude hat dann, zu jeder Seite des Vorsprungs, noch fünf Fenster; und an beiden Enden folgen dann wiederum Vorsprünge, jeder von 3 Fenstern. Alles ist geradelinigt, rein, und nicht überladen. Nichts stört den vollen Genuß der majestätischen Schönheit, nichts zerrüttet die Harmonie des vortreflichen Ganzen. Der Anblick

hebt

hebt und verschönert sich auch noch dadurch, daß dies große Gebäude völlig frei liegt, und einen seinem Umfange entsprechenden Platz vor sich hat; welcher zu einem höchst simplen Garten umgeschaffen ist, wo man in den weiten Alleen lustwandeln, und auch Erfrischungen haben kann.

Das Königliche Schloß ist ein sehr weitläuftiges, unregelmäßiges, durch keine Schönheit sich auszeichnendes Gebäude. Erst Sigismund III (reg. von 1587 — 1632) verlegte seine Residenz nach Warschau und baute das Schloß; dessen größte Theile mußten aber für den Gerichtssitz des Staroſten, den Senatorensaal, die Landbotenstube, das Reichsarchiv, u. s. w. abgegeben werden. Sowohl dieser als die nachfolgenden Könige lebten in zu großer Unruhe des Krieges (welcher einigemal auch die Hauptstadt selbst traf), als daß sie an die Verschönerung der Königl. Wohnzimmer hätten denken können. Die prachtvolle und ruhigere Regierung der Sächsischen Auguste (von 1697 — 1763) kam diesem Schlosse nicht zu gute, weil sie nicht hier, sondern in ihrem eigenen Pallaste wohnten. Unter dem itzigen Könige brannte 1767 sogar ein Theil ab; aber seitdem sind im Innern höchst geschmackvolle und prächtige

Ver-

Verschönerungen vorgenommen. — Ein Saal enthält die alten Bildnisse der Polnischen Könige. Andre Zimmer haben große Perspektivgemälde von Canaletto, worin nicht allein die leblose Natur, sondern auch (z. B. auf dem feierlichen Einzuge bei der Königswahl) die Personen auf das vollkommenste ähnlich dargestellt sind. Das Wichtigste aber sind Baciarelli's Gemälde: sehr große historische oder allegorische Stücke aus der Polnischen Geschichte, mit meisterhafter Kraft und der süßesten Anmuth gemalt. Das bewundernswürdige Talent dieses Künstlers im Treffen der Aehnlichkeit ist öfter hierbei sehr glücklich benutzt: in den allegorischen Darstellungen neuerer Begebenheiten (z. B. die Stiftung der Gesellschaft der Wissenschaften) hat er, auf des Königs Befehl, die Musen und andere Gottheiten mit den Zügen der schönsten Polnischen Damen abgebildet. — Unter allen Zimmern schien mir ein sehr großer und hoher Konzertsaal das prächtigste.

Wir besuchten Herrn Baciarelli in seiner Werkstätte, welche er nicht bei seiner Wohnung, sondern unten im Schlosse hat. Wir sahen hier mehrere seiner Werke; unter andern ein großes Gemälde, woran er itzt arbeitete, und welches man den Triumph der Schönheit über die Weisheit

heit nennen könnte. Es ſtellt Salomo vor, wie er ſich und ſeine Krone der Königinn von Saba zu Füßen legt: lauter ſehr edle und ſehr reizende Figuren. Ein Pendant zu dem kurz vorher von ihm vollendeten Stücke: Salomo's Einweihung des Tempels. Sie kommen nach Lazienki, einem anmuthigen und geſchmackvoll ausgezierten Luſt- und Badehauſe des Königs, am Ende der ſüdlichſten Vorſtadt. — Seine ſehr ähnlichen und ſehr ſchönen Bildniſſe des Königs, und der Brüder und Neffen deſſelben, ſind auch auswärts nach ihrem Wehrte bekannt. Ein kleines und intereſſantes Stück, voll Porträte, iſt die Verſammlung um den König, am Morgen nach ſeiner Befreiung aus den mörderiſchen Räuberhänden, den 4 Nov. 1771. — — Nahe an dieſen Gemächern ſtößt die Werkſtätte des Bildhauers Merlini, worin viele und ſehr gute, theils vollendete theils angefangene, Arbeiten ſtanden.

Aus mehrern Zimmern des Schloſſes, und ſo auch aus der Bibliothek, hat man die ſchöne Ausſicht nach der großen und breiten Weichſel. Der Saal dieſer Königl. Bibliothek iſt ſehr ſchön, geſchmackvoll, und wohl proporzionirt. Alles darin iſt von höchſter Sauberkeit und Eleganz: die Tiſche, die verſchloſſenen Schränke mit Gitter-

thüren, der Kronleuchter, u. s. w. Am Ende ist eine große sitzende Bildsäule Voltaire's, von Bronze, welche der König in Paris hat verfertigen lassen. Sie führt die Unterschrift:

Depuis que j'ai écrit,
On lit,
On rit,
Et l'on tolere davantage.

Der Bücher sind aber nur wenige hier, vielleicht nur ein paar tausend Bände; obgleich der Platz noch doppelt so viel fassen könnte. Ich traf den Abt Albertrandi nicht; der Unterbibliothekar oder Sekretär hatte entweder wirklich keinen Schlüssel zu den Schränken, oder stellte sich ihn nicht zu haben. Dieser Mensch wußte nicht einmal die Anzahl der Bände. Er sagte mir, um hier Bücher zu lesen und zu entleihen, müsse man eine Königliche Erlaubniß haben. — Aus allem diesen scheint zu folgen, daß es des Königs Privatbücherssammlung oder Handbibliothek ist; und dafür ist die Zahl hinlänglich beträchtlich.

Ich fuhr von da zu der Zaluskischen Bibliothek. Hier sind der Bücher genug, nur daß es dagegen an Raum fehlt. Das Gebäude ist groß, aber veraltet und zum Theil sehr schadhaft. Es ist ein widerlicher Anblick, in den Zimmern

alle

alle Wände bis zur Decke, und eine Menge in der Mitte geſtellter Repoſitorien, welche allen Raum und alles Licht wegnehmen, ganz eng vollgepfropft mit Büchern zu ſehn. So findet man es Trepp auf und Trepp ab; und ſogar auf den Böden, unter dem halb eingefallenen Dache; ja an mehrern Orten ſtehn die Bücher, unter Mauerſchutt und in Dunkelheit, theils platt auf der Erde, theils auf ſchräge von einer Schornſteinwand oder einer Kiſte zur Erde herablaufenden Brettern. Dieſe höheren Regionen werden wohl ſelten anders als von Mäuſen und Katzen beſucht. In den unteren, wo zum Theil gute und geräumige Säle ſind, hat die Art der Abtheilung etwas Auffallendes. Zuerſt: nach den Sprachen; Zimmer für die Lateiniſchen, Polniſchen, Franzöſiſchen, Deutſchen *) Bücher. Alſo die Werke vom verwandteſten Inhalt, ja die Ueberſetzungen von den Originalen, Etagenweit von einander getrennt. Sodann: einigermaßen nach den Fächern, als Geſchichte, u. ſ. w. Die Fächer nun eingetheilt nach dem Format; und dann folgen die ſo gepaar-

*) So eben hatte ſich der Päpſtliche Nunzius die Augſpurgiſche Konfeſſion in Deutſcher Sprache hohlen laſſen: welches mir der Bibliothekar als eine Wichtigkeit erzählte.

ten Schriftsteller unter sich — nach dem Alphabet der Anfangsbuchstaben ihrer Namen. Zwei Jesuiten, welche die Wiederauflebung ihres Ordens zuversichtlichst hoffen *), sind Bibliothekare. Ein Piarist hat, wie ich höre, den Gedanken gefasst, die Bücher nach einem bessern Plan zu ordnen; an welchem er aber schon seit mehrern Jahren arbeitet, und nicht damit fertig werden kann. — Es war eine edel patriotische Handlung, daß die beiden gelehrten Brüder Grafen Zaluski ihre kostbare Büchersammlung dem Königreich und der Nazion schenkten, und noch dazu einen ansehnlichen Fond (von ungefähr 70,000 Polnischen Gulden), theils an Kapitalien theils an Grundstücken, vermachten um dessen Zinsen zu benutzen. Allein die Familie machte hernach Ansprüche; und dieser Zwist, nebst mehrern Umständen, hinderte die völlig gute Einrichtung und Benutzung. Wenn der ungeheure Haufen — man schätzt ihn auf 300,000 Bände, nachdem 100,000 Bände Dubletten schon daraus verkauft sind — von allem überflüssigen und elenden Wuste gereinigt, dann bequemer gestellt, und zweckmäßiger geordnet würde; so könnte es ein für die Wissenschaften sehr brauchbarer Schatz werden. Bei der An-

*) Der König hat dieselbe so eben, nach seiner bekannten Weisheit, hintertrieben.

Anschaffung neuer Werke müßten die Herrn Bibliothekare sich freilich über alle Religionsvorurtheile erheben. Ein Hauptvorzug, und ein sehr wichtiger für eine solche Nazionalbibliothek, ist die, wie man versichert, unglaublich starke Sammlung von Polnischen Schriften aller Zeiten; nur sollen die meisten alten Seltenheiten dieses Faches gestohlen worden sein. Die Bibliothek ist dem öffentlichen Gebrauche gewidmet, und es werden Bücher gegen Kauzion verliehen.

Nahe am Schlosse steht die übergoldete Bildsäule Königs Sigismund *III*, auf einer 5 Manns-längen hohen Säule. Diese geschmackloseste Art, Statuen aufzurichten, verliert sich, dem Genius der Kunst sei es gedankt! itzt doch völlig. — Sigismund war König von Schweden und von Polen; sein Sohn und Nachfolger auf dem Polnischen Thron, Vladislav IV, ließ ihm 1644 dieses Bild, mit einer ungeheuer schmeichlerischen Unterschrift, errichten; aber weder in den Herzen seiner Unterthanen, noch in den Zeugnissen der Geschichte, wurden ihm Ehrensäulen gesetzt. In Schweden bestrebte Sigismund sich aufs äußerste, der den Ständen ertheilten Versicherung zuwider, die katholische Religion und den Despotismus einzuführen; der dadurch entstandne Haß brach endlich in

einen förmlichen Krieg zwischen dem Fürsten und der Nazion aus; die letztere siegte, kündigte ihm allen Gehorsam auf, und wählte Karl IX. Gustav Wasa's Sohn, zum König. So blieb ihm nur noch der Polnische Thron; aber auch hier erregten seine Jesuitischen und Oestreichischen Gesinnungen soviel Mißvergnügen, daß die Polen gleichfalls ihn nicht mehr als König erkannten, und feindlich gegen ihn zu Felde zogen. Hier indeß waren die Waffen ihm günstiger, und er zerriß den gegen ihn entstandenen Bund. Von nun an mischte er sich in alle auswärtige Händel und Kriege, wodurch sein unglückliches Land den schrecklichsten Verheerungen und selbst einer großen Zerstückelung Preis gegeben ward. Auch litten seine Länder von ihm selbst schwere Bedrückungen; zumal die Provinz Polnisch-Preussen, wo der größte Theil der Einwohner Protestantisch war, in deren Verfolgung sein intoleranter Religionseifer nicht ermüdete. Diese harte Orthodoxie und seine Anhänglichkeit an den Jesuitismus haben ihm wohl das große Kreuz zuwege gebracht; so wie seine unüberlegte Kriegslust und sein Despotismus, das Schwert: mit welchen beiden Insignien in den Händen er itzt über den Häuptern der Warschauer, vergessen und ungeachtet, da steht.

Eine

Eine sehr große Anlage ist der Sächsische Pallast, nebst Garten und Nebengebäuden. Das Eingangsportal zeigt das Wappen des Kurfürstenthums, unter dessen Gerichtsbarkeit dieser Platz steht. Hier wohnten die Könige des Sächsischen Hauses; und die an dem Pallast hinlaufende gerade und lange Gasse heißt noch davon die Königsstraße. — Der Garten, mit Alleen im alten Geschmack, und einem Pavillon zu Erfrischungen, ist ein sehr besuchter Sammelplatz der vornehmen Welt, wo es von Einländern und Fremden, aller Gegenden, alles Geschlechts, und aller Kleidung, durch einander wimmelt. Es ist sehr interessant, hier die politisch wichtigen Personen in gemischten Haufen neben sich wandeln oder sitzen zu sehen: einen Sapieha, welchen Einige den Polnischen Fox nennen, einen Malachowski, die Potozkis, und andere; auch die Damen, welche bekanntlich in Polen noch mehr, als anderswo, sehr wichtigen Einfluß haben, z. B. die Mutter des Fürsten Sapieha. — Das schöne Geschlecht ist in Polen, wie Sie wissen — und wie Jeder weiß, der jemals diese Grazien sah — ungemein schön und wohlgewachsen, kleidet sich mit Geschmack, und trägt sich mit reizender Anmuth, doch nicht ohne edle Würde. Die Männer gehen bei

weitem nicht alle in Polnischer, sondern viele auch in Französischer Kleidung; Mancher trägt auch wohl bei der letztern einen vaterländischen Säbel in der Hand, oder mischt auf andre Weise beide Kostumen zusammen.

Ein merkwürdiges Gebäude ist die neue und erste Lutherische Kirche: sowohl, wenn man dabei an die errungene Religionsfreiheit, aber leider! auch an die traurige Geschichte des neueren Zwistes unter den hiesigen Protestanten selbst, denkt; als wegen ihrer Bauart. Sie ist rund, inwendig vortreflich hell und geräumig, und hat darin Aehnlichkeit theils mit der Katholischen Kirche in Berlin, theils mit der neuen Michaeliskirche in Hamburg. Der Bau begann im April 1777, und die Einweihung geschah am 30 Dezemb. 1781. Das Werk selbst bleibt das beste Denkmal von der Einsicht und dem Geschmack seines Urhebers, des Kurf. Sächsischen Baumeisters Jug; aber auch sein Edelmuth verdient noch immer bekannter zu werden, welchem zufolge er durchaus keine Bezahlung für seine Mühe nahm, und noch selbst 1000 Dukaten zu den Baukosten vorgeschossen hatte. — Sehr sehenswürdig ist der rund um die Kirche laufende Windelsteig zum Thurm, und die innere Anlage des Daches. Von dem Thurme ganz oben

hat

hat man die beste Aussicht über die Stadt und die umliegende Gegend. Hier breiten sich, unter des Beschauers Füßen, die großen schattenvollen Gärten recht aus; hier erheben sich die stolzen Palläste; hier wälzt sich die stille Weichsel; hier dehnt sich die grünende, mit schönen Landhäusern untermischte, Ebene um sie hin. — In jeder Stadt muß man billig nach einem solchen Standpunkte suchen, von wo man das Ganze überschauen, und diesen großen, mit einem sonderbaren Interesse verbundenen, Totaleindruck genießen kann.

VIII.

Die Gegend um Warschau ist im Ganzen eben, trocken, aber fest und fruchtbar. Die unruhige und sandreiche Weichsel tritt oft über, verändert oft ihre Inseln, und ist kein bequemer Aufenthalt für Fische. Ohne die mit ihr verbundene stille und klare Brahe, würde sie derselben vielleicht noch weniger haben. —

Daß die Einwohner einer solchen Stadt auch der angenehmen Jahrszeit auf reizende Art zu genießen wissen, versteht sich von selbst. In den geräumigen Vorstädten liegen sehr große und zum Theil prächtige Gärten, mit mannichfachen Abwechselungen, und schönen Häusern.

Von den anmuthigsten Landpartieen will ich Ihnen ein paar nennen. — Mariemont, ein Lustschloß des Sächsischen Hauses, aber dem Besuche offen stehend. Es liegt ungemein reizend auf einem Hügel, an welchen Garten, Feld, und Wald stoßen. Das Haus ist von Italiänischer Bauart, hat im obern Stock einen großen runden Saal, und vier hübsche Eckzimmer. Die großen Spiegel, Tische, u. s. w. zeugen von seiner ehemaligen Bestimmung. Das Wäldchen ist höchst einladend, und zum Theil zu breiten Gängen gelüfter, zum Theil romantisch wild. An einer Ecke desselben steht noch eine kleine Jagdhütte Königs August III. — Weiterhin kömmt man zu der merkwürdigen Mühle, wohin der itzige König sich in jener schrecklichen Nacht zuerst flüchtete, als er, bloß durch Seine große Geistesgegenwart, sich aus den mörderischen Händen seiner Räuber errettet hatte. Man übersieht hier die ganze Gegend, wo der scheußliche Plan ausgeführet, und durch eine Art von Wunder zernichtet ward.

Wola: hier ist ein angenehmer, dem Thiergarten bei Berlin einigermaßen gleichender, Lustwald; welcher sehr häufig besucht wird, und wo auch Brunnengäste wohnen. In diesem Lustort schlug Kagliostro, als er 1780 hier war, seine

theur-

theurgische Bude auf. — Ganz nahe bei Wola ist der berühmte Wahlort der Polnischen Könige: ein eingefaßter Platz auf freiem Felde, mit einem Wall und Graben umgeben, und mit 3 Thoren versehen. Zufolge der Neuen Konstituzion, ist dieser Fleck den 7 Septemb. 1764 zum letztenmale gebraucht worden, und wird künftig nur eine politische Reliquie sein.

Mokatow, von einem Potozki angelegt: der angenehmste Ort, welchen ich um Warschau sah. Die reizende Lage ist ganz vortreflich benuzt: man sieht viel Wasser, in rieselnden Bächen, in breiten Spiegeln, in Springbrunnen, in Kaskaden. Der Wald ist sehr anmuthig durchgehauen, hat die mannichfachsten Partieen, überraschende Prospekte, auch Grotten, Einsiedeleien, u. dergl. Vorzüglich schön nimmt sich alsdann die freie Aussicht von einigen Hügeln aus, welche theils mit Getreide bebauet, theils mit Lusthäusern oder Ruinen besetzt sind.

Nicht weit von da vorbei führt eine breite und hochschattige Allee aus Warschau nach Willanow, einem beträchtlichen Dorfe, mit einem sehr guten Wirthshause. Hier liegt ein groſses und prachtvolles Schloß, der itzt seit mehrern Jahren abwesenden Fürstinn Lubomirska gehörig, deren

eigene

eigene Soldaten hier stehen. Das Innere ist, theils in altem theils in neuem Geschmack, schön verzieret; und mehrere Zimmer, zumal das Bad, würden jedem königlichen Lustschloß Ehre machen. Das Merkwürdigste aber ist, daß der geistvolle und tapfre Sobieski (Johann *III*), der Erretter Wiens und der Besieger der Türken, dieses Schloß erbaute, und hierselbst auch im Sommer des J. 1696 starb. Man zeigt noch mit Ehrfurcht das Todesbette dieses in vieler Rücksicht groß zu nennenden Königs, und seine Bildsäulen und Gemälde. Welch unnennbares Gefühl verbreiten doch solche Beziehungen, aus der ältern und der neuern Geschichte, auf den kleinsten Gegenstand, und erhöhen zumal einen an sich schon reizenden Ort! — Der Garten liegt an einem Arme der Weichsel, welcher ehemals der Hauptfluß selbst war, und daher noch die alte Weichsel heißt, die sich in ihrer Unruhe itzt östlicher gebettet hat. Nahe daran bilden majestätische Bäume wunderhohe und schöne Laubdächer und Gänge. Das Orangeriehaus ist von erstaunlicher Länge; u. s. w. — —

— Da ich der Vorstädte in diesem Briefe schon einmal gedacht habe, will ich Ihnen itzt noch ein Schauspiel beschreiben, welches ich gestern in einer derselben sah. Ein Schauspiel, das in Deutschland,

land, soviel ich weiß, bloß in Wien existirt, und das ich allenthalben verbannt wünschte; eine Thierhetze! — Um einen zirkelrunden unbedeckten Hofplatz läuft ein geräumiges, drei Stockwerk hohes, hölzernes Gebäude; welches ich, seiner guten Einrichtung wegen, wohl zu einem bessern Gebrauch angewandt wünschte. Auf der ersten Abtheilung, eine Treppe hoch, hat man die besten Plätze; und zwar dicht an der (ich hoffe, nur sogenannten) Königlichen Loge, zu beiden Seiten, die theuersten. Die Anschlagezettel sind polnisch und deutsch, und voll der schändlichsten Witzeleien über die Qualen der armen Thiere. Herr Nikolai hat diese verworfene Sitte der Hetzmeister, so wie die ganze Abscheulichkeit des Schauspiels, welches er zu Wien sah, in den angemessensten Ausdrücken gerügt *). Hier war Alles minder gräß-

*) Reise durch Deutschland, Bd. IV, S. 632, f. — Die Hetzmeister in Warschau sind Deutsche, und wahrscheinlich Wiener. Theils wird diese Profession sonst nirgends getrieben; theils schließe ich dies aus einem Witzausdrucke des Zettels. „6) Soll „der unbändige Wolf, weil er sich um nichts in „der Hetze bekümmert, immer wie ein Taugenichts „in den Tag hineinlebt, stets auf dem Bauche „liegt, Tabak schmaucht wie ein Slawack, nach „keinem Menschen fragt, so soll er scharf und ohne „alle Rücksicht, seiner Lüderlichkeit wegen, gehetzt „werden.“ Der Name Slawacken, eines in Ungarn

gräßlich, aber dafür nur ekelhafter und abgeschmackter.

Der diesmalige „heroische Thierkampf" bestand aus 8 Auftritten. Es wäre noch etwas, wilde Thiere in ihrer vollen Kraft gegen einander kämpfen zu sehen. Aber, nichts ist widerlicher und armseliger, als wie die matten, eingeschüchterten, heulenden Bestien aus den Fallthüren des Erdgeschosses auf den freien Platz hervorkriechen, und gleich sich zu flüchten suchen. So waren alle Wölfe und Bären, die zum Vorschein kamen; nichts war munter und guter Dinge, als die Herren Hetzmeister und ihre Hunde. Die letzteren hatten leichtes Spiel; denn kein Thier (an Widerstand war gar nicht zu denken) machte ihnen auch nur das Nachsetzen schwer: und um es dann zum folgenden Tage aufzusparen, ward ihm bald genug die Thüre seines Loches wieder eröfnet. Ein Bär sollte, indem er sich seinen Fraß hohlen wollte, mit Feuer geneckt werden; aber er kannte die Maschine schon, und war so klug gar nicht anzubeißen; u. s. w. Vollends widerlich war es, daß das Bild eines Menschen auf einem Ochsen, welchem ein Schwär-

garn ansässigen Volksstammes, ist vorzüglich in Wien bekannt; und bei einer wirklich Slawischen Nazion höchst unschicklich. Auch fehlt dies Wort in der Polnischen Uebersetzung.

Schwärmer an den Schwanz gebunden war, reitend saß; als der gequälte Ochs in Sprüngen umher lief, fiel jenes seitwärts herab, und schlänkerte beiher. Die Zuschauer lachten gar laut: aber wahrlich ich schämte mich im Namen der Menschen, gegen die Thiere, welche uns sehn könnten: wir spielten hier überall nicht die glänzendere Rolle. — Zuletzt, hieß es, „erfolgt der Zweikampf der zwei „tapfern Wölfe, die bald als Gegner wider einander „zu schaffen haben werden, bald als treue Alliirte „vereint ihren verschworenen Feinden zusammen „Widerstand leisten.“ Aber, dem geschah nicht also. Es war seltsam anzusehn, wie sorgsam sich die beiden höchst untapfern Wölfe auswichen; und alles Anhetzen der Jäger, und alles Schreien und Klopfen der Zuschauer war ganz vergeblich. Man ließ also die Koppel der wirklich feindlichen Hunde kommen; der elendeste von den Wölfen durfte entwischen: dem andern ward desto grausamer zugesetzt. Da das geängstete Thier sich allenthalben den Weg versperrt fand, so sprang es, fast fliegend, bewundernswürdig hoch an den hölzernen Seitenwänden herauf; bis auch ihm endlich vergönnt ward, in sein Loch zu entschlüpfen.

Freilich war des Lachens und Klatschens unter den Zuschauern genug. Aber, zur Ehre der

War-

Warschauer muß ich sagen, die Anzahl war überhaupt nur gering; und von feiner und schöner Welt, einige Fremde ausgenommen, sah ich Niemand. Ich hoffe, daß dies immer der Fall ist, und daß nicht bloß die mir unschicklich gewählt scheinende Zeit jenen sparsamen Besuch veranlasste. Es war gestern ein sehr schöner warmer Sommertag; ein Festtag; und zwar — der hochheilige Fronleichnamstag, an welchem des Morgens eine sehr große feierliche Prozession, wobei auch der König gegenwärtig sein muß, veranstaltet, aber eines einfallenden kleinen Regens wegen ausgesetzt, wurde. Sonderbar genug, daß am Nachmittage einer solchen göttlichen Feierlichkeit ein so widermenschliches Schauspiel gegeben wird! Auch Hr. Nikolai bemerkt, daß in Wien die Hetze an Sonn- und Festtagen ist. Indeß, konnten doch jene Umstände wirklich die Spaziergänger, die Schmauser, und die Andächtigen abhalten. — Möge doch auch mitleidvolles Gefühl, und die Abneigung gegen den Anblick unverschuldeter Quaal, ein jeder sanften Freude so offenes Volk, wie das hiesige ist, auf immer von einem solchen Schauspiele abhalten!

IX.

Sie wissen, wie fest ich überzeugt bin, daß nicht die — wirklich oder scheinbar — republi-

kanische Regierungsform einen Staat glücklich macht. Dies muß wohl jedem bei der bisherigen Verfassung von Polen einleuchten. Auch fand ich dasjenige Deutsche Land weder sehr blühend noch besonders beglückt, wo alljährlich die Landstände zusammen kommen, und ihrem Fürsten seine Einkünfte jedesmal erst bewilligen. — Indeß bleibt es immer ein feierlicher Anblick, die Repräsentanten einer großen Nazion versammelt, und mit den Angelegenheiten und der Wohlfahrt ihres Landes beschäftigt, zu sehn. In Warschau kommt noch der Gedanke hinzu, daß diese Männer vor kurzem die wichtige Staatsveränderung beschlossen; und daß so viel theils merkwürdige, theils als gebildet und geistvoll bekannte Köpfe darunter sitzen.

Der Saal des Reichstages ist auf dem königl. Schlosse. Er ist geräumig, hell, sehr hoch, nicht schmuckvoll verzieret, aber der Würde und dem Glanze der Versammlung doch nicht unangemessen. Alle Sitze sind karmesinroth bekleidet. In der Mitte ist ein langer freier Gang, zwischen zwei Reihen von Armstühlen (roth mit gelber Einfassung), auf welchen die Senatoren ihre Stellen nehmen. Dahinter laufen, an jeder Seite, zwei Reihen mit rothem Tuch überzogener Bänke: für die Landboten; auch für die Gesandten, und für

Fremde, welche von denselben mitgebracht werden. Sonst ist eigentlich eine, in der Höhe, rund umher laufende geräumige Gallerie für die Zuhörer bestimmt, wo jeder ordentlich gekleidete Mann Platz findet. Ganz oben sind Logen für die Damen.

Am vordersten Ende des Saales, gerade wo sich der freie mittlere Gang öfnet, steht der Königl. Thron, auf einigen Stufen erhöht: ein ordentlicher, nicht besonders hoher, Armsessel (so daß der König am 3 Mai ohne Beschwerde auf denselben steigen konnte); unter einem Thronhimmel. Zu den Seiten stehen, auch wenn der Thron leer ist, zwei Mann von der gelbgekleideten Reitergarde: die einzigen Menschen im Saale, welche den Hut aufhaben. — Der Vorsaal, durch welchen man in dies Sitzungszimmer (eigentlich die Senatorenstube) kömmt, ist voll von dieser Garde: lauter große, schöne Leute. (Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen gleich die Bemerkung schreiben, daß ich weder hier, noch sonst, wo Veranlassung zum Gedränge war, und wo nothwendig Soldaten zugegen sein müssen, die in unsern Gegenden leider zu häufigen Unarten fand: ein grobes und unvernünftiges Drängen oder Stoßen von Seiten der Zuschauer, und ein gebieterisches, wo nicht gar gleich gewaltsames Einmischen des Militairs.) — Am andern Ende des mit-

mittlern Ganges sitzen die Reichstagsmarschälle, welche aber oft hervortreten; auch ist daselbst der Tisch für die Schreiber, u. s. w.

Ich war in den Sessionen, an Tagen wo der König dem Reichstag nicht beiwohnte, und wo er dies that. Das erstemal, in jenem Falle, sagte man mir, daß das Geräusch der redenden oder streitenden Personen in des Königs Gegenwart geringer sei; welches mir aber nachher nicht so schien. — In dem letztern Falle, stehn bei und hinter dem Thron eine Menge Hofbediente. Auch redete der König mit einzelnen Senatoren, und andern Personen. Der König trug entweder die Uniform seiner Garde, oder der Kadetten.

Von den beiden Reichtags- oder Generalkonföderazions-Marschällen, geht der Krongroßreferendar Stanisl. Malentsch Malachomski französisch gekleidet, und der Fürst Kasimir Sapieha (als General der Artillerie) in der Nazionaltracht. Das letztere thut auch der General Branizki, und einige wenige Andere. Die bei weitem Mehresten gehen in Französischer Kleidung; Einige auch mit Ordensbändern. Bischöfe habe ich nicht gesehn,

wohl aber andere Geiſtliche. Ueberhaupt ſind die Verſammlungen itzt *) nicht zahlreich.

Wer eine Sache vortragen will, hat ein Papier in der Hand; worauf ſich Mancher, ſo wie er im Anhören Gedanken bekömmt, noch etwas anmerkt. Die Projekte werden jedesmal zuvor gedruckt, umher gereicht. Natürlich tritt Mancher auf, um einen Andern zu unterbrechen oder zu widerlegen, ohne daß er zu Worte kommen kann: weil man ihn nicht hören will, indem ſeine Meinung ſchon einmal vorgetragen und abgeſtimmt iſt, oder man dieſelbe ſchon kennt. Der Marſchall Potozki führt einen langen Stab, womit er lärmend auf den Boden ſchlägt, wenn das Geräuſch, das Zwiſchenreden, das Widerſprechen zu ſchreiend wird, und man den einzelnen Redner gar nicht verſtehen kann. Dieſem Aufruf zur Stille füget man ſich immer baldigſt; und es iſt kein Schatten von jenem unanſtändigen Gekreiſche, Gebelle, Geheule, oder gar Gezänke und Gehöhne, welches wir ſo oft, durch den Bericht des Moniteurs, in der Franzöſiſchen Nazionalverſammlung hören. Nach langen Diſkuſſionen, geht man zu dem Tiſche der Schreiber, wo

*) In der letzten Hälfte des Junius 1791.

wo dann der Entwurf der Proposizion abgeändert, und so wiederum vorgelesen wird. — Das einemal war die Frage von den Gränzen der Polizeirechts des Kronmarschalls; ein andermal: von der Ernennung eigener Kommissionen zur Regulirung der Gränzstreitigkeiten zwischen kleinen Gütern und großen Staroſteien; u. s. w.

Die wichtigste Angelegenheit, die Aenderung der Staatsverfassung, kömmt, seitdem sie am 3 Mai mit geringem Widerspruche durchgesetzt, und am 5 Mai einmüthig bestätigt worden, itzt in den Reichstagssessionen nicht mehr vor. Man nennt sie hier ein nun ganz vollbrachtes Werk, und hält sie für unumstößlich. Der Enthusiasmus dafür ist groß, und hat in der That etwas Liebenswürdiges. Männer und Frauen sprechen mit gleicher Begeisterung davon, welche sich bei ernsthaften Gelegenheiten und unter Fröhlichkeit und Scherz, kurz im Großen wie im Kleinen, äußert. Es ist eine Ursache zum Nazionalstolz mehr, wenn die Poken, was sie so gern thun, ihr Land und ihren König erheben; es ist eine Gesundheit mehr, welche man trinkt; und im Buchladen sieht man eine Menge bedruckter Bänder, für die Damen zu Schärpen und Schleifen, worauf, außer dem Vivat Krol (Es lebe

der König!), auch Wünsche für die Konstituzion, für die Revoluzion, für die Nazion, zu lesen sind.

In der "Geschichte der Polnischen Staatsverän-„derung vom 3 Mai 1791; Nach dem Polnischen „Berichte der Warschauer Nazionalzeitung; Von „K. G. Warschau, gedruckt bei Mich. Gröll, Hof-„buchhändler" (119 Seiten in 8), sollen (wie man mir sagt), was das Historische betrift, mehrere Fehler befindlich sein. Den vorzüglichsten Theil der Schrift macht die eingerückte neue Konstituzion selbst; worüber Sie gewiß itzt von mir kein ausführliches Urtheil verlangen. — Es fällt gleich anfangs, nicht ganz vortheilhaft, auf: daß eine „herrschende Nazionalreligion" vorgeschrieben wird; ja daß „der Uebergang von die-„sem herrschenden, heilig römisch-Catholischen, „Glauben zu irgend einer andern Konfession bei den Strafen der Apostasie untersagt ist". Indeß hat doch selbst die Englische Verfassung etwas Aehnliches. Es fällt auf, daß dem Landesadel so gar große Vorzüge zugestanden; und die Adelichen Bauern nicht kräftiger, als es geschehen ist, in Schutz genommen werden. Indeß ist die Entreissung alter Privilegien zwar im Beschluß etwas Glänzendes; aber nicht immer im Zusammen-

menhang der Dinge etwas Weises, noch in der Ausführung etwas Leichtes. Der bessere Zustand der Bauern wird durch die Zurückweisung (§. 4) auf die ehemaligen Verabredungen ziemlich sicher gestellt: denn die harte Leibeigenschaft ist, wenigstens meistentheils, ein neueres Herkommen, keine alte gesetzliche Verfassung. Hier ist also den menschenfreundlichen Politikern, welche historische und juristische Untersuchungen lieben, ein schönes Feld geöfnet. — Was nun die eigentliche Staatsverfassung, was die Aufhebung der Königswahl und die Einführung der Thronfolge; was die Bestimmung der Gesetzgebenden Gewalt, welche bei den versammelten Ständen ist; der höchsten Ausübenden Gewalt, bei dem König und dem Stras, unter deren Gehorsam auch die bewafnete Nazionalmacht steht; und endlich der Richterlichen Gewalt, bei den angeordneten Gerichten; was alles dies, und die näheren Festsetzungen in Absicht des Königlichen Staatsraths, der mit der Ausübenden Gewalt verbundenen Kommissionen, u. s. w. betrift: so mögte, in der Theorie, diese Verfassung wohl eine der besten neueren sein, welche sich Völker, die ihre Konstituzion umschaffen wollten, gegeben haben. Sie ist außerdem kurz und bündig entworfen, gewährt einen leichten Ueberblick, er-

hebe sich nicht zu einem anmaßlich vollständigen Kodex, welcher Entscheidungen für alle Fälle enthalten soll; und wäre also, da sie wirklich für den Polnischen Staatsbürger, nicht für den Menschen in Abstrakto, berechnet scheint, wohl ein bequemes Exempel- oder Handbuch, um (da man in Deutschland doch so gern theoretisiret) darüber theoretisch und philosophisch zu räsonniren. — —

König Stanislaus Augustus, ein Weiser und ein Menschenfreund auf dem Thron, ein Fürst von sehr großem Verstande, von ausgebreiteten Kenntnissen, von der uneigennützigsten Liebe für Sein Land, von dem edelsten Eifer für alles Gute, findet itzt die Seinen Verdiensten gebührende allgemeine Verehrung und Liebe. Nicht leicht hat ein König in neueren Zeiten merkwürdigere Schicksale erfahren; nicht leicht ist auch für die Polnische Nazion die Lebens- und Regierungszeit eines ihrer Regenten wichtiger gewesen. Allein, nicht bloß die Geschichte und die Nachwelt werden Sein Andenken ehren; da der Schwindel des traurigsten Fanatismus endlich ganz gewichen ist, so zollen ihm alle Herzen Seines Volkes — von welcher Partei sie auch sein mögen, und wie sie über die Staatsangelegenheiten des Landes sonst auch denken — die wahreste Bewunderung und Hochachtung. Alle

Gesichter erheitern sich, theilnehmend strömen alle Lippen über, wenn man hier von dem Könige spricht.

Wir (mein Engländischer Reisegefährte und ich) hatten die Ehre Ihm vorgestellt zu werden. Daß der König ein sehr schöner Mann ist, welchem man sein Alter (beinahe volle 60 Jahre) nicht ansieht; daß er mit vortreflichem Anstande sich darstellt, mit vortreflichem Anstande redet; daß er Jedem etwas Verbindliches und Interessantes zu sagen weiß: haben Sie schonoft gehört, und bedarf meines Zeugnisses nicht. Er sprach Französisch, Deutsch und Engländisch; alles drei nicht Seine Muttersprachen; aber alles drei, so viel ich davon urtheilen kann, ganz ungemein gut. — Warum ich Ihnen dies alles erzähle, ist wegen eines Zuges, welcher mir sehr rührend und wichtig war.

Als der König hörte, daß ich nach Berlin zurückgehe, trug er mir Grüße an zwei dortige Gelehrte auf: Hrn. Formey, und Hrn. Büsching. Da ich des Letzteren langdaurender Krankheit erwähnte, äußerte Er Sich mit desto größerer Theilnahme und mit der reinsten Hochachtung über diesen von Ihm geschätzten vortreflichen Mann. — Herr Büsching ist, wegen seiner andern Schriften, aber vorzüglich wegen mancher

Nachrichten und Aufsätze über Polen, dem Könige lange bekannt gewesen, und hat Beweise Seiner Achtung erhalten. Als aber dieser würdige Mann mit einer Freimüthigkeit, wie sie Deutschen Gelehrten geziemet, seine auf lauter Akten beruhende und gründliche "Geschichte der Streitigkeiten unter der Evangelischen Gemeine in Polen" schrieb, sagten ihm einige Besorgtere, er werde den König erzürnen. Aber der König liebt und schätzt ihn noch immer gleich, wie Sein eigener Mund versichert. Ich muß Ihnen hier doch einige Stellen aus dieser wichtigen Schrift hersetzen.

Mit der Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers, welche nur auf das Recht der Sache selbst, und sonst auf nichts, Rücksicht nimmt, erklärt sich Herr Büsching *) für die "Freiheit der Evangelischen. Die kirchliche Sklaverei ist weit ärger „als die bürgerliche; und diejenigen, welche dazu „halfen, daß die Evangelischen auf der General„synode zu Wengrow in dieselbe gerathen mögten, „bedachten nicht was sie thaten". Er erklärt sich **) gegen die elende Vorspiegelung zur Aufhetzung der Gemüther, als ob mit der Wegwerfung einiger

*) Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie, Bd. XVIII, S. 209.

**) Ebendas. S. 241.

einiger Ceremonien die ächte Glaubenslehre verlo-
ren gehe. "Wahrlich! es ist tief unter der Wür-
„de wahrer und aufgeklärter Christen, an solchen
„Dingen zu hängen, und über dieselben zu strei-
„ten. Es geschieht auch nur, entweder von ganz
„unwissenden und abergläubischen Leuten; oder von
„Personen, die um gewisser politischer Ursachen
„willen aus der Gottesdienstlichkeit ein Blend-
„werk machen, in welchen aber kein Funken wah-
„rer Religion ist". — Nachdem er die Schritte der herrschsüchtigen Golzischen Partei aufgedeckt hat, kömmt er *) auf den Antheil, welchen der König Selbst an dieser Sache nahm. "Der „Partei, welche ohnedas schon die stärkste war, „glückte es, selbst den König für ihre Absichten „einzunehmen und zu gewinnen, und Ihn zu „veranlassen, daß er am 6. April 1782 ein Re-„skript an den Grafen von Unruh ergehen ließ: „unverzüglich aus allen zu Warschau vorhandenen „Ständen der Dissidenten Augsp. Konfession eine „besondere Synode zu veranstalten, u. s. w." Mit der gebührenden Ehrfurcht gegen die Verfügung eines Monarchen, macht Herr Büsching hierbei folgende gegründete Anmerkungen. „Erst-
lich,

*) Ebendas. S. 249 — 252.

„lich, der Traktat enthält nicht, daß auf königl.
„Befehl Synoden der Dissidenten zusammen berufen
„werden könnten; auch ist davon sonst kein Beispiel
„vorhanden. Zweitens, die Streitigkeiten in der
„Warschauer Gemeine hätten nicht nur ohne das
„Restript des Königs beigelegt werden können;
„sondern dieses hat auch, der gnädigen Absicht des
„Königs gerade entgegen, theils wegen des Stol-
„zes und der Gewaltthätigkeit, theils wegen der
„Unweisheit und Parteilichkeit derjenigen, welche
„hätten gelinde, sanfte, unparteiische und kluge
„Friedensstifter sein sollen, in der Warschauer
„Evangelischen Gemeine eine große und schädliche
„Spaltung zur Folge gehabt, die den König um
„das Vergnügen bringet, welches ihre Harmonie,
„und der daraus entstehende blühende Zustand,
„seinem der Menschenliebe so sehr ergebenen
„Herzen verschaft haben würde. Drittens endlich,
„diese Versammlung aller Stände der zu War-
„schau wohnenden Augsp. Konfessionsverwandten
„war keine Synode, und kann nie eine heißen.
„Sie war bloß eine Versammlung der Warschauer
„Gemeine. Sie ist und bleibt eine Aftersynode;
„indem ein königlicher Befehl die Natur der Din-
„ge nicht verändern kann". — Als der König
zu dem Druck des Buches: Nachricht von den

Uneinig-

Uneinigkeiten u. s. w., die Kosten hergab, es den Hausvätern der Kirche zu schenken und in der Kirche aufzubewahren befahl; sagt Hr. B. *): „Kein Menschenfreund, kein Patriot, kann es „ohne Betrübniß gedenken, daß der höchst-gnädige „und huldreiche König hierin, und in dem, was „darauf erfolget ist, so sehr hintergangen worden. „Es kann nichts parteiischer gedacht werden, als „dieses Buch; u. s. w. — Mir, dem Geschicht„schreiber dieser Begebenheiten, thut es in der „Entfernung wehe, daß der verehrungswürdige Na„men des Königs Stanislaus Augustus bei dieser „Gelegenheit erschlichen worden ist. Er wurde „noch mehr gemißbraucht: denn Hr. von Friese „legte Sr. Majestät den unten stehenden Kabi„netsbefehl zur Unterschrift vor; und, als dieser „nicht ausrichtete was er sollte, nach einigen Wo„chen einen andern." — —

Auch der edelmüthigste und weiseste König — denn er bleibt ein Mensch — kann irren; kann durch falsche Vorstellungen bedeutender Personen, veranlasst werden, Eingriffe in Kirchenrechte und Gewissensachen zu thun, elende Bücher zu befördern und zu verbreiten, harte Kabinetsbefehle gegen rechtschaffene und gewissenhafte Menschen zu unter-

*) Ebendas. S. 534—537.

unterschreiben. Wenn aber die Stimme der Wahrheit, mit Nennung aller Namen, dies ganze Gewebe der Intoleranz und der Herrschsucht aufdeckt; und ein König dem Manne, welcher jene Stimme führte, Seine Achtung nicht entzieht, sondern ihn Seiner Freundschaft versichern läßt, ihn einen würdigen, einen sehr verdienten Mann nennet: — so verdient dies in der That wohl der Triumph der Edelmuth und der Weisheit zu heißen!

X.

Spotten Sie immer über das, was Sie meinen Enthusiasmus für die Polen nennen; ich weiß, daß es bloß unparteiische Wahrheitsliebe ist. Vergessen Sie aber nicht, — woran ich Sie gleich Anfangs in meinen Briefen erinnerte — daß ich nur von einen sehr kleinen Theile Polens, und eigentlich nur von Warschau rede; und daß ich auch diese Stadt nur als Fremder beurtheile. Aus diesem, freilich sehr eingeschränkten, Gesichtspunkt betrachtet, gefällt mir die Nazion und das Land, d. h. der Charakter und die Lebensart, so wie ich beides hier bemerken kann, ungemein wohl. Ein unabhängiger Reisender, mit Zeit und Geld, mit Lust und Kraft zu genießen, findet nur sehr wenige so angenehme Orte, als Warschau. Aber, aufrichtig gesagt, oft wundert mich (und, wäre ich ein Einwohner, so würde mich vielleicht grauen),

wie

wie bei diesem splendiden Leben, bei diesem Treiben nach Vergnügungen, theils noch daurender Wohlstand bestehen, theils noch große Angelegenheiten mit Wichtigkeit betrieben werden können. Und doch sieht man beides.

Warschau nimmt seinen Platz unter dem Dutzend der großen Residenz- und Hauptstädte in Europa ehrenvoll ein. Diese Städte sind, im Ganzen, sich alle ziemlich gleich: sie modeln sich eine nach der andern, und keine genau nach der Beschaffenheit ihres eigenen Landes. Daher ist die Unkunde der Nazionalsprache in einer Hauptstadt wenig hinderlich; denn man hört, wegen des Zusammenflusses so vieler Menschen, fast alle Sprachen der Welt. In Warschau kömmt man vorzüglich mit Deutsch und Französisch allenthalben aus; in sehr vielen Häusern wird auch Englisch geredet; und die meisten gebildeten Damen sprechen Italiänisch. — Aus allem diesen folgt freilich, daß eine solche Hauptstadt nie der Maaßstab zur Beurtheilung eines Landes sein kann. Polen ist nicht Warschau. Indeß gehört Warschau doch zu Polen; und die Beschaffenheit dieser Stadt zeigt (weil der Schluß von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit unumstößlich ist), was die Menschen dieser Nazion sein können. Auch treffen gewisse Bemerkungen das Allgemeine.

Für

Für die leiblichen Genüsse wird fast zu viel gesorgt; obgleich sich auch hierin Verstand und Geschmack zeigt. Alle Reisende erkennen an, daß in Polen drei wichtige Artikel: Das Brot, der Wein und der Kaffee vortreflich sind. Polen ist freilich ein herrliches Weizenland; aber nicht allenthalben, wo die Natur gute Erzeugnisse darbeut, wissen die Menschen sie auch gut zu benutzen. In manchem der besten Kornländer genießt man weder vorzügliches Brot, noch gutes Bier. Die weit und breit verfahrne Polnische Grütze ist gleichfalls ein Beweis der Industrie. Gut und stark gekochten Kaffee nennt man hier, und selbst in den benachbarten Ländern, Polnischen; den schwächeren, Deutschen. So auch den alten stärkeren Ungarwein, Polnischen; den fetten süßen, Deutschen. (Seltsam kam es mir vor, als in Thorn die vortreflichen Nachtigallen, welche ich am ganzen Ufer der Weichsel, in größter Menge und mit außerordentlicher Stärke habe schlagen hören, Polnische genannt wurden; zum Gegensatz einer viel geringern Art, welche Sächsische hießen.) Auf Ungarischen Wein wird ungemein viel gewandt; bei Geistlichen Herrn findet man selbst hundertjährigen. Aber, in Warschau trinkt man auch alle andern Sorten; und in der großen Hitze des Junius, fand ich allenthal-

Jahr-Abhandlungen und Verordnungen, die zu dem Ende ergangen, sind zu finden in Hrn. Hofrath Pütters Literatur des Teutschen Staatsrechts, Th. 1. S. 1. u. f. Th. 2. S. 1. u. f. Th. 3. S. 1. u. f. Th. 4. S. 1. u. f. Th. 5. S. 1. u. f. Th. 6. S. 1. u. f. Th.

Memel, hört man viele Namen Engländischer Kaufleute; in Warschau ist das itzige Haus Tepper ursprünglich Englisch, und heißt Ferguson. Vorzüglich sind aber von den näheren Deutschen immer viele herüber gekommen; und sie haben vorzüglich zur Einführung mancher guten Sache, und so auch der Evangelischen Religion, beigetragen. Man nimmt so allgemein an, daß die Dissidenten Deutsche sind, daß man beide Worte als gleichbedeutend gebraucht. Das Katholische heißt Polnisch, das Dissidentische Deutsch. Ich habe von Deutschen Polen reden hören, wodurch man ächte Polen, welche aber Evangelisch waren, bezeichnen wollte. — Aus den Preussischen Ländern stammen zwei wichtige Männer her: der große Bankier Hr. Blanc, und der große Wagenfabrikant Hr. Dangel.

Der auswärtige Handel ist bei weitem beträchtlicher, als die innere Industrie. Die natürlichen Ursachen hiervon sind: die großen Freiheiten des Adels, der erbärmliche Zustand der meisten Städte, die Menge fremder Kaufleute, die Lust nach auswärtigen Waaren, welche die vornehme Welt auf ihren Reisen hat kennen lernen, der Mangel an guten Finanzeinrichtungen, u. s. w. Dadurch hat Polen, welches das unentbehr-

behrlichste Produkt weit und breit in Europa liefert, und noch mit andern wichtigen Erzeugnissen von der Natur hoch begünstigt ist, die nachtheiligste Handelsbilanz. Im J. 1776 betrug (Büsching zufolge) die Einfuhr über 48, und die Ausfuhr nur 22 Millionen Poln. Gulden *); jene übertraf also diese um 26 Millionen. Im J. 1777 machte die Einfuhr der Waaren über 47, die Ausfuhr hingegen 29 Mill. aus; es gingen also an 18 Mill. außer Landes. Um diesen schrecklichen Verlust zu hindern, machte man Gesetze gegen mehrere Artikel der ausländischen Ueppigkeit; welches Verbot aber den Adel nicht traf: und wer ist in Polen nicht Edelmann?

Indeß ändert auch hierin sich Vieles. Die großen Güterbesitzer haben auf Reisen die Vortheile des Nazionalfleißes kennen gelernt: sie ziehen viele fremde Kolonisten herein, und setzen sie, auf ihren Ländereien und in ihren Städten, als Fabrikanten an. Nahe um Warschau sieht man unglaublich große Anlagen von Brauereien, und dergleichen. Der schon erwähnte Sattler Dangel treibt seine Fabrik in einem Umfange, wie man sie wohl selten sieht. Seine Kutschen aller

*) Der Polnische Gulden ist Vier Groschen Brandenburgisch.

Art sind, wegen ihrer Dauerhaftigkeit, ihrer geschmackvollen und bequemen Bauart, ihrer schönen Malerei, ihrer Lakirung, u. s. w. berühmt; die ersten Familien lassen bei ihm arbeiten, und vieles geht auch ins Ausland. Alle Theile dieser Wagen aber, vom schmalsten Riemen und vom kleinsten Schloß bis zur Vollendung des Ganzen, werden in seinem Hause verfertigt; und nur darum kann alles so gut und passend gefördert werden, weil Eine Anordnung und Aufsicht über die mannichfaltigen Stücke herrscht. Freilich fand mein Engländer, und gewiß mit Recht, daß es nicht Londoner Arbeit sei. Auch fand er dies in einem großen Hause bei höchst eleganten und mit kolorirten Bildern ausgelegten Schränken, welche er auf den ersten Blick selbst für Englisch hielt, und nun auf die Nachricht, daß es Warschauer Arbeit sei, genauer untersuchte. Aber gut ist es eben, daß auch Personen, welche das ächte Englische bezahlen können, lieber die Hand ihrer Mitbürger beschäftigen.

Ich hörte von der Theurung in Warschau, reden, welche die Preise um das Doppelte erhöhet hat. Das Pfund Rindfleisch, welches noch vor ein paar Jahren 5 Poln. Groschen (8 Pfennige Brandenb.) kostete, kostet izt 10 Groschen (16 Pfen-

Pfennige). Man sieht hieraus zugleich die Wohlfeilheit der im Ueberfluß zuwachsenden Lebensmittel. — Diese Veränderung schreiben Einige theils der Lederabgabe zu, theils den großen Beisteuern zu den Staatsbedürfnissen, da die Geistlichen Güter 20 vom Hundert, und die Adelichen 10 v. H. entrichten müssen, und also ihre Produkte wieder höher im Preise halten. Andere suchen aber die Ursache, vielleicht richtiger, in der starken Verzehrung, welche seit einigen Jahren bei den nahe stehenden Armeen Statt gefunden hat. Auf keinen Fall, ist es ein Unglück für den Staat; obgleich wer auf fixe Besoldung sitzet, etwas darunter leidet.

Juden hat es seit den ältesten Zeiten in Polen gegeben, und sie vermehren sich stark. Sie haben dem Lande viel zu danken; aber das Land sicherlich auch ihnen. Den innern Handel, einige Betriebsamkeit, die Geldgeschäfte, und anderen Verkehr, haben sie noch aufrecht erhalten; manches nüzliche Gewerbe, manche gute Einrichtung haben sie eingeführt; und haben dem Staate beträchtliche Abgaben entrichtet. Solche Einwohner sind, vorzüglich in einem menschenleeren Lande, höchst vortheilhaft. Das sah Kasimir der Große wohl ein: dieser König (starb 1370), welchem Po-

len seine Gesetze, Gerichte, Ordnung, seine meisten Städte, Schlösser, und andere Gebäude, zu danken hat; und welcher den Juden ungemeine Freiheiten ertheilte. Freilich hat mancher verschwenderische und unwissende Edelmann sich zu sehr auf sie verlassen, und seine Fehler mit grossem Verluste büßen müssen. — Nach einem alten Gesetze, dürfen sie, während des Reichstages, ungehindert frei handeln. Da aber der gegenwärtige so ungewöhnlich lange dauert (seit 1788), so ist schon öfter die Rede davon gewesen, sie mehr einzuschränken, oder gar alle unangesessene aus Warschau zu verjagen.

Sonst ist man hier sicherlich nicht intolerant, denn man scheint nicht sehr orthodox. Die vornehmere Welt ist an Verstand und in den Sitten ausgebildet; die Andern haben mit ihren Geschäften und ihren Vergnügungen genug zu thun; die niedrigste Klasse richtet sich, wie allenthalben, nach dem Beispiel der höhern, und hat hier noch dazu täglich so viele Dissidentische Mitbürger vor Augen. Daß eine sehr feierliche Prozession (am Fronleichnahmstage), wozu schon Bretter auf den Straßen gelegt, Altäre errichtet, Birkenbüsche gesteckt waren, wegen eines höchst unbedeutenden Regens eingestellt, und bloß der Gottesdienst in

den

den Kirchen gehalten ward, habe ich Ihnen schon geschrieben. Der König versäumt übrigens nicht, was seine Religion vorschreibt, und hält auch hier die weise Mittelstraße zwischen Anstoß und Uebermaaß. Aber frömmer war gewiß K. August III, von dessen Zeiten her noch manches itzt verfallende Kruzifix und Heiligenbild steht, zu welchem damals der Hof in Pompe hinzog. — So ist es indeß wohl nur in Warschau. Im Innern des Landes hängen die Polen, welche überhaupt Ceremonien sehr lieben, gar fest am Aeußern ihrer Religion; auch kann der tägliche Umgang eines Mönches, welchen jeder Landedelmann zum Gesellschafter und Haushofmeister hat, die Aufklärung wohl eben nicht sehr befördern.

Und nun noch gleich ein paar Worte von dem Vorwurfe, welchen man zum lautesten und allgemeinsten über die Polen hört: von der Unreinlichkeit. So gewiß es in den guten Häusern in Warschau sehr ordentlich und reinlich zugeht; eben so gewiß ist es, daß die niedrige Volksklasse widerlichen Schmutz in der Kleidung, im Essen, in der Wohnung, u. s. w. zeigt. Aber kömmt dies daher, weil sie Polen, oder weil sie arm und weil sie Sklaven sind? .... Ohne Rücksicht auf die Forderungen des Klima und auf andere Be-

dürfnisse, ist immer das wohlhabendste Volk auch das reinlichste. Zum Beweise dienen hier wiederum die edlen Engländer gegen die Franzosen, Italiäner, u. s. w. Und sieht es bei unsern Leibeigenen in Westfalen, oder andern Deutschen Provinzen, etwa sehr lieblich aus? — Dasselbe Unglück, welches die gemeinen Polen bis zu dem niederträchtigen Fußkuß herabbeugt (eine Art dieses sklavischen Bücklings sah ich, außer Warschau, auch bei vornehmern Polen, und leider! selbst bei dortigen Deutschen), das erniedrigt sie auch bis zur Gefühllosigkeit gegen Ekel und Schmutz. Und dennoch sieht man diese Gefühllosigkeit fast nie. Ich fand sie auf meiner ganzen Reise eigentlich nirgend; man zeigt sie nur an den elenden Schiffsknechten, welche aus den innern Polnischen Provinzen nach Preussen kommen, und wirklich den Negersklaven nicht sehr unähnlich sind. Allein, seit man mich sowohl hier als dort darauf aufmerksam machte, daß der ärmste gemeinste Pole sich und seine Sachen ungemein fleißig wäscht, ja daß jene Sklaven mit sorgfältiger Auswahl sich das reinste Trinkwasser weither hohlen; seitdem habe ich eingesehen, daß menschliches Gefühl für das Schöne und Gute sich in keinem menschlichen Herzen ganz verläugnet. — Aber, wahren Schau-

der

der empfand ich bei dem Anblick der Polnischen Bettler, welche ich hier und in Preußen an den Kirchthüren, und, eben nicht zur Ehre der Warschauer Polizei, auch an den Thüren der großen Häuser fand. Es scheint, daß sie durch den schrecklichsten Aufzug in Lumpen und die tiefste Versinkung in Ekelhaftigkeit das Mitleid der Menschen und des Himmels sich erzwingen wollen. Seit ich diesen Anblick hatte, kann ich mir den verworfenen Labré deutlich denken, und das traurige Loos der Menschheit desto inniger bejammern, daß ein solches Scheusal in unsern Tagen ein Heiliger genannt werden durfte, und fromme Fürstinnen sich um seine Reliquien mit dem Ungeziefer stritten.

Außer der Armuth, der Sklaverei, und dem zu Stumpfsinn und Trägheit erniedrigenden Aberglauben, bewirken aber, bei bessern Menschen, auch wohl üble Sitten und Mangel an zartem Gefühl ein Betragen, welches uns feiner Gewöhnte empört. Dergleichen ist bei vielen Polen nicht zu läugnen. Die meisten Anekdoten darüber gehören aber zu den Geschichtchen von den Hinterpommerschen Fräulein. In Warschau, ich wiederhohle es, fand ich eine Reinlichkeit, wie man sie in den vorzüglichsten Städten des gesitteten Europa nur

antrift. — Und wie sollte dies bei einer Nazion anders sein können, deren vorzüglichste Glieder sich so sehr, wie keine andre Nazion, durch häufige Reisen und vieljährigen Aufenthalt in den kultivirtesten Theilen der Welt ausbilden?

Diese Ausbildung erhöht die natürlichen Anlagen der Polen ungemein. Zu einem schönen Körper, empfing dies Volk einen leichten, muntern, Geist, welcher Witz und Anmuth vereinigt. Es besitzet guten, vorzüglich praktischen, Verstand; viel Fähigkeit zur Erlernung von Wissenschaften und Künsten; Scharfsinn; und vorzüglich zwei Eigenschaften in hohem Grade: eine Gewandtheit, Geschmeidigkeit des Geistes; und eine große Gabe der Beredsamkeit. — Man wirft ihm vor, daß es leichtsinnig sei, und nicht nach festen richtigen Grundsätzen handele. Viele Fehler werden gewiß mit seiner fehlerhaften Konstituzion verschwinden. Wenn alles im Lande ruhig ist, weder das Treiben der Parteien, noch die Ränke und die Gewinnsucht bei den Wahlen, die Gemüther mehr bewegt; so werden bessere Grundsätze, nicht nur in Absicht der Politik, sondern auch des ganzen moralischen Betragens, sich fest setzen können, und gewiß bekleiben. Wenn die harte Leibeigenschaft, durch Gesetze und durch Vernunft, nach und nach abnimmt;

nimmt; so wird ein edlerer Sinn für Menschen- und Bürgerrechte allgemeiner werden. Dieser Sinn ist bei den ersten Familien des Landes, deren Einsichten und Herzen hoch gebildet sind, durchaus herrschend: manche derselben haben bekanntlich, lange vor dem 3 Mai 1791, ihren Unterthanen die Freiheit ertheilt; nur die kleineren Tyrannen sind, wie allenthalben, die wüthigsten. Doppelte und dreifache Schmach aber trift diejenigen Ausländer, vorzüglich die Deutschen, welche (wie schon mehrere Schriftsteller bemerkt haben) nicht einmal Edelleute sind, in Polen Offizierdienste und andre Stellen annehmen, sich dann für adlich ausgeben, und den Bürgerstand auf das Bitterste zu kränken suchen. — Wenn endlich die Industrie im Lande mehr zunimmt, so wird eine gemäßigte Wohlhabenheit, mit allen ihren gesegneten Folgen, sich bald genug ausbreiten. Die Keime zu allem Guten liegen da, sie bedürfen nur einer günstigen Entwickelung.

Genug von Warschau, von wo ich, wann Sie diesen Brief erhalten, schon weit entfernt sein werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

8.

August von Kotzebue
und
Heinrich Matthias Marcard.

Ein Naturalienkabinet muß auch Monstrositäten enthalten; und so wird es gewiß weder unzweckmäßig noch unnütz sein, daß eine Sammlung, welche der Litteratur Dienste leisten will, nicht bloß Proben der Deutschen Vernunft und Wohldenkenheit — nicht bloß Marcards Brief an Lavater über des Letzteren Magnetische Thorheit *) — liefert, sondern auch die Ausbrüche der Unvernunft und Schlechtigkeit darstellt, wenn sie nehmlich so sehr, wie im vorliegenden Falle, zu den äußersten Seltenheiten und den erstaunenswürdigsten Ungeheuern gehören.

Ich werde bloß das zusammenstellen, was jedes Mitglied des Deutschen Publikums schon einzeln las, aber nie im ganzen Zusammenhange vor sich hatte: also bloß eine Sammlung der gedruckten Erklärungen und Nachrichten aus öffentlichen Blättern. Diese muß zum Grunde liegen, damit einst eine weitere Geschichte dieses Handels, wobei Lit-

*) Dieser vortrefliche, edel gedachte und edel ausgedrückte, Brief steht in der Berl. Monatsschr. 1785, Novemb. S. 438 f.

Litteratur Moralität und Rechtspflege gewiß auf merkwürdige Weise interessirt sind, nach den Aussagen der abgehörten Personen und aus den Akten geliefert werden könne. — Merkwürdig und auch lehrreich sind diese Stücke in der That. Die Betrachtungen darüber ergeben sich aber theils zu häufig theils zu leicht, als daß sie ausführlich zu entwickeln hier möglich oder auch nöthig wäre. Sehenswehrt ist es, wie man, doch aus einigem Gefühl für Ehre und Schande noch, Anfangs abläugnen will, ja gar zu einer neuen Schande, der falschen Aufstellung eines Dritten, seine Zuflucht nimmt; und, da dies als platte Lüge sich nachher zeigen muß, hierbei nicht nur auf dem Titelblatt seines Buches, sondern auch seines Gesichtes eine wahrhaftig eiserne Stirn behält. Sehenswehrt, mit welchen Wendungen man sich dem Publikum darstellt, als man endlich das traurige Bekenntniß beichten muß. Sehenswehrt, wie man eine Schrift, die man selbst pasquillantisch nennt, doch wieder für eine Kleinigkeit ausgeben will, und sich über das Gerede zu wundern stellt, indem NB. eine Regierung die Sache als eine schwere Injurie scharf untersucht. Sehr sehenswehrt, wie die beiden Bundesgenossen sich einander untreu werden, und Jeder den Andern beschuldigt; wobei aber Niemand als der Teufel gewinnt, indem Keiner sich auch nur

um einen Tüttel dadurch rechtfertigt. Sehenswehrt endlich, mit welcher krampfhaften Verzuckung, nachdem man solche Dinge zu beichten hat, man noch eine vornehme, und wohl gar verzeihende Mine hervorzupressen sich bestrebt. — Hier ist die Sache.

Es ist bekannt, daß in der Michaelismesse 1790 das sogenannte Lustspiel herauskam: Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die Deutsche Union gegen Zimmermann; eine Schrift, für welche, wegen der gräulichen und plumpen Verläumdungen der unbescholtensten und zum Theil verdienstvollesten Männer Deutschlands, das ganze Publikum nur Eine Stimme der Verachtung und des Abscheues äußerte. Es ist bekannt, daß die Königl. Kurfürstl. Justizkanzlei in Hannover, theils in den dortigen Landen, theils auswärts vermittelst Requisizionsschreiben, Nachforschungen anstellte, um den Verleger und den Verfasser dieser Schrift auszumitteln. Bekannt, daß Herr Obristleutenant Mauvillon drucken ließ: Seine „Gerichtlichen Verhöre und Aussagen, den Verfasser der „Schrift B. m. d. eis. St. betreffend. Braunschweig, 1791, in der Schulbuchhandlung." Bekannt, daß der berühmte Herr Ritter von Zimmermann (welcher, wie manchen Juristen wunderte, gar nicht von seiner Obrigkeit vernommen ward)

ward) sein ritterliches Wort selbst nicht für hinreichend hielt, sondern sich zu dem „schauderhaften Eide" erbot; welchen man auf dem blauen Umschlage des Maistückes der Berl. Monatsschrift 1791 lesen kann. Man s. aber auch, was Hr. Hofr. Kästner „über diese Anerbietung zum Eide," im Junius der Monatsschrift Nr. 4 sagt.

Durch alles dies ward die Aufmerksamkeit ungemein gespannt: wer wohl der Verfasser dieses Pasquills sein möge? Denn, daß es der auf dem Titel genannte Herr A. von Knigge nicht sein konnte, sah wohl ein Kind; obgleich man sagt, daß einige große Kinder es nicht hätten sehen wollen. — Ein ungenannter, aber gewiß sehr guter Schriftsteller sagt hierüber Folgendes, welches mir so richtig und passend scheint, daß ich es hier einrücke. Neues Deutsches Museum, 1791, St. 3. „Noch ein Wort über Urbanität", S. 284.

„Keine Schrift, die mir unter Händen gekommen ist, beleidigt mehr Urbanität, Sittlichkeit und Polizei, als das Drama: Bahrdt m. d. eis. Stirn. Die Titelvignette stellt zusammengeschlungene Krallen vor, mit der Aufschrift: vis unita fortior. In dem Drama selbst ist eine Mischung von Giften, Kleinheiten, Unwürdigkei-

„keiten, ekelhaften Gegenſtänden, deren vis unita „ſtärker iſt, als ſelbſt die Urbanität ertragen kann. „Auch die Reinlichkeit wirft gewiſſe Dinge zum Fen„ſter hinaus. Doch ich will mich darum nicht „bekümmern: ich will der Urbanität das Wort „reden; und den vielen großen, guten, biedern, „gelehrten, witzigen, edlen Männern, die eine „ſolche Mißhandlung nicht treffen kann, überlaſ„ſen, wie ſie ein Benehmen rügen wollen, das „gerügt zu werden verdient, eben weil es ein „weit größeres Verbrechen enthält, als die belei„digte Urbanität. Ich bin nicht unter ihrer Zahl; „aber als unparteiiſcher Zuſchauer, ſtehe ich auf, „nicht um das von mir aufgeführte Drama zu „beklatſchen oder auszupfeifen, ſondern nur ein„mal zu fragen, wer wohl der Urheber einer ſol„chen Geburt ſein könne. So viel ich hin und „her denke, ſo begreife ich nicht, wem ich es wa„gen darf, eine ſolche Erſcheinung beizulegen.“

„Niedre Rache, gemeiner Witz, elende Bos„heit auf Koſten unſchuldiger Menſchen, ſind Aus„wüchſe und Ausbrüche des menſchlichen Geiſtes, „die der philoſophiſche Beobachter für Raſereien „hält, und die in der geſitteten Welt für eine Peſt „der Geſellſchaften angeſehen werden. Es giebt „freilich Leute, deren Hauch alles um ſie her ver-

giftet,

„giftet, und welche sich an der Oede freuen, die „in dem Gebiete der Vertraulichkeit, des duldenden Umganges, der sanften Gefälligkeit und der „leichten Vergnügungen ihre böse Zunge um sie „schaft. Aber diese Raserei: sich selbst aller Liebe, „aller wahren Achtung seiner Zeitgenossen zu berauben, um wie ein Sinnenverrückter wirklich „gefürchtet und vermieden zu werden; pflegt doch „nur im Dunkeln zu schleichen, hinter dem Rücken „zu verwunden, und den Anstrich der feinen Lebensart zu behaupten. Allein, wer ist so rasend, „und was kann zu dem Grade der Raserei bringen, vor der ganzen Welt seine Wuth gegen „Männer auszulassen, die zu den bekanntesten von „ganz Deutschland gehören? und in dieser Wuth „eine Schwäche und Verdorbenheit zu zeigen, die „dem Unsinnigen doch auch nicht Einen Freund, „nicht eine mitleidige Seele zur Beweinung der „Thorheit, übrig läßt?"

„Wer hat aber das Drama geschrieben? Das „ist es eben, was sich schwerlich angeben läßt; und „eben diese Sonderbarkeit hat mir bemerkenswerth „geschienen: daß in unserm verfeinerten Zeitalter „eine Schrift so sehr alle Regeln der Urbanität „und Sittlichkeit beleidigen können, daß a priori „es unmöglich ist zu bestimmen, wer eine solche

„Geburt in die Welt schicken wollen. Möge nie „der Namen des Verfassers bekannt, möge dieses „Produkt bald auf ewig vergessen werden! Und „du, freundliche Urbanität, bitte für uns!“

Noch immer ist es die elende Sitte einiger thörigten Schriftsteller, vorzüglich des Hrn. Ritters Zimmermann und seiner wenigen Genossen, mit dem Worte Berliner den Begrif von Inurbanität zu verbinden. — War denn etwa ein Berliner der Verfasser dieser Schrift, die an Inurbanität ohne Gleichen ist? Oder war es ein Ausländer? Waren es gar mehrere, welche hier einen wahren, nicht erdichteten, Bund gegen redliche Menschen geschlossen hatten? Waren es wohl gar sehr vertraute Freunde des Hrn. Zimmermann? Wohl gar Männer, welche, wie Hr. Zimmermann selbst, in Berlin die größten Beweise von Freundschaft, Achtung und Wohlwollen genossen hatten? — —

Gegen Ende des J. 1791 entstand das sich sehr bald allgemein ausbreitende Gerücht: daß Hr. Präsident von Kotzebue in Reval — bekannt, als Verfasser einer Menge schnellgeschriebener Schauspiele, Romane, und anderer Bücher — jene Schandschrift verfertigt habe. — Man weiß, daß seine Feder nicht saumselig ist. Er erklärte

hier-

hierüber in der Gothaischen Gelehrten Zeitung, unter dem 19 Oktober 1791: „daß er das Stück „nicht selbst gemacht, wohl aber das Manuskript „nach Leipzig gebracht, und zum Druck befördert habe." Zugleich ließ er eine Schrift im Publikum erscheinen, des Titels: „Erklärung des Verfassers der Schrift: D. Bahrdt m. d. eis. Stirn, „Königsberg, bei Friedr. Nikolovius. 1791." (1½ Bogen.) Hier mußte ein gewisser Traugott Friedrich Lebrecht Schlegel (man sieht, daß die moralischen Vornamen nicht immer Wirkung auf die bessere Moralität der Menschen haben), aus Reval, dem Wohnort des Herrn Präsidenten, sich öffentlich als Verfasser jenes Lustspiels bekennen; wobei Herr Notarius Wilhelm Vom in einem mitabgedruckten Instrument bekundet: daß obbesagter Schlegel das Manuskript dieses Geständnisses selbst verfaßt habe.

Aber diese sinnreiche Erfindung hielt nicht lange vor. Denn gleich darauf stand im Altonaer Merkur, vom 15 Dezemb. 1791, folgendes:

"An das Publikum.

"Der Mann welcher fähig war, das Pasquill: „B. m. d. eis. St., zum Druck zu befördern; „oder der auch nur, wenn es durch seine Hände „ging, den Druck desselben nicht möglichst zu

„verhindern suchte: würde wohl schon darum
„der allgemeinen Verachtung werth sein.
„August von Kotzebue bekennet sich öffent-
„lich in der Gothaischen Gelehrten Zeitung zu
„dieser Schandthat, um eine größere von sich
„abzuwälzen; es kann ihm aber völlig erwie-
„sen werden, daß er selbst der Verfasser je-
„nes schmutzigen Produktes ist, — erwiesen
„durch seinen eigenhändigen Brief, in Pyrmont
„geschrieben. Auf eben solche Art kann ihm
„auch erwiesen werden, daß er schon vor sieben
„Monaten die Absicht hatte, welche er itzt
„ausführt, einen unbedeutenden Menschen zu
„bewegen, Statt seiner die Schande jener
„schimpflichen Autorschaft auf sich zu laden.
„Diese Umstände sind nun gerichtlich zur Spra-
„che gekommen; die Inquisizion gegen ihn
„wird fortgesetzt; und bis die Resultate der-
„selben öffentlich bekannt werden, hält man es
„für Pflicht, dies dem Publikum vorläufig an-
„zuzeigen".

„Der Einsender dieser Nachricht setzt nur des-
„wegen seine Unterschrift nicht hierunter, weil
„er sich schämen würde, seinen Namen auf ei-
„nem Blatte mit jenem Pasquillanten zu sehn;

„doch

„doch ist derselbe bei der Expedizion des Alto„naer Merkurs zu erfragen.

Zwar schickte Herr von K. gerade um die nehmliche Zeit noch eine Erklärung nach Deutschland, welche in einigen Zeitungen zugleich mit der vorstehenden erschien. Sie lautet so (Hamburgische Neue Zeitung, vom 17 Dezemb. 1791):

„Ob ich gleich, sichern Nachrichten zufolge, vermuthe, daß die Erklärung des Verfassers der Schrift: D. B. m. d. e. St. so wie auch die meinige, welche ich am 19ten Oktober nach Gotha sandte, um sie der dortigen Gelehrten Zeitung einverleiben zu lassen, bereits in ganz Deutschland bekannt sein werden, und ich also nicht einmal nöthig hätte, auf den mich betreffenden Artikel in der Hamburger Neuen Zeitung zu antworten; so kann ich doch nicht umhin, folgendes anzumerken:

„Es ist wahr, daß ich das Manuskript nach Leipzig gebracht, und mir vergebens viel Mühe gegeben, einen Verleger dafür zu finden. Es ist schon so manche Posse in der Welt gedruckt worden; ich sehe gar nicht ein, warum man gerade diese Posse für etwas Wichtiges zu halten beliebt. Es ist wahr, daß ein bekannter Gelehrter in Mietau das Manuskript durch seinen Schreiber abschreiben lassen, und mir dasselbe, nur nicht ungelesen, zurückgegeben. Es ist wahr, daß dieser Gelehrte, außer der Bestellung der Vignette, weiter keinen Theil an der Sache hat. Es ist wahr, daß ich

ihm geschrieben: er solle, wenn er befragt werde, den wahren Zusammenhang der Sache nicht entdecken; denn ich sehe gar nicht ein, warum man jedem unbefugten Frager *) Rede stehen sollte? Es ist endlich wahr, daß die Leute sich lächerlich machen, wenn sie noch länger von einer Posse schwatzen, die, eben weil sie eine offenbare Posse ist, wohl Thorheiten züchtigen, aber keines Menschen Ehre antasten konnte, und folglich in den ersten vier Wochen vergessen sein sollte.

A. v. Kotzebue.

Indeß der feste Ton in der Anzeige an das Publikum im Alt. Merkur, welche freilich Hrn. v. K. nicht viel literarische noch bürgerliche Ehre ließ, erforderte andere Maaßregeln. Nun konnte nicht mehr geleugnet werden. Also mußte die Sache unbedeutend heißen. Hr. v. K. hatte das Ding schon in der letzten Erklärung eine bloße Posse genannt. Itzt erschien — wahrscheinlich wieder von Dr. Fr. L. Schlegel, oder von einem andern höchst innigen Freunde des Herrn Präsidenten, denn er weiß auch die geringfügigsten Umstände seines Lebens — eine Schrift: "Ueber und an Herrn August von Kotzebue.

„Nebst

*) Die Rede war von einer durch Requisitorialschreiben bewirkten Untersuchung der Hannöverschen Justizkanzlei.

„Nebst einem Postskript an die heilige Inquisizion, „den Verfasser Dr. Bahrdts m. d. e. St. betref„fend. Weder Zuckerbrot noch Assa fötida. Han„nover und Reval. 1792". 3 Bog. in 8. Auch hier wird die Sache sehr leicht vorgestellt: Hr. v. K. wohl etwas wegen Verfertigung dieser Schrift getadelt; doch seine andern großen Thaten und Bücher, weswegen er der Lieblingsschriftsteller des Publikums heißt, als so überwiegend vorgestellt, daß jener kleine Muthwille eines allerliebsten Humors gar nicht dagegen in Anschlag komme.

Allein, schon Mancher hat geklagt: "O „was ist die deutsch Sprak für ein plump Sprak!" In Deutschland nannte man Verläumdung und Niederträchtigkeit, Verläumdung und Niederträchtigkeit; in Deutschland fand man eine solche Posse weder einem guten Schriftsteller, noch einem Menschen von Erziehung, noch einem Stadtpräsidenten, noch einem Edelmanne, sehr angemessen. Diese Nachrichten kamen bis nach Reval hin, ja noch weiter. Nun galt weder Treu noch Glauben mehr; nun mußte die Verbrüderung gebrochen, und die meiste Schuld dem Mithelfer aufgebürdet werden.

Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteraturzeitung, Nr. 14: vom 28 Jan. 1792. S. 110, f.

Auszug eines Briefes des Präsidenten von Kotzebue, die Schrift: Bahrdt — Stirn betreffend; an seine Mutter die verwittwete Legazionsräthinn Kotzebue in Weimar.

Ihre Heftigkeit, liebste Mutter, bei Gelegenheit der fatalen Schrift: B. m. d. e. St. hat mich empfindlich gekränkt. Alles, was ich Ihnen schon im Monat April aus Mainz über die Sache schrieb, ist buchstäblich wahr; und ich wiederhole Ihnen hier den feierlichsten Schwur bei Gott, Ehre und Gewissen, daß von Allem was in jener verhaßten Schrift den moralischen Charakter eines Menschen antastet *) kurz von Allem was die Hanndverische Requisizion veranlaßte, nichts aus meiner Feder geflossen und nicht fließen konnte. Ich habe den Hrn. Kl. danals zum erstenmale nennen hören; ich habe nicht in Göttingen studirt; und mein zehnjähriger Aufenthalt in Rußland hat mich überhaupt so außer aller Verbindung gebracht, daß ich von dem Privatleben aller jener Gelehrten (Bahrdt ausgenommen, welchen Pott geschildert hatte) überhaupt nichts, am wenigsten jemals skandalöse Anekdoten erfahren habe. Auch wissen Sie, daß eine solche Anekdotenjagd nie meine Liebhaberei gewesen.

„Ja,

*) Das heißt in der That: Alles.

„Ja," werden Sie sagen, „man hat dir aber „die Materialien geliefert, und du hast sie eingekleidet?" — Auch das nicht. Ich kann feierlich beschwören, daß ich an den mir übersandten Manuskripten, die ich noch verwahre, nichts geändert, wie der Augenschein noch täglich beweisen könnte, wenn ich einen unwürdigen Gebrauch von dem in mich gesetzten Vertrauen zu machen fähig wäre. Hatte ich denn also wohl Unrecht zu hoffen, man *) werde nicht mir jene gehässigen Dinge zur Last legen?

Aber ich hätte freilich gar keinen Theil daran nehmen, auch nicht mit den unschuldigen, höchstens muthwilligen Possen mich befassen; ich hätte nie suchen sollen, es zum Druck zu befördern. — Sie haben Recht; und ich habe es schon tausendmal bereut, ungeachtet ich den Bewegungsgrund, der mich dazu vermogte, nie bereuen kann und werde: denn es war die reinste Freundschaft und Dankbarkeit. Auch bin ich wohl hart genug bestraft durch Ihren Zorn, durch alle die Verläumdungen, die ich über mich ergehen lassen muß, durch das falsche Licht, in welchem ich bei vielen meiner Freunde erscheine, durch den Verlust der Liebe des Publikums, und durch den natürlich daher entspringenden Mangel an Lust und Laune, etwas zu arbeiten. Glauben Sie mir, liebste Mutter, Rousseau hatte wohl Recht irgendwo zu sagen: daß vom Publikum gekannt sein **), eine

*) Das Publikum, welches Jenes nicht wissen konnte? und auch noch itzt, nach Hrn. Marcards Erklärung, nicht weiß.

**) Rousseau meinte wirklich nicht: als Pasquillant gekannt sein.

schwere Bürde ist. Heute steigen wir wie eine Rackete in die Luft, und morgen trampelt die Welt mit Füßen auf uns herum. Wie oft habe ich als Jüngling nach Ruhm gehascht! Ich Thor! ich verkaufe Ihnen heute mein ganzes bischen Ruhm für ein Dutzend Stück milchender Kühe, die ich eben itzt auf meinem Landgute nöthig habe. Das Publikum hat mich undankbar behandelt!! Es verdankt mir manchen Genuß, vielleicht auch manche Besserung des Herzens; denn ich war immer bemüht, die Tugend liebenswürdig zu schildern; und selbst der übrigens gerechte Vorwurf: ich habe manches zu bestreiten gesucht, was nicht immer bloß Vorurtheil sei; trift wenigstens nicht mein Herz, sondern aufs höchste eine noch zu jugendliche rasche Einbildungskraft. Kaum aber erfährt dieses Publikum, welchen Antheil eine vielleicht schwärmerische Freundschaft an jener verhaßten Schrift genommen, als es nicht Worte, nicht Zeitungen und nicht Journale genug finden kann, um mich zu verlästern. Geduld! die Liebe des Publikums war mir sehr werth, hat mich aber nie eitel gemacht; von ihm verkannt sein, schmerzt mich sehr, wird mich aber nie ganz niederdrücken. Ich fühle, welchen Werth ich in mir selbst trage; und trotz allem, was schon über mich ergangen ist, und vermuthlich noch ergehen wird, werden Sie mich niemals niemals vermögen, als Angeber aufzutreten: die Rolle ist gar zu häßlich. Lieber möge man mich noch länger in ganz Deutschland zerreissen. Wer mich genauer kennt, weiß doch, was er zu glauben hat, und daß ich wohl einmal einer leichtsinnigen, aber keiner schlechten Handlung fähig war.

Er-

Erlauben Sie mir in Zukunft über dieſe unangenehme Materie ganz zu ſchweigen. Nur dies eine muß ich noch hinzuſetzen: auch Sie ſcheinen zu glauben, Zimmermann ſelbſt habe um die Sache gewußt. Aber ich ſchwöre Ihnen bei allem, was mir heilig iſt, und ſo wahr ich an das Daſein eines Gottes glaube, daß Z. vor dem Druck der Schrift nicht die entfernteſte Vermuthung davon hat haben können. Im Gegentheil werden Sie dieſen wahrhaft edlen Mann bewundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ziemlich witziges Produkt, welches im vorigen Frühjahr zu ſeiner Vertheidigung geſchrieben wurde, und in Frankreich gedruckt werden ſollte, wozu bereits alle Anſtalten getroffen waren, nur allein durch ihn unterdrückt wurde.

* * *

Altonaiſcher Merkur 1792 Nr. 14. S. 166, f.

Erklärung die Schrift: Bahrdt — Stirn betreffend.

Schmähungen ohne Maaß und Ziel brechen mir endlich den Mund auf. Was ich bisher gethan, that ich, um einen Freund zu retten. Ich bin mir ſelbſt der nächſte! ich kann nicht länger ſchweigen. — Daß Freundſchaft und Dankbarkeit mich verleiteten, die erſte Idee zu einem Schauſpiele zu entwerfen, in welchem Zimmermanns Feinde und Neider lächerlich gemacht werden ſollten, leugne ich nicht. Daß alles, was jene verhaßte Schrift an Perſiflage,

sistage, Scherz und hin und wieder an Muthwillen enthält, mir zugehört: bekenne ich; und habe es schon in zwei verschiedenen Erklärungen bekannt, welche beide bereits vor acht Monaten zum Druck bestimmt waren, aber jedesmal durch die Aengstlichkeit meines Freundes unterdrückt wurden.

Alles hingegen, was jene Schrift an ehrenrührigen Anekdoten enthält; alles, was den moralischen Charakter der darin auftretenden Personen antastet; alles, was die Herren Klockenbring, Lichtenberg, Kästner, Mauvillon, Campe, Trapp, Ebeling, u. s. w. betrift; kurz alles, was die Requisition Hannöverischer Seits bewirkt hat; rührt wörtlich von einem Manne her, der mein Freund war, und dem es Gott verzeihen möge, daß er mich in diese unangenehme Geschichte verwickelt hat. Wörtlich, sage ich: denn ich habe die Anekdoten nicht eingekleidet, ihnen nicht das Gewand der Sprache geliehen, sondern sie ganz unverändert gelassen, wie sie waren: welches ich eben so unbefangen vor jedem Richter beschwören kann, als ich es in diesem Augenblicke vor dem Publikum beschwöre; vor dem Publikum, welches bis itzt ungerechterweise! meinen guten Ruf zerfleischte. Man streiche jene ehrenrührigen Anekdoten und Anspielungen aus der verhaßten Schrift weg; und ich frage dann jeden Unparteiischen, ob das, was übrig bleibt, der Rede werth ist? Ob es je Aufsehen erregt haben würde? Ob man es nicht in vier Wochen vergessen hätte, wie alle die zahllosen Pamphlets, welche seit Jahren in dieser

Sache

Sache erschienen sind? Alles, was ich bisher gelitten — und das war viel! — verdanke ich also allein dem Manne, welcher in einer unglücklichen Stunde sich hinreissen ließ, Urheber jener unverzeihlichen Dinge zu werden. Ich gab mein Wort zu schweigen; ich habe es redlich gehalten, ich habe alles aufgeboten, den Mann zu retten, den gewiß kein unedler Bewegungsgrund zu einer unüberlegten Handlung verleitete. Aber die hämische Art, mit welcher man auf allen Seiten meine Ehre antastet, entbindet mich meines Versprechens; ich kann und darf es nicht länger dulden. Er allein mag verantworten, was er schrieb; und wenn er itzt zu seiner Entschuldigung anführt: „er habe die Schrift vor dem Druck „nicht wieder gesehn," so hebt das doch die Thatsache nicht auf, daß er das, was er schrieb, wirklich für den Druck bestimmt hätte.

Mit der nehmlichen Post, mit welcher ich diese meine abgedrungene Erklärung in die Hamburgischen Zeitungen einsende, benachrichtige ich auch den Mann, der mir in dem letzten Jahre meines Lebens so manche Stunde verbitterte, und für welchen ich bis itzt so unendlich viel litt, von dem Schritte, den ich endlich zu thun gezwungen war; ich benachrichtige ihn, daß ich itzt ohne Aufschub die Bekanntmachung seines Namens von ihm selbst erwarte, weil es mir weh thun würde ihn nennen zu müssen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß mir das Herz dabei blutet; aber meine Ehre, meine Familie und die Achtung des Publikums sind mir zu heilig. Zwar bin ich weit

entfernt

entfernt, auch meinen Antheil an dieser Schrift vertheidigen zu wollen; doch hoffe ich, jeder Unbefangene werde mich weniger streng richten, nachdem er dieses gelesen. Reval, den 24 Dezemb. 1791.

A. von Kotzebue.

Beilage zu Nr. 21. des Hamburgischen Unparteiischen Korrespondenten, d. 7 Febr. 1792.

Gegenerklärung auf die Erklärung des Hrn. von Kotzebue in Nr. 12 des Hamb. Korresp.

Fast alle Vorwürfe, die man dem Herrn v. K. wegen seines Schauspiels: Doktor B. m. d. e. St. gemacht hat, sucht er in seiner Erklärung auf einen Andern zu lenken. Er läßt viele Sachen darin so unbestimmt, daß man den wahren Zusammenhang der Dinge daraus gar nicht sehen kann. Er fodert dann aber auch Den auf, sich zu nennen, der ihm gewisse Nachrichten anvertrauet hatte, von welchen Hr. v. K. in seiner Schrift Gebrauch machte. Es ist wirklich auch die höchste Zeit für diesen hervorzutreten; denn schon seit etlichen Monaten hat ihm Jemand die Verfasserschaft der obigen Schrift selbst aufgebürdet, und dieses Gerücht würde bald allgemein geworden sein. Der Vorgang muß erzählt werden.

Gegen Ende August 1790 sprach ich zufällig mit Hrn. v. K. mit Heftigkeit über die Verbündung!! die mit unserm Freunde dem Hrn. Ritter von Zimmermann

mann, auf eine so gottlose Weise, und eben damals am allerwütendsten haderte, und über einzelne seiner Feinde von ihm. Ich gerieth damals immer in Leidenschaft, wenn ich davon sprach, und wenn ich davon las, welches fast täglich geschah. Hr. v. K. sagte mir bei dieser Gelegenheit: er habe seit einiger Zeit die Absicht, etwas für den Hrn. v. Z. zu schreiben, nicht aus Rache, sondern um dem Lärm ein Ende zu machen. Er verlangte von mir, als einem vieljährigen vertrauten Freunde des Hrn. v. Z. Nachrichten von den Streitigkeiten und von seinen Widersachern. Niemand hatte bisher für meinen Freund gesprochen. Ich hatte den Gedanken nie gehabt, ihn auf dieselbige Weise zu vertheidigen, wie er angefallen wurde*); obgleich für eine solche Nothwehr, für einen Freund, sich, unter solchen Umständen, etwas sagen ließe. Denn wer will behaupten, daß seine Feinde keine Züchtigung verdient hätten? Hr. v. K. hatte gewiß alle Talente dazu; und so berührte daher seine in sich gute Absicht bei mir eine empfindliche Saite. Denn ich vermag nicht auszusprechen, wie tief ich die Abscheulichkeiten und das Unrecht fühlte, was man täglich gegen meinen Freund ausübte, und wie mich das Verfahren gegen ihn empörte und zuweilen erbitterte. — Man übte gegen den Hrn. v. Z. aus, was Voltaire gegen Rousseau vorschlug:

il

*) Was hatte Hr. von Z. eigentlich für Feinde? fiel er an, oder ward er angefallen? — Indeß, wie kann man es mit einem Manne so genau nehmen, der selbst sagt, daß er mit Heftigkeit redet und in Leidenschaft ist?

il n'y a qu'une partie à prendre contre lui, c'eſt de le diſcréditer de toutes manieres, de ne plus lacher priſe contre lui, de le reduire au point de ne plus etre crû ſur rien. Je donnerai l'exemple, imitez mes tons. Ich war nie verſchwenderiſch mit Freundſchaft; aber, Wankelmuth, Laulichkeit und Neutralität iſt meine Sache nicht; daher habe ich auch alte, wahre und warme Freunde. In großem und gerechtem Unwillen alſo über die damalige beiſpielloſe Wuth gegen den H. v. Z., die jedem ſeiner Verfolger ungeahndet hinging; aufgebracht über die täglichen Ausbrüche des Neides: über die unabläſſigen Neckereien, Ausfälle und Läſterungen gegen dieſen vortreflichen mir ſo lieben Mann, habe ich damals gleich in Pyrmont unter vielen Zerſtreuungen und Geſchäften dem H. v. K. der bald abreiſete, auf ſeine Fragen und dringendes Begehren, im Vertrauen und auf Diskrezion, verſchiedene Nachrichten, Bemerkungen und ganz bekannte Anekdoten flüchtig mitgetheilt. Ich erfand ſie nicht. Von hundert andern hätte er ebendaſſelbe erfahren. Im Grunde liegt auch nichts daran, von wem man die Dinge weiß, die man drucken läßt. Ich theilte ſie mit, ohne perſönliche Feindſchaft gegen irgend einen Menſchen. Ich überließ ſie der Klugheit und Vorſicht eines Mannes von Anſehn; ich hätte ihm mein Leben vertraut. Es waren Schilderungen, Charakterzüge, und ſie zeigten die Meinung der Welt von einigen Feinden des H. v. Z.; in Summa Notizen für H. v. K. Er nahm ſie an; ich war ſehr beſchäftigt, und ſah nichts davon wieder. Es wurde kein beſtimmter Gebrauch davon, durchaus nicht, verabredet; ich

habe

habe wohl nicht einmal dunkel daran gedacht, daß man so rohe hingeworfene Dinge könne in Druck geben. Man läßt doch nicht drucken, wie man spricht. Wenn ein Zettel in der ersten Person geschrieben war, wie H. v. K. sagt, so ist das möglich; aber ich sehe nicht, was es beweiset. Meine Anmerkungen waren freilich in Worte gefaßt; also kann es wohl sein, daß vieles davon wörtlich gebraucht und eingeschaltet sei; aber manches ist ausgemalt und verstärkt, es sind durchaus auch Zusätze hinzugekommen; alles Zotenhafte ist schon nicht von mir.

Wenn aber H. v. K. nachher, abwesend von mir, jene ganz rohe, in ein paar Minuten hingeworfene Dinge, mit Muße und Ueberlegung nach freiem Sinn und Willen in sein Schauspiel eingewebt hat; so fällt ein solcher unvorsichtiger Gebrauch ihm allein zur Last. Es hilft ihm nicht das Geringste, zu sagen, von wem er sie weiß; von irgend jemand mußte er sie wohl erfahren haben. Er hatte es ja in seiner Gewalt, einen ganz andern, oder auch gar keinen Gebrauch davon zu machen. Wenn ich im Eifer und Unwillen heftige und harte Worte gebraucht, und Dinge gesagt hatte, von denen man sonst doch wohl spricht: wer nöthigte ihn, sie mir nachzusagen, sie für den Dialog zuzustutzen, und sie gedruckt zur Schau auszustellen? Es ist ein gewaltiger Schritt zwischen mittheilen an einen sichern namhaften Mann, und zwischen Einrichten zum Druck und wirklich in den Druck geben; man denkt zum zweitenmale daran. H. v. K. sollte nicht sagen, so etwas, im Vertrauen, und

nicht bei kaltem Blute eilig mitgetheiltes, sei zum Drucke bestimmt. Um so etwas zu behaupten, hätte er doch wohl bei Dingen, deren Bedeutung er wissen mußte, vorher fragen müssen: Soll ich das so, soll ich das auf Ihre Rechnung drucken lassen? Dergleichen ist durchaus nie vorgefallen. Es ist auch nicht von mir zu denken, daß ich, mit Ueberlegung, eine zwar der Umstände halber sehr unartige Neckerei gegen meinen Freund Z. mit so fürchterlichen Beleidigungen hätte erwiedern wollen. Ich sah den Gebrauch nicht, den H. v. K. von meinen Nachrichten machte; ich erwartete ihn nicht; und doch will er mich wegen der Folgen dieses Gebrauchs zur Rechenschaft ziehn. Er klagt mich also eigentlich dafür an, daß ich ihm auf sein Verlangen einen Brief und ein paar einzellose Zettel von mir und von einem andern fremden Manne in die Hände kommen ließ. Soll man denn einen verständigen Mann von einem gewissen Ansehn und Range in der Welt, und einen Rechtsgelehrten, behandeln wie ein Kind, dem man kein Messer in die Hand geben darf? Die Dinge waren ja gut zu wissen, wenn sie auch nicht gut waren, wieder zu sagen. Es war an sich unschädlich, daß H. v. K. Anekdoten erfuhr, die so viele Menschen wußten; er lernte daraus seine Leute kennen. — Innigst leid ist es mir indessen, daß ich eine Gelegenheitsursach zu so vielen Verdrüßlichkeiten eines Mannes war, den eine ursprüngliche gute Absicht irre führte.

Das ganze allzuschmutzige Schauspiel selbst geht mich übrigens nichts an. Nie ist eine unanständige Zeile mit oder ohne Namen von mir gedruckt wor-

den,

den, und von allen Unreinigkeiten dieser Schrift gehört nicht das Allergeringste auf meine Rechnung. Ich sah nichts davon vor dem Druck, viele Züge erweckten mir Widerwillen. Ich erschrak über das Ganze, als ichs sah, und damals nicht mehr erwartete. Aber der Pfeil war abgeschossen.

Weder der erste Gedanke zu dieser Schrift, noch der Plan, noch der Einfall, sie einem fremden Verfasser unterzulegen *), noch die Ausführung, rührt von mir her. H. v. K. schrieb sie in weiter Entfernung von mir, schaltete selbst auf seine Weise, und nach seinem Belieben, aus meinen Nachrichten die Dinge ein, die ihm anstunden, und ließ sodann drucken, ohne mich etwas sehen zu lassen. Außer dem Titel und den Personen, von denen vorher gesprochen war, habe ich keine Zeile von der ganzen Schrift vor dem Druck gesehn oder gelesen; und ich stehe daher Niemanden für Nichts ein von Allem, was sie enthält. H. v. K. hätte nicht sagen müssen, ich habe die Schrift vor dem Drucke nicht wieder gesehn, sondern ich habe sie nie gesehn. Noch einige Dinge hätte er in seiner Erklärung nicht sagen müssen, wenn er die Sache genau nähme, aber hier ist kein Raum. Wenn er sagte: Ich hielt ihn ab, hervorzutreten, so vergaß er, daß ich ihn einmal, Anfangs April v. J. aufs dringendste aufforderte, sich zu nennen. Weil ich es in Absicht des H. v. Z. für billig hielt, wollte ich denn auch, allenfalls schon vor ihm her, sagen, wer ihm Nachrichten mitgetheilt habe. Ich wollte dies bloß deswegen thun, damit man nicht meinen Freund Z.

*) Also dieser höchst pasquillantische Einfall, wem gehört er? Etwa jenem andern fremden Manne?

wieder dieſerhalb in Verdacht habe; denn einen andern Grund, mich bekannt zu machen, konnte es gar nicht geben, als meine Freundſchaft für den H. v. Z. Niemand anders hatte ein Recht, es zu verlangen; am allerwenigſten H. v. K. Hernach änderten ſich die Umſtände, und ohne groſſe Urſach ſetzt man ſich ja nicht gern Streit und Zänkereien aus. H. v. K. hatte wirklich auch keine Neigung dazu.

Es iſt wahr, mit kannibaliſcher Grauſamkeit, inſofern ſie mit Federn auszuüben ſteht, iſt man gegen den H. v. K. aus Anlaß ſeines Schauſpiels, zu Werke gegangen; viele billige Leute haben es mit Widerwillen angeſehn: und es mag etwas von ſeinem Verfahren gegen mich entſchuldigen.

Für einen Umſtand iſt doch dieſer Ausgang der Sache gut, und freuet mich. Nun fällt denn doch der ſchändliche Argwohn gegen die heiligſten Betheuerungen des H. v. Z. daß er von dieſer Sache nichts gewußt habe, weg, und fällt ſchwer auf ſeine Urheber zurück. Um ſo mehr freuet mich dieſes, je edelmüthiger H. v. Z., ich mag wohl ſagen, mit wahrer Gröſſe der Seele, auf dieſe Satisfaktion, die er fordern konnte, Verzicht that.

Was mich betrift, ſo werde ich nichts leſen und nichts erfahren von allem, was man aus Anlaß dieſer Sache nach gewöhnlicher Weiſe etwa wider mich ſchreiben wird, und folglich nicht beantworten. Ich

zank-

zankte nie. Aber erfahren werde ich, wenn etwas erscheint, das Antwort erfordert. Und denn wünschte ich, man möge die Sache so führen, daß ich bei der Mäßigung bleiben könne, die ich allzeit liebte, und nicht veranlaßt werde, Dinge klar zu machen, die ich recht gern unberührt lassen will. Oldenburg, den 28sten Januar 1792.

Marcard, Dr.

* * *

Herr von Zimmermann, und Herr Marcard — Saint Roche, et son chien! Das getreue Thier muß ja wohl bellen, wenn der Heilige etwas zurecht gewiesen wird. Auch weiß das gute Thier nichts davon, ob nicht sein Heiliger sich zuvor höchst unnütz aufführte; ob er nicht, ganz in dem thörichten Dünkel eines selbstgeschafnen Heiligen, unschuldige Leute anfiel, und zwar auf die hämischste Voltärische Art gegen Rousseau anfiel, indem er jene Leute bei Fremden und bei Obrigkeiten als Volksverführer und als Empörungsfreunde anzuschwärzen suchte; so daß man ihn etwas nachdrücklich eines Bessern zu belehren, etwas nachdrücklich seine Heiligenwut abzuwehren genöthigt war. Alles dies weiß das gute Thier nicht, und kümmert sich nicht darum: es muß ja bellen; denn der Mann ist ja sein Heiliger.

Es gehört in der That etwas von der Stirn dieses Begleiters eines Heiligen dazu, so ganz unbefangen öffentlich zu sagen: „Hundert wüßten solche Sachen von den dort genannten Gelehrten, wie sie in jenem Lustspiel erzählt werden; es seien bekannte Anekdoten; es sei die Meinung der Welt.“ — Es ist lächerlich, daß man nicht weiß, was Herr Aug. von Kotzebue und Herr H. M. Marcard eigentlich an dem saubern Werk gearbeitet haben; da sie sich doch darüber, und noch dazu gegen einander, erklären, hätte man glauben sollen, daß dieser Punkt vorzüglich aufs reine gebracht werden würde. Es ist lächerlich, daß Hr. Marcard zwar seinen Antheil an dem Werke eingesteht, aber gegen die Zoten und den Schmutz darin protestirt. Das ganze Ding ist ja Eine lange Zote; alles wimmelt von Schmutz und Unreinigkeiten. Und da muß man denn fragen: Wer ist der Schamlose, welcher sagen darf, daß Berlinische Gelehrte, so wie sie dort genannt sind, dergleichen Dinge begehn, dergleichen Häuser besuchen, dergleichen Unflätereien sich zu Schulden kommen lassen? wer ist der Schamlose, welcher dergleichen für allgemein bekannt auszugeben sich unterstehen darf?

Hr. Marcard kennt vielleicht den Verfasser des Aufsatzes im Neuen Deutschen Museum, 1791,

wo (unter der Aufschrift: Ist die Deutsche Nazion die erste in der Welt?) es sehr bitter gerügt ward, daß Deutsche Schriftsteller in einem groben pöbelhaften Ton gegen einander schrieben. Wenn Hr. Marcard doch das Lustspiel: Bahrdt m. d. e. Stirn, als das auffallendste Beispiel zum Belag dieser Behauptung, dem Verfasser mittheilen wollte! Denn dergleichen hat schwerlich irgend eine andre Nazion.

9.

Nachtrag zur Klage über den April 1792;

in die Seele des Verfassers gedichtet.

Verräther April!
Verheerer der schönsten Aurikel,
Des Lieblings der Flora, des Blumenvolks Zier,
Nicht Stillstand, nicht Friedensartikel,
Nein, immer erneuerte Fehde mit dir!
Die sei dir (o würde dies Glück mir gewährt!)
Bis tausend achthundert und vierzig erklärt,
Aurikelverderber April!

Jena, gedruckt bei Joh. Mich. Mauke.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY OF CONGRESS